



Braunschweigische Heimat

103. Jahrgang, Ausgabe 1/2017

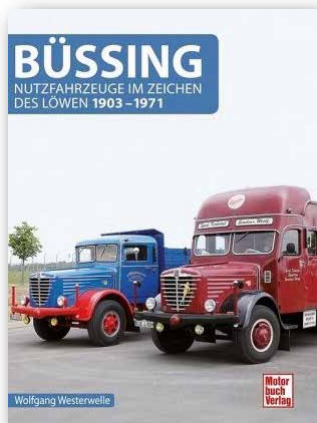


Aus dem Inhalt:

Die Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn im
Braunschweigischen Harz schrieb Geschichte

Das Jurameer im Braunschweiger Land und die
Saurierfunde von Hondelage und Schandelah

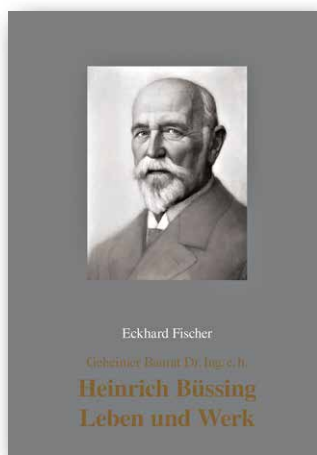
Zur Geschichte der Hagenmarkt-Apotheke



Büssing – Nutzfahrzeuge im Zeichen des Löwen

Lastwagen und Omnibusse von BÜSSING hatten jahrzehntlang beste und fortschrittlichste Techniken für Nutzfahrzeuge in Deutschland. Dargestellt sind in dem Buch alle wichtigen Modelle mit ihren technischen Besonderheiten, detailliert in Wort und Bild, vom ersten Lastwagen des Jahres 1903 bis zum letzten „Burglöwen“ des Jahres 1971. Seit der Übernahme durch MAN zu Anfang der 1970er-Jahre erinnert der Büssing-Löwe an den MAN-Fahrzeugen weiterhin an die gute Tradition.

Westerwelle, Wolfgang: *Büssing Nutzfahrzeuge im Zeichen des Löwen 1903-1971*. – Stuttgart, 2016. Darin: Ahlers, Rolf: *Mit Omnibussen begann der Erfolg*, S. 17-23. Hardcover, 23 x 30,5 cm, 240 Seiten, 430 Abb. schwarz-weiß und 188 Abb. farbig. ISBN 978-3-613-03918-6, 29,90 Euro, Verlag Motorbuch



Heinrich Büssing – Leben und Werk

Das Buch zum bevorstehenden 175-jährigen Geburtstag Heinrich Büssings zeichnet die Biografie und das Lebenswerk des faszinierenden Erfinders und Unternehmers nach und bindet es in den historischen Kontext ein. Es verknüpft dazu die wenigen erhaltenen persönlichen Aufzeichnungen Büssings mit Aussagen von noch lebenden Familienangehörigen sowie zahlreichen historischen Dokumenten wie privaten Fotografien der Familie, Notizen, Konstruktionszeichnungen und Auszeichnungen.

Fischer, Eckhard: *Heinrich Büssing – Leben und Werk*. – Braunschweig, 2016. Hardcover, 21 x 29,7 cm, 338 Seiten, zahlreiche Abb. ISBN 978-3-87597015-9, 19,80 Euro, Verlag Oeding Druck

Abbildungen Titelseite:

Abb. oben:

Portal, früher an der Hagenmarkt-Apotheke, jetzt am Gewandhaus, Foto: Dieter Heitefuß. (Seite 3).

Abb. mitte:

Rübeland im Bodetal, Blick vom Hohen Kleef, am Horizont der Brocken, Foto: Dieter Heitefuß, Januar 2016. (Seite 14).

Abb. unten links:

Der erste Spargel der Saison in Wendezelle, präsentiert von Christian, Annedore und Heinrich Hornig (v.l.n.r.), Foto: Fam. Hornig. (Seite 31).

Abb. unten rechts:

Ichthyosaurier (*Stenopterygius* sp.), entdeckt und geborgen 2016. (Seite 19).

Impressum:

Braunschweigischer Landesverein Geschichte-Heimat-Natur e.V. – Herausgeber – www.bs-heimat.de

Unser Mitgliedsbeitrag beträgt 25,00 Euro pro Kalenderjahr, Beitragshöhe für Schüler/innen und Student/innen auf Anfrage.

Unser Konto: IBAN: DE19 2505 0000 0000 1116 90 BIC: NOLADE2HXXX

Namentlich gekennzeichnete Beiträge verantworten die Urheber/innen, nicht der Verein oder die Redaktion.

Die Braunschweigische Heimat erscheint auch in: „Digitale Bibliothek Braunschweig“ – Ein Dienst der Universitätsbibliothek der TU Braunschweig.

Vorsitzender: Dieter Heitefuß, Buchfinkweg 10, 38122 Braunschweig, vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion: Rolf Ahlers, Wendezeller Ring 10, 38176 Wendeburg, heimat@bs-heimat.de

Gestaltung: Uwe Krebs www.verlag-uwe-krebs.de

Braunschweigische Heimat ISSN 2198-0225

-
- 3 Die Hagenmarkt-Apotheke – seit 340 Jahren
Rolf Ahlers
-
- 11 135 Jahre im Zeichen des Löwen: Der Glatzer Gebirgs-Verein (GGV) Braunschweig e.V.
Christian Drescher
-
- 14 Die Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn im Braunschweigischen Harz zwischen Blankenburg und Tanne schrieb Eisenbahngeschichte
Dieter Heitefuß
-
- 19 Das Jurameer im Braunschweiger Land
Ralf Kosma
-
- 23 Hohlglas – Ein Luxusgut in alten Zeiten?
Jens Koch
-
- 26 Gottfried Wilhelm Leibniz und Herzog Anton Ulrich
Otto Pfungsten
-
- 31 Es kommt wieder die Spargelzeit in Niedersachsen
Gerd Biegel
-
- 32 Der Sperber, ein Greifvogel der unsere Dörfer und Städte besiedelt hat
Rolf Jürgens
-

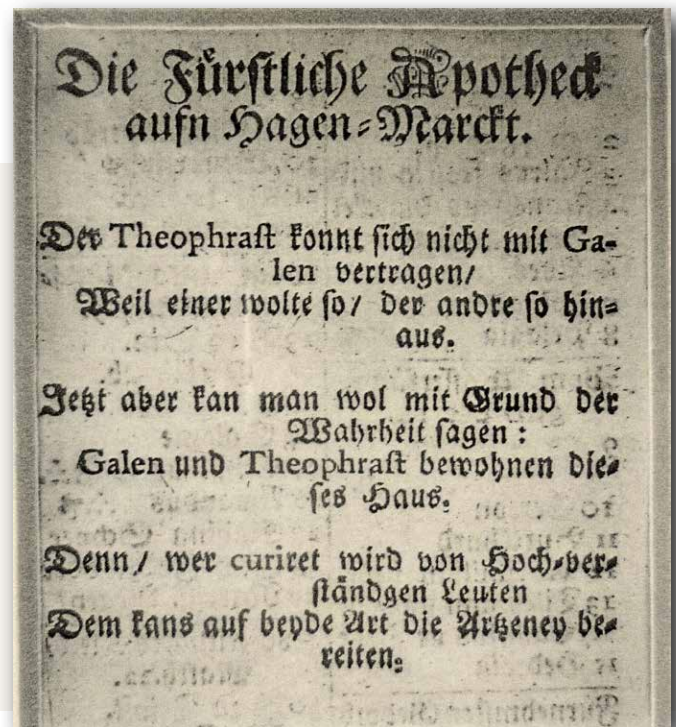


Die Hagenmarkt-Apotheke – seit 340 Jahren

Rolf Ahlers

„Als wir 1977 das 300-jährige Jubiläum feierten, bekamen wir von einem befreundeten Arzt ein Blatt aus dem Kalender für das Jahr 1718 geschenkt,“ berichtete Dr. Wigand Bohlmann. (Abb. 1)

Die Fürstliche Apotheek aufn Hagen-Marckt.
Der Theophrast konnt sich nicht mit Galen vertragen /
Weil einer wolte so / der andre so hinaus.
Jetzt kann man wol mit Grund der Wahrheit sagen:
Galen und Theophrast bewohnen dieses Haus.
Denn / wer curiret wird von Hoch-verständgen Leuten
Dem kans auf beyde Art die Artzeney bereiten.



Zu „Galen“:

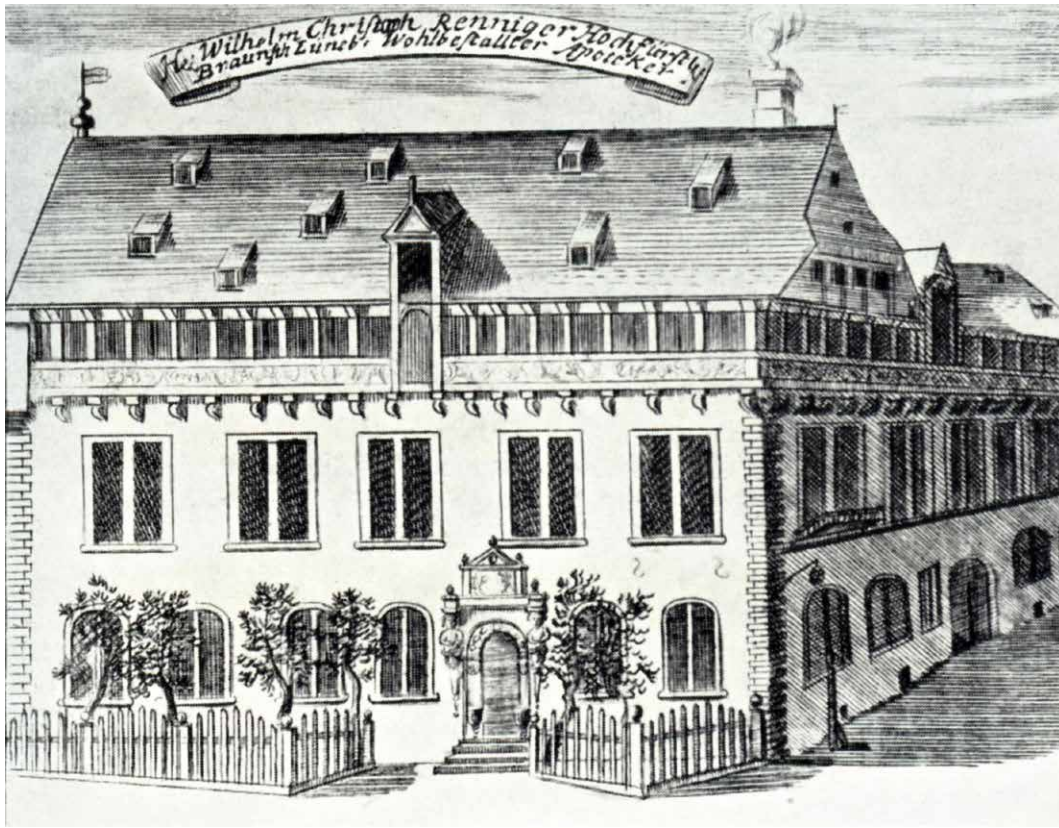
Galenos von Pergamon (* 129 oder 131, † um 200 oder 215), griechischer Arzt, knüpfte nach Jahrhunderten an die hippokratische Viersäftelehre an: Hippokrates von Kos (* um 460 v. Chr., † um 370 v. Chr.) gilt als der berühmteste Arzt des Altertums und Begründer der Medizin als Wissenschaft. In seinen Schriften erklärt er, dass Krankheiten aus dem Ungleichgewicht von Körpersäften (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle) entstehen. Aus diesen Überlegungen heraus entwickelten sich ungezählte Behandlungsmaßnahmen, insbesondere gab es fast bis in die Gegenwart das Aderlassen, das Setzen von Schröpfköpfen und den Einsatz von allerlei Abführmittel. Den genannten Körpersäften waren die Zustände (Primärqualitäten) „warm und feucht“, „kalt und feucht“, „warm und trocken“ und „kalt und trocken“ zugeordnet. Die von Galen dazu angenommenen Geschmacksrichtungen (Sekundärqualitäten) sind: Blut = süß, Schleim = salzig, gelbe Galle = bitter, schwarze Galle = sauer und scharf. Krankheit war für ihn eine fehlerhafte Mischung der Säfte. Diesem Ansatz folgend entwickelte Galen ein eigenständiges pharmakotherapeutisches System.

Nach Galenos ist die Galenik benannt, die Lehre von der Zubereitung der Arzneimittel. Denn ein medizinischer Wirkstoff allein ist noch kein Arzneimittel. Für die erkrankte Person muss der Wirkstoff zusammen mit Hilfsstoffen in einen anwendungsgerechten Zustand gebracht werden, Beispiele sind Tabletten, flüssige Mittel oder Salben. Die Zubereitung, die Art der Hilfsstoffe und der Zustand des Arzneimittels haben Einfluss auf die Verweildauer und die Konzentration der Wirkstoffe im Körper.

Zu „Theophrast“:

Theophrastus Bombastus von Hohenheim (*1493?, †1541), seit 1529 nannte er sich Paracelsus. Seine Lehren und Ausführungen zu den Krankheitsursachen nennen fünf Hauptarten von Krankheitseinflüssen, die nicht allein im Menschen begründet sind, sondern auch äußere Einflüsse sein können: Die Gestirneinflüsse, durch den Körper aufgenommenes Gift, Vorherbestimmung/

Abb. 1 oben: Blatt aus „Braunschweigischer Kupffer-Kalender Auf das Jahr Christi MDCCXVIII (= 1718)“ von Johann Georg Bäck, Braunschweig.



Konstitution Einfluss der Geister, unmittelbarer Einfluss Gottes. Nach seiner Auffassung hat jede Krankheit auf eine oder mehrere dieser Ursachen. So kann sich die Wirkung eines Giftes verstärken, wenn eine schwache Konstitution vorliegt. Für eine eingehende Diagnose muss der Arzt daher die Gesamtheit aller fünf Einflüsse berücksichtigen. Immer wieder zitiert: „Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift; allein die Dosis macht, daß ein Ding kein Gift sei.“ (Nach einer alten Weisheit sind Arzneimittelwirkungen sehr schwach, deutlich, heftig, vernichtend.) Die von Paracelsus genannten Krankheitsursachen bewirken ein Ungleichgewicht von drei bestimmenden Grundsubstanzen des menschlichen Körpers: Schwefel, Quecksilber und Salz. Die Heilung erfolgt durch die Wiederherstellung des Gleichgewichtes, und zwar durch Einnahme entsprechender Arzneimittel. Mit seiner Methode konnte er große Erfolge vorweisen.

Benannt als „Edikt von Salerno“ ließ der Stauferkaiser Friedrich II. 1231 die Gesetzessammlung „Liber Augustalis“ zusammenstellen und veröffentlichen. Zwischen 1231 und 1243 kamen zahlreiche Nachträge hinzu. In einem dieser Nachträge wurde auch die Trennung von Ärzte- und Apothekerwesen geregelt: Ärzte durften keine Apotheke betreiben. Arzneimittelpreise wurden gesetzlich festgeschrieben, um Preistreiberei zu verhindern. Das Edikt von Salerno wurde Grundlage der Apothekengesetzgebung. Apothekenordnungen legten festgelegt, dass Apotheken nur zum Verkauf von Arzneien gegründet werden durften.

In Braunschweig ist die erste Apotheke seit 1476 nachgewiesen, die „Raths-Apotheke“ befand sich in einem Gebäude am Eiermarkt Ecke Garküche. Später wurde sie auch Große Apotheke oder Martini-Apotheke genannt, heute Altstadtmarkt-Apotheke. Im Laufe der Zeit hatte sich zusätzlich mehrere „kleine“ (auch als „wilde“ bezeichnete) Apotheken angesiedelt. Es waren wohl zumeist Gewürz- oder Kräuterhändler, die auch allerlei Mittelchen gegen Krankheiten im Angebot hatten. Der Verkauf war zwar illegal, wurde aber aufsichtsbehördlich geduldet. Erst 1672 – nachdem die Stadt im Jahr zuvor wieder unter fürstliche Herrschaft gekommen war – beantragte Joachim Pappe beim Herzog die Zulassung einer zweiten richtigen Apotheke im städtischen Weichbild Hagen. Er hatte keinen Erfolg. Obwohl: In der damaligen Residenzstadt Wolfenbüttel bestand 1560 eine Fürstliche Apotheke, eine solche folgte 1572 in Gandersheim und einige Jahre später (1576) in Helmstedt.

Andreas Zacharias Happe, in Osterode/Harz geboren, hatte in Goslar die Apothekerkunst erlernt, machte sich dann in Braunschweig ansässig und bekam 1668 das Bürgerrecht. Die Bedingung dabei war, dass er in seinem Beruf nicht selbstständig tätig sein durfte, obwohl es sein Wunsch war.

Abb. 2 links oben: Erste zeichnerische Darstellung – Kupferstich, Gebäudeansicht von Südosten, 1718: H. Wilhelm Christoph Renniger Hochfürstl. Braunsch. Lüneb. Wohlbestallter Apoteker. Werkstatt Johann Georg Beck.

Abb. 3 rechte Seite: Die Hagenmarkt-Apotheke 1938, das Äußere während über 200 Jahren wenig verändert. Der Grundbestand des Hauses ist ein Steingebäude des 13. Jahrhunderts. Übereinstimmungen der künstlerisch geformten Architekturteile mit solchen anderer Gebäude weisen auf eine umfassende Neugestaltung um 1590 hin, wie eine früher an der Hofseite des Hauses befindliche Jahreszahl bestätigte. Die Ecklage des Hauses an Markt und Straße erforderte eine architektonische Gestaltung des Giebels an der Wendenstraße. Foto: Werner Keiner 1938, Archiv Dieter Heitefuß.

Seinem Gesuch auf Zulassung einer zweiten Apotheke in Braunschweig gab der Herzog schließlich statt, nachdem die Notwendigkeit von der Medizinalbehörde anerkannt war. Die ausgefertigte Urkunde über das Privileg (= Apothekenbetriebslaubnis) hat großen Umfang, sie beginnt mit: „Von Gottes Gnaden Wir Rudolph August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg p., urkunden und bekennen ...“ Im Weiteren dann: „... Andreas Zacharias Happen ... noch eine wohlbestallte Apotheke, so Unserem Hofstaat nahe gelegen, allhier anzurichten ... Wir ihn zu Unsern und Unseres Fürstlichen Hofes Apotheke allhier zu Braunschweig hiermit annehmen, verordnen und bestellen ...“ Nach ausführlicher Darlegung der Pflichten, Rechte und Freiheiten dann die Schlussbemerkung: „Dessen allen zu mehrerer Urkund und Bestätigung haben Wir diesen Bestallungs- und Begnädigungsbrief mit eigenen Händen unterschrieben und mit Unserem Fürstlichen Sekret bedrücken lassen. Gegeben [in] Unserer Residenz- und Hauptstadt Braunschweig, den 18. Martii 1677. R. Augusts (L.S.)“

Die Genehmigung war auch vom Nachweis eines geeigneten Apotheken-Gebäudes gemacht worden. Wenige Tage später, am 26.03.1677, kaufte Happe das stattliche Haus mit Hof „auf dem Hagenmarkte an der Ecke der Wendenstraße“ und richtete dort seine Apotheke ein. (Abb. 2 und 3)

Die ersten beiden Apotheker – Happe und Drögemöller – führten die Apotheke gut und finanziell erfolgreich. Renniger, als einer der besten Apotheker bezeichnet, geriet in finanzielle Schwierigkeiten. Eventuell waren diese zumindest teilweise durch die Eröffnung einer weiteren fürstlichen Apotheke (1720 in der Schuhstraße) begründet. Positiv ist jedoch anzumerken, dass Renniger maßgeblich an der Ausarbeitung der Braunschweig-Wolfenbüttelschen-Medicinal-Ordnung und Apotheken-Taxe (Preisliste) beteiligt war. Von 1732 bis 1743 war er wegen Nichtzahlung von Abgaben ohne Privileg. Als nachfolgend Reichmann – als Rennigers Schwiegersohn hatte er die Apotheke 1745 für 12.000 Taler übernommen – am 11.12.1745 um Erteilung des Privilegs bat, wurde ihm das umgehend am 18.12.1745 abgelehnt. Herzog Karl I. regierte seit 1735, insbesondere widmete er sich der wirtschaftlichen Entwicklung seines Herzogtums auf vielen Gebieten. Um auch an die guten Einkünfte der Apotheker zu kommen, ordnete er die Verstaatlichung der Apotheken



Apotheker/innen

Andreas Zacharias Happe (*1638 †1698): 1677-1698,
seine Witwe bis 1699

Just Bertram Drögemöller (*16?? †1702): 1699-1702,
seine Witwe bis 1712

Wilhelm Christoph Renniger (*1669 †1745): 1712-1745

Johann Friedrich Reichmann (*1716? †1781): 1745-1752

Conrad Heinrich Krohne (*1709? †1790): 1752-1790

Justus Christian Heinrich Heyer (*1746 †1821): 1791-1817

Justus Heinrich Christoph Mühlenpfordt (*1779 †1853):
1817-1835

Johann Nicolaus Grote (*1804 †1874): 1835-1871

Carl Grote (*1838 †1889): 1871-1889

Robert Bohlmann (*1854 †1944): 1889-1914

Rolf Bohlmann (*1886 †1972): 1914-1944

(1944: Kriegszerstörung der Apotheke; 1951:
Wiederbeginn im Neubau)

Rolf Bohlmann (*1886 †1972) & Ursula Hahne *Bohl-
mann (*1918 †2006): 1951-1958

Rolf Bohlmann (*1886 †1972) & Ursula Hahne *Bohl-
mann (*1918 †2006) & Wigand Bohlmann (*1928):
1958-1972

Ursula Hahne *Bohlmann (*1918 †2006) & Wigand Bohlmann
(*1928): 1972-1999

Wigand Bohlmann (*1928): 1999-2001

Roland Bohlmann (*1956): 2001-2016

Michael Verhoeven (*1980): seit 2017

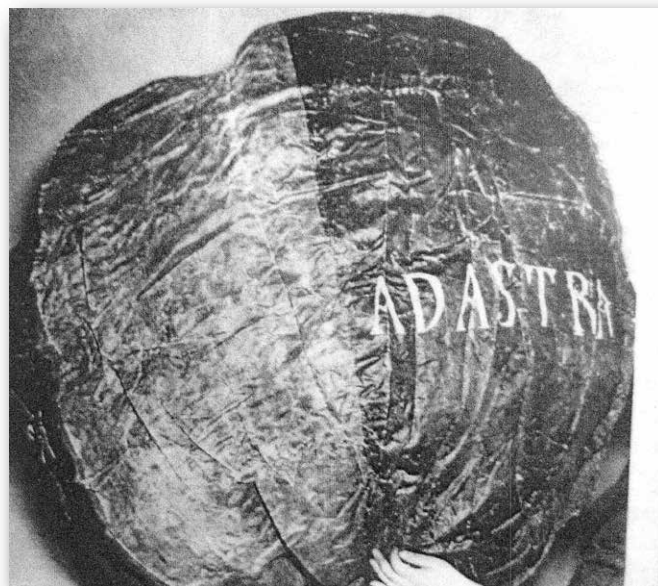


Abb. 4: Der Ballon AD ASTRA.

ren auferlegt. Verkauft wurden die Häuser, Inventarien, Waren und Ausstände, und zwar die Hagenmarkt-Apotheke für 11.000 Taler und jährlich 300 Taler Gebühren an Krohne, der dafür aus dem Staatsdienst ausschied – der Staat sparte so die Pensionslasten. Die Apotheker durften auch wieder – wie früher – mit Gewürz, Zucker, Kaffee, Tee, Essig, Brennöl u. dgl. handeln.

Die Apotheker hatten ohne akademische Ausbildung ein naturwissenschaftliches Wissen, die Alchemie und die Chemie waren ihnen vertraut, dazu natürlich botanische Kenntnisse. Sie experimentierten in ihren Laboratorien mit allerlei Verfahren, die nicht mit der Arzneimittelnzubereitung zusammenhingen. So war Rohrzucker, bedingt durch die Einfuhr ein teurer Luxus. Andreas Sigismund Marggraf hatte 1747 den Rübenzucker entdeckt. Der Braunschweiger Arzt Dr. J. J. W. Dedekind berichtete 1787 von süßem Rübensaft, aus dem man doch durch Raffination mit gelöschem Kalk „ordinären“ Zucker gewinnen könne. Der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand beauftragte Bergrat Abich und Hagenmarkt-Apotheker Heyer mit der Untersuchung. Heyer kochte aus

an. Aus einem vom Herzog angeforderten Bericht vom 13.03.1750 geht hervor, dass die Ratsapotheke übernommen wurde, die neue Ägidienmarkt-Apotheke angelegt sei und die Schließung der „kleinen“ Apotheken viel Verdruß gemacht habe. Der Ankauf der Hagenmarkt-Apotheke erschien besonders dringend, da sich die Kundschaft jetzt von selbst oder auf Anweisung der Ärzte den fürstlichen Apotheken fernblieb und die bestgelegene und bestgeführte Apotheke aufsuchte. Das führte zu vergrößertem Umsatz – Reichmann beschäftigte drei Gehilfen und drei Lehrlinge. Die Verstaatlichung der Hagenmarkt-Apotheke geschah am 07.10.1750. Unter dem Druck der angedrohten Schließung willigte Reichmann – der nicht examiniert war und auch nicht die laufenden Abgaben gezahlt hatte – schließlich ein. Er bekam 5.400 Taler für das Haus, 4.520 Taler für das Corpus pharmaceuticum (= die Apotheke als solche mit allen Einrichtungen, Gerätschaften, Vorräten und Medikamenten) und er bekam die Anstellung als Staatsbediensteter für jährlich 300 Taler Gehalt.

Eine Feststellung im Jahr 1756: „Es sei daher die Einführung der Staatsapotheken das richtigste gewesen. Aber leider seien die Verhältnisse dadurch nicht besser geworden.“ Nun, was war geschehen? Die Konzentration auf die zugelassenen Apotheken war richtig, aber die staatlichen Einkünfte kamen nicht in dem erwarteten Umfang, der Verwaltungsaufwand war erheblich, die Verhältnisse in den Apotheken ließen zu wünschen übrig, die Bevölkerung war unzufrieden. Es dauerte dann noch 15 Jahre für die Umkehr zur Privatwirtschaft, sie erfolgte im Herbst 1771. Die Apotheken wurden verkauft und den Käufern und ihren Nachfolgern dauernde Gebüh-



Runkelrüben einen Sirup, der süß aber nach Rüben schmeckte. Wenn es ihm auch noch nicht gelang, den Zucker zu raffinieren, so konnte er aus dem Saft Branntwein und Essig herstellen. Später zur Zeit der Kontinentalsperre (1806-1811) beschäftigte Heyer sich nochmals mit dem Problem und konnte reinen Zucker aus Zwetschen gewinnen.



Nach Braunschweig kamen Nachrichten über Flüge der Montgolfiere (Heißluftballon) und der Charlière (Gasballon) im Jahr 1783. Sogleich gab der Herzog einen Auftrag an Prof. Zimmermann, Dozent am Collegium Carolinum (heute TU), und an Apotheker Heyer. Die notwendigen Berechnungen kamen von Zimmermann, die praktische Ausführung war Heyers Aufgabe. Die aus Atlasbahnen hergestellte Ballonhülle imprägnierte er mit einer Lösung von Kautschuk in Terpentinöl; als Kennzeichnung diente die Aufschrift AD ASTRA (= zu den Sternen). Den Wasserstoff gewann Heyer aus der chemischen Reaktion von Eisen und Schwefelsäure und füllte damit 8 Fässer zu je 200 Liter Inhalt. Der mit Wasserstoff gefüllte Ballon – Durchmesser 1,43 Meter, Volumen etwa 1,5 Kubikmeter – erhob sich am 28.01.1784 vom Schlosshof in die Luft und beendete seine Reise nach mehreren Kilometern bei Eisenbüttel. Der zweite Start erfolgte in gleicher Weise am 08.02.1784, die Reise endete nach 75 Kilometern in Dambeck bei Salzwedel. Der Ballon wird – als ältestes erhaltenes Luftfahrzeug der Welt – vom Städtischen Museum aufbewahrt. (Abb. 4)

Eine neue Richtung der Medizin und der Arzneimittel kam auch in diese Region. Samuel Hahnemann (*1755, †1843) war der Begründer der Homöopathie. Während seines Lebensweges mit vielfachen Ortswechseln praktizierte er auch in Wolfenbüttel, Braunschweig (Abb. 5) und Königs- lutter. Hahnemann formulierte das Prinzip, „Ähnliches mit Ähnlichem“ zu heilen, die Apotheker in Braunschweig lehnten dieses zunächst ab. Hahnemann, warb unermüdlich für seine Methode – einhergehend mit Hinweisen für gesunde Ernährung/Diät und Hygiene. Im Hamburg konnte er Heilerfolge bei Armen vorweisen, mit Arzneimitteln lediglich auf Pflanzenbasis. Die Schul- medizin staunte im ausgehenden 18. Jahrhundert, denn das Lebensalter der Armen stieg an, mehr als bei den traditionell schulmedizinisch behandelten Wohlhabenden. Die sich dadurch entwickelnde Nachfrage und der damit einhergehende wirtschaftliche Vorteil beeindruckte schließlich und so taten sich die vier Braunschweiger Apotheker zusammen und beantragten beim Herzog die Zulas- sung einer „Homöopathischen Central Apotheke“. Sie bestand von 1833 bis 1937 an wechselnden



Abb. 5 linke Seite unten:
Relieftafel in der Stecherstraße, von
Magnus Kleine-Tebbe, Inschrift:
ARZT APOTHEKER CHEMIKER
DR. SAMUEL HAHNEMANN
*1755 †1843 WIRKTE HIER VON
1795-1796 BEGRÜNDER DER
HOMÖOPATHIE. Foto: Rolf Ahlers.

Abb. 6 oben: „Fort mit Pasten und
Pastillen – Stadtrath wird dein Weh-
weh stillen“ Zeichnung von Adolf Otto
Koeppen (1902-1972), verbunden mit
der Widmung: „Lieber Herr Doktor!
Dieses ist die erste Idee – entsprossen
dem edlen Stadtrath-Geiste, wofür ich
Ihnen herzlichst danke und Sie grüße
mit dem allerschönsten Neujahrswün-
schen von Haus zu Haus – Ihr
Koeppen“

Abb. 7 rechts: Das Apothekengebäude
Hagenmarkt 20, rechts die Wenden-
straße. Foto aus: Fricke, Rudolf.

Abb. 8 oben mitte: Das Eingangs-
portal am Hagenmarkt. Foto aus:
Fricke, Rudolf.



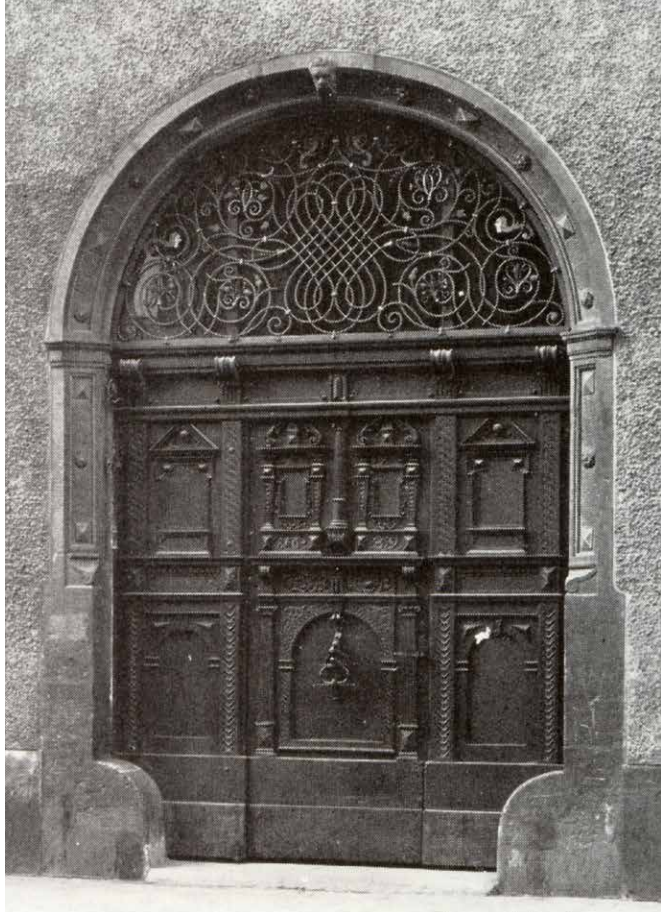


Abb. 9 oben links: Das Einfahrtstor an der Wendenstraße, die Tür von 1639 befand sich vorher am Hagenkeller, der stand am Hagenmarkt bis ins 19. Jahrhundert, diagonal gegenüber der Apotheke. Foto aus: Fricke, Rudolf.

Abb. 10 oben rechts: Blick von der Wendenstraße, rechts die Apotheke mit dem eisernen Ausleger „Pümpelmann“, 1932, Foto: Güterbock, Archiv Dieter Heitefuß.

Abb. 12 unten: Apotheke am Hagenmarkt 1946, Blick in die Wendenstraße, in der Trümmerlandschaft herrscht deutsche Ordnung. Selbst die Ruinen machen einen gepflegten Eindruck. Die Straßen sind sauber und gepflastert, die Schienenwege erneuert. Ein Polizist auf der Kreuzung regelt den aus einem Pferdegespann bestehenden Verkehr. Die Menschen (bis auf einen) warten brav, bis ihnen der Übergang freigegeben wird. / Foto: Bollmann, in: Bein, Reinhard u. Vogel, Berhardine: Nachkriegszeit – Das Braunschweiger Land 1945 bis 1950. – Braunschweig, 1995.





Standorten: Unter anderem am Sack, in der Reichsstraße und am Hagenmarkt. Am Ende des 19. Jahrhunderts bestanden in Braunschweig mehrere Apotheken, der Bevölkerungszuwachs hatte den größeren Bedarf hervorgerufen. In die herkömmlichen Apotheken zog mit der Zeit auch die Homöopathie ein. Die lange Tradition der Homöopathischen Apotheke wurde nach der angeordneten Schließung allerdings besonders in der Hagenmarkt- und der St. Aegidien-Apotheke fortgeführt.

Es ist immer etwas Besonderes, etwas „Eigenes“ zu haben. Für die Hagenmarkt-Apotheke zählt der „Stadtrath“ dazu. Dieser von Grote 1848 als Zeichen der Apothekerkunst vorgestellte Magenlikör wird auch heute noch nach der damaligen Rezeptur hergestellt. (Abb. 6) Eine ähnliche Wirkung mag vielleicht auch eines der von Bohlmann zusammengestellten Mumme-Rezepte bewirken: „Tante Käthes Mumme-Grog“ – Zutaten: 1 cl Mumme, 2 cl braunen Rum, 200 ml Wasser, Zitronensaft, 1 Prise Zimt, etwas Zucker. – Zubereitung: 200 ml heißes Wasser mit einem Schuß Zitronensaft versehen, $\frac{1}{2}$ Mummeglas (1 cl) Braunschweiger Mumme und 1 Mummeglas (2 cl) braunen Rum hinzugeben. Das ganze bestäubt man mit einer Prise Zimt und süßt eventuell mit etwas Zucker nach.

Das System der staatlich zugelassenen Apotheken sollte jeder Apotheke bei den festgelegten Arzneimittelpreisen eine wirtschaftliche Grundlage bieten. Nach der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts (BVerfG) vom 11.06.1958 besteht nunmehr die Niederlassungsfreiheit. Jede/r Apotheker/in darf am gewünschten Standort eine Apotheke betreiben. So bestehen in der heutigen Stadt Braunschweig etwa 70 Apotheken. Über die Fachkompetenz bei der pharmazeutischen Beratung, Freundlichkeit, Sprachkenntnissen, Liefersdienst oder besondere Kompetenz in bestimmten Sortimentsbereichen wird den Kundinnen und Kunden geholfen. Beispielsweise gibt es auch tagesgenaue Patienten-Tabletten-Portionierungen als „Blister“ in Wochenpackungen für Seniorenheime, Lebenshilfe und Private und Lieferung dorthin.

Mehrere Jahrhunderte überstand das Gebäude der Hagenmarkt-Apotheke unbeschadet. (Abb. 7-11) Dann aber, im Zweiten Weltkrieg, wurde es zur Ruine durch Bombentreffer am 10.02.1944 und 14./15.10.1944. (Abb. 12) Eine historische Hausinschrift lautet: „Gott schütze dieses Haus vor Feuer, vor Stadtplanung und Steuer.“ Das Gebäude der Hagenmarkt-Apotheke war ausgebrannt, die Steuer war fällig, aber die Stadtplanung beabsichtigte die Verbreiterung der Wendenstraße, zögerte jedoch mit der Entscheidung und damit verzögerte sich auch der Wiederaufbau/Neubau. Kaum stand das neue Gebäude, als die Straßenverbreiterung geschehen sollte. (Abb. 13 und 14)

Abb. 11 oben rechts: Der ovale Anhänger des schmiedeeisernen Auslegers, der einen Apotheker mit Mörser darstellt, auch als „Pümpelmann“ bezeichnet, wurde einst von Schmiedemeister Bartels vom Madamenweg angefertigt. Jahrzehntlang diente das Logo der Hagenmarkt-Apotheke als Aushängeschild an der Straßenecke, nunmehr ist es eingelagert.

Abb. 13 oben links: Herr Lauwe geht durch die Stadt und hat nachts auf dem Hagenmarkt diese schreckliche Vision. „Sind Sie wahnsinnig“, schreit er, „dieses Haus ist erst ganz neu erbaut!“ – „Na, wenn schon. Ich bin der Geist der fortschrittlichen Entwicklung. Die Herren vom Rat riefen mich. Da bin ich!“ Zeichnung von Adolf Otto Koeppen, erschienen 1955 in der BZ.



Abb. 14 oben:

Straßenbahnhaltestelle
Hagenmarkt, Blick in die
Wendenstraße 1957,
Foto: S. Stoletzki, Archiv
Dieter Heitefuß.

Abb. 15 unten links:

Straßenbahnhaltestelle
Hagenmarkt, Blick in die
Wendenstraße 2016, etwas
links der Bildmitte der
Durchgang unter dem
Gebäude. Foto: Dieter
Heitefuß.

Abb. 16 unten rechts:

Portal, früher an der
Hagenmarkt-Apotheke, jetzt
am Gewandhaus, Foto: Dieter
Heitefuß.

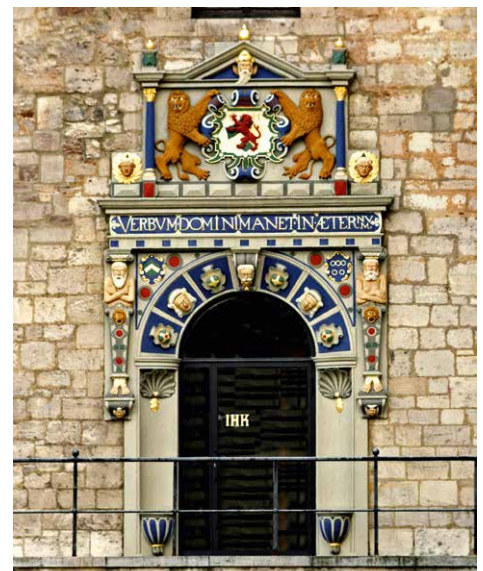
Abbildungsnachweis: Soweit
nicht anders angegeben
aus dem Archiv von Dr.
Wigand Bohlmann.

Der dann verwirklichte Kompromiss: Die Apotheke wurde auf das benachbarte noch unbebaute Grundstück erweitert und musste dafür aber Keller- und Erdgeschossräume entlang der Wendenstraße aufgeben, die dortige Giebelwand lastet seitdem auf Pfeilern, der Gehweg verläuft in dem Durchgang unter dem Gebäude. (Abb. 15)

Das historische Eingangsportal blieb erhalten, allerdings hätte es an dem neuen Gebäude vielleicht befremdlich gewirkt. Daher fand der Wiederaufbau an anderer Stelle statt. Es zierte seitdem die Nordwand des Gewandhauses am Altstadtmarkt. (Abb. 16) Die Inschrift „VERBVM DOMINI MANET IN AETERNVM“ (= Das Wort des Herrn währet in Ewigkeit) stammt aus der Vergangenheit und gilt weiterhin.

Literatur

Bohlmann, Robert: Die Apotheken der Stadt Braunschweig. In: Beckurts, Heinrich: Aus dem Pharmazeutischen Institut der Herzoglichen Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina. - Braunschweig, 1910, S. 114-121. / Bohlmann, Wigand: Vortragsmanuskript vom 01.10.2015. / Eilers, Alfred: Die Staatsapotheken in Braunschweig 1750-51. - Berlin, 1898. / Fricke, Rudolf: Das Bürgerhaus in Braunschweig. - Tübingen, 1975. / Kern, Walter: Geschichte der Apotheken des Landes Braunschweig, Teil 2. / Bohlmann, Robert: Die Apotheke am Hagenmarkt. - Braunschweig, 1959.



Braunschweig hat seit 65 Jahren einen Gebirgsverein

135 Jahre im Zeichen des Löwen:

Der Glatzer Gebirgs-Verein (GGV) Braunschweig e.V.

Christian Drescher

Im Oktober 2016 feierte der Glatzer Gebirgs-Verein sein 65-jähriges Bestehen in Braunschweig und gedachte seiner ersten Gründung vor 135 Jahren in Schlesien. Nach 65 Jahren Vereinsarbeit seit 1881 in Schlesien verlor der Verein 1946 seine Heimat. Nach fünf Jahren Unterbrechung wurde der Verein in Folge von Krieg und Vertreibung 1951 in Braunschweig wiedergegründet und besteht hier jetzt ebenfalls seit 65 Jahren. Das Wappentier der beider Heimatstädte ist der Löwe. (Abb. 1) Zur Jubiläumsfeier im Mai 2006 hatte die Braunschweiger Zeitung in einer Überschrift „Braunschweiger Gebirgsverein feiert 125-jähriges Bestehen“ geschrieben.

Alte Heimat des Glatzer Gebirgs-Vereins

Der „alte“ Glatzer Gebirgs-Verein (G.G.V.) wurde am 2. März 1881 in der niederschlesischen Kreisstadt Glatz zur Förderung von Fremdenverkehr und Naturschutz „in der schönen Grafschaft Glatz“ gegründet. Vorbild war der 1880 im schlesischen Hirschberg entstandene Riesengebirgsverein. Als Vereinszeichen wurde 1881 vom Zentralvorstand die Trollblume gewählt, die als Glatzer Rose bekannt ist und noch heute als Vereinsabzeichen verwendet wird. Die Schreibweise „Gebirgs-Verein“ mit Bindestrich wurde schon 1888 als Eigenname eingeführt. Seine Mitgliedschaft im bedeutenden „Verband Deutscher Touristen-Vereine“, dem späteren „Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine“, bestand bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges.

Das Erreichen der Vereinsziele wurde zunächst durch die Herausgabe von Reisebüchern und Wanderkarten, die Anlegung und Verbesserung von Wander- und Gebirgswegen, die Aufstellung von Wegweisern, die Errichtung von Schutzhütten und Ruheplätzen sowie die Einrichtung von Auskunftsstellen in zahlreichen Ortschaften umgesetzt. (Abb. 2) Ein wichtiges Arbeitsgebiet wurde die Wegearbeit: Bis 1934 wurden rund 1.100 km Wanderwege mit 10.000 Wegezeichen aus Aluminium markiert und eine Wegekarte der Grafschaft Glatz herausgegeben. Der G.G.V. übernahm auch die kommunalen Aufgaben der Einrichtung des Fremdenverkehrsbüros und des Glatzer Heimatmuseums. Sein erstes großes Bauprojekt war der von 1895 bis 1899 erbaute „Kaiser-Wilhelm-Turm“ auf dem Glatzer Schneeberg, dem höchsten Berg der Grafschaft Glatz. (Abb. 3) Später wurden noch weitere Aussichtstürme errichtet sowie etliche Bauden und Herbergen gebaut.

Zum 25-jährigen Bestehen wurde die Vereinszeitschrift „Die Grafschaft Glatz“ ins Leben gerufen, eine Vereinsbibliothek und die Glatzer Heimatbücherei eröffnet. In den 1930er Jahren erreichte die Mitgliederzahl mit über 10.000 ihren Höhepunkt in 61 Ortsgruppen, davon 22 außerhalb der Grafschaft. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 verlor der G.G.V. bei der Besetzung durch Russen und Polen sein Heimatmuseum, das Vereinsarchiv, die Heimatbücherei und sein Vermögen von über 50.000 Reichsmark. Dabei wurden die Akten des Vereins geplündert und vernichtet.

Die Wiedergründung in Braunschweig

Durch die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den deutschen Ostgebieten mussten die Mitglieder ihre angestammte Heimat in Schlesien 1946/47 verlassen. Doch schon am 1. November 1949 wurde die 1926 gegründete Ortsgruppe Berlin als „Glatzer Gebirgs- und Wanderverein“ mit Erlaubnis der Alliierten vom Magistrat von Groß-Berlin wieder zugelassen. Infolge der Vertreibung waren viele Mitglieder des „alten“ G.G.V. weit verstreut in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR untergekommen. Viele Grafschafter waren über die Durchgangslager in Mariental und Immendorf ins Braunschweiger Land gekommen. Die industriellen Arbeitsplätze in den Volkswagen-Werken und den Stahlwerken ließen die Heimatvertriebenen in den Städten



Abb. 1 unten: Der Löwe in den Wappen von Glatz (oben) und Braunschweig (unten).

Abb. 2 oben: Emaille-Schild „Auskunftsstelle des Glatzer Gebirgs-Vereins“



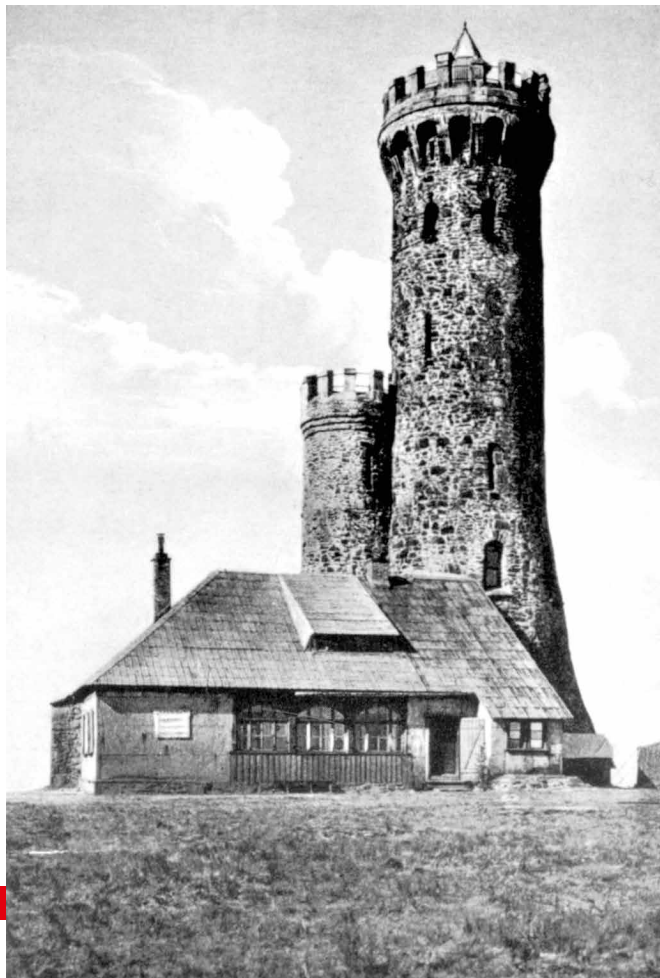


Abb. 3 unten links:
Kaiser-Wilhelm-Turm auf
dem Glatzer Schneeberg
(1899-1973).

Abb. 4 oben: Das Vereinsab-
zeichen „Glatzer Rose“ als
Anstecknadel.

Abb. 5 unten rechts: Gedenk-
tafel in Glatz von 2006 zum
125-jährigen Bestehen.

Wolfsburg, Salzgitter und Peine sowie im Umland sesshaft werden. Zur Weiterführung der Tradition des alten G.G.V. und zur Pflege des heimatlichen Brauchtums, der Grafschafter Mundart und des Wanderns sowie zur Förderung des Kontakts und der Zusammengehörigkeit aller Landsleute trafen sich zehn heimat treue Mitglieder des alten G.G.V. am 9. August 1951 im „Gliesmaroder Turm“ in Braunschweig und gründeten den „Glatzer Gebirgs-Verein (GGV) Braunschweig“. Als Vereinsabzeichen wurde die „Glatzer Rose“ beibehalten. (Abb. 4) Seit 1951 wurden Rundschreiben mehrmals jährlich an die Mitglieder verschickt. Seit 1972 wird der Rundbrief „GGV-Mitteilungen“ genannt und ab 2004 im Untertitel wieder als Zeitschrift bezeichnet. Am 6. September 1964 wurde eine Gedenktafel am Kreuz des deutschen Ostens auf den Uhlenklippen bei Bad Harzburg enthüllt. An selber Stelle wurde im Juni 1966 der erste Wanderwimpel geweiht. Im August 1966 erklärte der GGV seinen Wiedereintritt in den „Verband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine“, dem er bis Kriegsende angehört hatte. Seither nimmt der GGV bis heute an den jährlich stattfindenden Deutschen Wandertagen teil. Im Jahr 1970 wurde eine Chorgemeinschaft mit dem „Sing- und Spielkreis Thune-Braunschweig“ als Kulturgruppe des GGV ins Leben gerufen und vom „Sauerländischen Gebirgs-Verein – Abteilung Lüdenscheid“ eine Patenschaft begründet. Beim 76. Deutschen Wandertag im September 1976 in Goslar wurde vom GGV die Betreuung von Wanderwegen offiziell übernommen und damit die traditionsreiche Wegearbeit wieder aufgenommen: Seitdem wird die 42 km lange Strecke des Europäischen Fernwanderweges „E 6“ von Gifhorn bis Wendhausen betreut und markiert. Außerdem wurden zwei „Glatzer Wege“ bei Königskrug im Oberharz von September 1976 bis zur deutschen Wiedervereinigung betreut und ab Juli 1978 für drei Streckenwanderwege im Elm die Wegemarkierungsarbeiten übernommen. Der GGV ist seit 1980 Gründungsmitglied der „Norddeutschen Arbeitsgemeinschaft Deutscher Gebirgs- und Wandervereine“, dem heutigen Landeswanderverband Niedersachsen, der seit dem 29. Mai 1981 ein „anerkannter Naturschutzverband“ ist. Heute übernimmt der GGV diese Aufgaben für den Landesverband in den drei kreisfreien Städten Braunschweig, Salzgitter und Wolfsburg und den vier Landkreisen Gifhorn, Helmstedt, Peine und Wolfenbüttel. In Verbindung mit der Feier „1.000 Jahre Glatz“ wurde 1981 das 100. Gründungsjubiläum des



GGV und das 30-jährige Bestehen in Braunschweig gefeiert. Am 2. Februar 1984 wurde dem GGV die „Eichendorff-Plakette“ für die Verdienste um Wandern, Heimat und Umwelt vom damaligen Bundespräsidenten Karl Carstens verliehen. Am 30. Mai 1987 fand die Eröffnung der Heimatstube des GGV statt, die heute die einzige Heimatstube der ostdeutschen Landsmannschaften im Braunschweiger Land ist. Nach der Öffnung der innerdeutschen Grenze wurde die Wanderfreundschaft mit der Wanderbewegung Magdeburg infolge der Städtepartnerschaft von Braunschweig und Magdeburg am 10. Februar 1990 geschlossen und bis heute durch gegenseitige Besuche und Wanderungen gepflegt. Die neue Vereinsfahne wurde 1990 festlich eingeweiht und gesegnet. Ende 1995 wurde das Habe des „GGV Berlin“ übernommen, der sich im Januar aufgelöst hatte. Seitdem gibt es nur noch einen Glatzer Gebirgs-Verein in Braunschweig. Seit Februar 2000 ist der GGV auch im Internet unter www.glatzer-gebirgsverein.de zu finden.

Zum 120. Jubiläum des GGV wurde vom 11. bis 20. Mai 2001 in der St. Aegidien-Kirche in Braunschweig die umfangreiche Ausstellung „Hundert Wandertage in Bildern“ des Verbandes Deutscher Gebirgs- und Wandervereine e.V. gezeigt. Das 125. Gründungsjubiläums feierte der GGV am 13. Mai 2006 in Braunschweig im Beisein des damaligen Apostolischen Nuntius in Deutschland, Erzbischof Dr. Erwin Josef Ender, als Landsmann aus der Grafschaft Glatz mit einem großen Festprogramm. Ein weiterer Höhepunkt der Jubiläumsfeiern war am 20. Mai 2006 in der schlesischen Gründungstadt Glatz (polnisch Kłodzko) die Einweihung und Segnung einer zweisprachigen Gedenktafel zum 125-jährigen Bestehen. (Abb. 5) Zu den Jubiläumsfeiern 2001 und 2006 erschienen zwei Bücher „Die Glatzer Rose verbindet“ (2001) und „Von Albendorf nach Wambierzyce“ (2006) von Rolf Ahlers, der als Wendeburger Heimatpfleger mit den jeweiligen Vorsitzenden des GGV in guter Verbindung steht.

Die Mitgliederzahl des GGV in Braunschweig nahm 2001/2002 mit 1.080 Mitgliedern ihren Maximalwert an, ist aber seither aus demographischen Gründen rückläufig. Seit 2006 ist der GGV auch als gemeinnütziger Heimatverein anerkannt und kann Steuerbescheinigungen für Spenden ausstellen. Seit der Wiedergründung 1951 übten sechs gebürtige Grafschafter das Ehrenamt des Vorsitzenden aus. Der erste nicht mehr in der alten Bergheimat geborene Vorsitzende ist seit 2004 Christian Drescher, der aus einer grafschafter Familie stammt. Bis heute bietet der GGV ein abwechslungsreiches Programm mit Spaziergängen und Wanderungen, Besichtigungen und Vorträgen, Tagesausflügen und Busreisen an. Durch die Mitgliedschaft des GGV im Deutschen Wanderverband (DWV) stehen mit dem Deutschen Wanderabzeichen und den Vergünstigungen der DWV-Mitgliedskarte attraktive Angebote für seine Mitglieder und interessierte Gäste sowie eine breite Lobby- und Öffentlichkeitsarbeit zur Verfügung. Seit 2016 wird am 14. Mai jeden Jahres der „Tag des Wanderns“ bundesweit mit vielen Veranstaltungen begangen. Am 14. Mai 2017 soll zum „Tag des Wanderns“ das 30-jährige Bestehen der Heimatstube des GGV in der Kreuzstraße gefeiert werden.

Seit dem politischen Umsturz im Ostblock 1989/90 will der GGV einen Beitrag zur Völkerverständigung zwischen Deutschen, Polen und Tschechen leisten. Am geplanten Bau eines neuen Aussichtsturmes auf dem Glatzer Schneeberg durch die polnischen Gemeinden am Fuße des Berges will sich der GGV finanziell beteiligen, nachdem der von seinen Vorgängern erbaute Kaiser-Wilhelm-Turm im Oktober 1973 wegen Baufälligkeit infolge Witterungseinflüssen von polnischen Pionieren gesprengt werden musste. (Abb. 6)

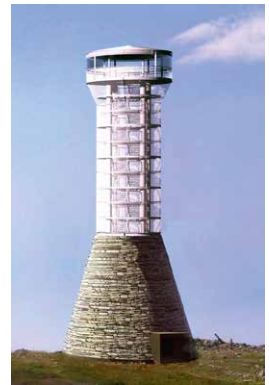


Abb. 6: Neuer Schneebergturm (geplant) als „Turm dreier Kulturen“ auf dem Glatzer Schneeberg.

Abbildungsnachweis:

Archiv des Glatzer Gebirgs-Vereins (Fotos/
Repros: Christian Drescher).

Literatur:

Leister, Paul: 100 Jahre Glatzer Gebirgs-Verein. – Braunschweig, 1981. / Pohl, Dieter: Der Glatzer Gebirgsverein, in: „Grofschoafters Häämtbärnla“ „Jahrbuch der Grafschaft Glatz. – Lüdenscheid, 2001. / Ahlers, Rolf: Die Glatzer Rose verbindet. – Wendeburg, 2001. / Drescher, Christian: Aus der Vereinsgeschichte [des GGV], in: GGV-Mitteilungen, Nr. 2/2005, 3/2005 und 1/2006. / Ahlers, Rolf: Von Albendorf nach Wambierzyce. – Wendeburg, 2006. / Drescher, Christian: Wiederbelebung eines Grafschafter Vereins – Der Glatzer Gebirgs-Verein nach 1946, in: Neubeginn in der Fremde – Vertriebene aus der Grafschaft Glatz in Schlesien nach 1946. – Münster, 2016. / Chronik des Glatzer Gebirgs-Vereins, unveröffentlicht.



Dieter Heitefuß

Die Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn im Braunschweigischen Harz zwischen Blankenburg und Tanne schrieb Eisenbahngeschichte

Mit mehreren Millionen Fahrgästen jährlich zählen die Zahnrad-Gebirgsbahnen der Schweizer Alpen zu den weltweit bekanntesten. Von den unterschiedlichen Zahnstangensystemen kam das „System Abt“ im Einsatz bei der Ferrovia Monte Generoso/Monte-Generoso-Bahn (1890), Brig-Visp-Zermatt-Bahn (1890/1891), der Gornergratbahn (1898), der Furka-Oberalp-Bahn (1914/1926) und der Dampfbahn Furka-Bergstrecke (1925). Die kombinierte Zahnstangen- und Adhäsionsbahn des Schweizer Ingenieurs Carl Roman Abt (1850-1933) bewährt sich hier seit über 100 Jahren und darüber hinaus auch in vielen Ländern außerhalb Europas. Die Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn (H.B.E.) ließ dieses von Eisenbahnbetriebsdirektor Alfred Schneider empfohlene System auf einer Teststrecke bei Blankenburg-Michaelstein bereits 1885 erproben. Aufgrund der dabei gemachten guten Erfahrungen wurde das „System Abt“ bei weiteren Bahnstrecken verwendet. (Hinweis: Adhäsion = Reibung beim Rad/Schiene-System)

Die vom Braunschweigischen und Preußischen Staat 1880 genehmigte normalspurige Bahnstrecke für Güter- und Personenverkehr von Blankenburg über Rübeland und Elbingerode nach Tanne musste extreme Steigungen bis zu 60,0 ‰ überwinden (etwa 1 Meter auf 16,6 Meter). Diese konnten damalige normale Dampflokomotiven mit dem einfachen Rad/Schiene-System nicht bewältigen. Erst mit dem „System Abt“ – zusätzlich: Zahnstange mittig zwischen den Schienen und Zahnrädern an den Lokomotiven – erschien dieses möglich und erwies sich erfolgreich. Aufgabe der Bahn war, Eisenerz- und Kalk der Gruben und Steinbrüche zwischen Blankenburg, Hüttenrode, Rübeland, Elbingerode und Tanne, sowie Steinkies (für Straßenbelag) und Holz zu transportieren.

Vorläufer war vom 1875 bis 1885 die „Erzstufenbahn“, sie beförderte Eisenerz aus den Stollen um Braunesumpf zum neuen Hochofenwerk Blankenburg. Die Bahn bestand aus fünf Abschnitten, terrassenförmig am Berghang angelegt. Von Stufe zu Stufe schüttete man das Eisenerz über Schütten einige Meter tiefer in Kipploren, der unterste Zug transportierte es zum Hochofen.

Von August 1884 bis November 1885 wurde der Streckenabschnitt von Blankenburg, Braunesumpf, Bielsteintunnel, Hüttenrode, Bismarcktunnel, Kalkwerk Garkenholtz nach Rübeland im Bodetal fertiggestellt, folgend im Mai 1886 bis Elbingerode und bis zum 1. November 1886 über Rothenhütte nach Tanne. (Abb. 1) Zunächst genehmigte das Herzoglich Braunschweigische Eisenbahn-Kommissariat nur Güterverkehr, später nach Erlass besonderer Vorschriften auch Personenverkehr. Zu Einsatz kamen von der Maschinenfabrik Esslingen 1885 hergestellte Lokomotiven, die mit außen liegendem Reibungs- und innen liegendem Zahnradtriebwerk versehen waren. Die Schienen und die mehrteiligen Lamellenzahnstangen lieferten die Dortmunder Union Werke. Die erste Lokomotive erhielt den Namen „Rübeland“, eine weitere den Namen „Prinz Albrecht“. (Abb. 2)

Fahrt mit der Harz-Zahnradbahn

Die Fahrt von Blankenburg nach Tanne dauerte fast 2 ½ Stunden. (Abb. 3)

Ein Harz- und Eisenbahnkenner beschrieb 1904 eine Bahnfahrt von Blankenburg nach Tanne. (Zitat aus „Steinke, Werner: Die Rübelandbahn im Harz, 2. Auflage. – Berlin, 1994.“)

Es ist ein Sommertag im Jahre 1904. Am Bahnsteig 1 des Bahnhofes Blankenburg steht der Personenzug nach Tanne abfahrtsbereit, im Fahrplan als gemischter Zug Nr. 104 ausgewiesen. (Abb. 4) Mit dem Zeigersprung erhält der Zug um 9.16 Uhr das Abfahrtsignal. Am Schluss die kombinierte Adhäsions- und Zahnradlokomotive, verlässt der Zug den Kopfbahnhof Blankenburg. Weinberg und Platenberg rechter Hand liegen lassend, beschreibt die Bahn einen großen Bogen um die Stadt, und nach 15 Min. Fahrt wird Westend-Blankenburg, eine Haltestelle am westlichen Ortsrand, erreicht. Der Zug hält aber nur nach Bedarf. Inzwischen ist der Zug in die Zahnstangenstrecke eingefahren, die mit Unterbrechungen nun bis Hüttenrode dem Zug das Emporklimmen in die Berge erleichtert. Nachdem der Zug in weitausholenden Bögen sich bis auf den Hang des Silberborngrundes emporgearbeitet hat, ist es inzwischen 9.43 Uhr. Seit der Abfahrt von Blankenburg sind 27 Min.



vergangen und eine Fahrstrecke von 5,6 km wurde zurückgelegt; es folgt die Spitzkehre Bast/Michaelstein. Am Nordhang, auf halber Höhe des Staufenberg, liegen inmitten eines schattigen Buchenwaldes die beiden Gleise des Bahnhofs. Die Lokomotive setzt um, denn auch auf der Steigungsfahrt nach Hüttenrode muss sie am Schluss des Zuges sein. Hierfür hat das Zugpersonal genau 3 Min. Zeit. Oft wird die Frage gestellt, warum die Bahn nicht nach völliger Umfahrung des Staufenberges durch den Silberbornsgrund nach Hüttenrode geführt werde. Technisch wäre das durchaus möglich gewesen, doch die Aufwendungen wären wesentlich höher gewesen und die Neigung hätte sich teilweise auf 70 ‰ eingestellt.

Die Harzbahn mit ihrer Spitzkehre Bast/Michaelstein ist also ein Beispiel, dass auch die Eisenbahnen ihre Linienführung häufig ökonomischen und nicht technischen Überlegungen zu verdanken haben.

Noch im Bahnhofsbereich beginnt bereits die nächste Steigung, und der Lokomotivführer lässt die Zahnradmaschine anlaufen. Mit einer gleichmäßigen Geschwindigkeit von 7 bis 8 km/h wird die Zahnstange eingefahren. Nun muss die Lok zeigen, was sie kann. Ein knapper Kilometer mit einer Steigung von 1:16,6 muss mit 15 km/h überwunden werden. Die Adhäsionsmaschine arbeitet in gleichmäßigem Takt. Hinzu kommen die Abdampfschläge der Zahnradmaschine. Auf der oberen Plattform des ersten Personenwagens steht der Zugbegleiter mit dem Signalhorn. Er warnt die vielen Wanderer und auch Waldarbeiter, die gerade auf diesem Abschnitt die Gleise überqueren.

Die kommende Verschnaufpause auf dem „Hohen Damm“ ist jedoch kurz. Es sind nur 145 m ohne Steigung. Der „Hohe Damm“ musste geschüttet werden, um das Tal des „Wasserweges“ zu überqueren, wo einst die Erzstufenbahn ihre Trasse hatte. Doch sogleich beginnt wieder eine starke Steigung. Die Lokomotive arbeitet erneut schwer in ihren Triebwerken. Nach 400 m Fahrweg kommt das erlösende Signal „Ende der Zahnstange“. Der untere Tunnelmund des Bielsteintunnels ist in Sicht. Der Lokheizer hat sich auf diesen Zeitpunkt eingestellt. Die Steinkohle in der Feuerbüchse ist durchgebrannt, das Feuerbett glüht grellweiß, der Abdampf der Lokomotive ist nur gering mit Rauchgasen gemischt. Er selbst wie der Lokomotivführer, der Zugführer, der Zugschaffner und auch der Zugbegleiter, sie alle möchten im 465 m langen Bielsteintunnel wenig Rauchgase einatmen.

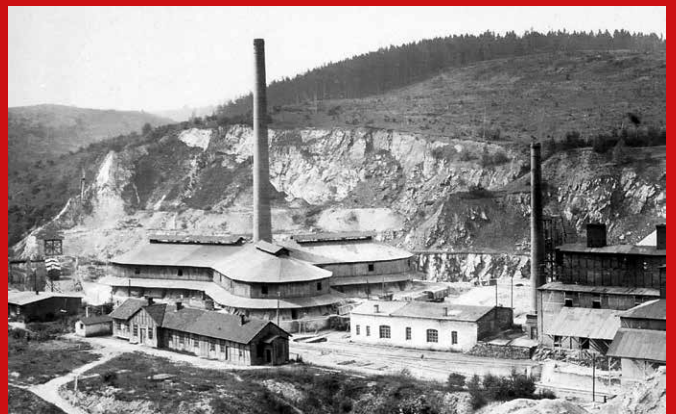


Abb. 1 linke Seite oben: Streckenplan. Grundlage: Streckenplan der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahn, Stand 1915, Archiv Reichsbahndirektion Magdeburg.

Abb. 2 linke Seite unten links: Lokomotive „Prinz Albrecht“, gebaut von der Maschinenfabrik Esslingen, 1885.

Abb. 3 linke Seite unten mitte: Personenzug 1905. Quelle: Sammlung Förderverein Rübelandbahn e.V.

Abb. 4 linke Seite unten rechts: Bahnhof Blankenburg um 1910.

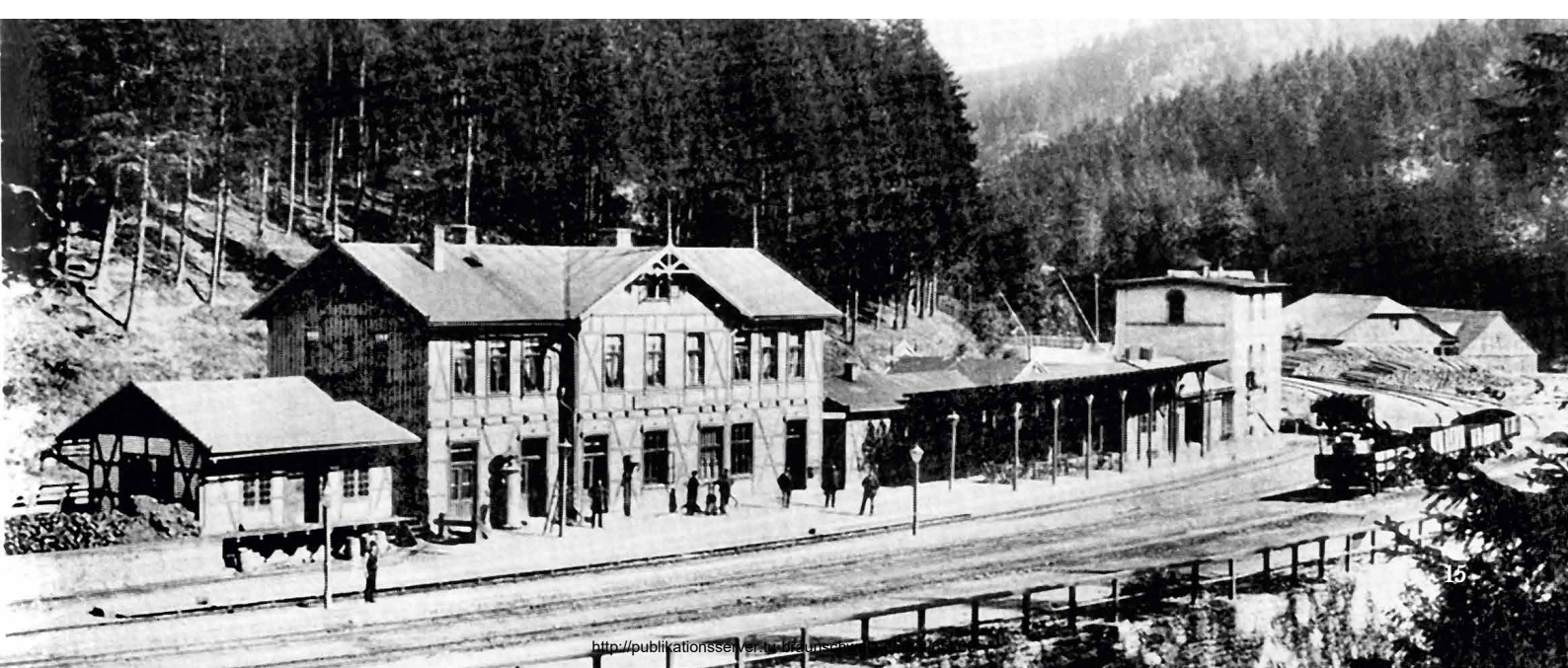
Abb. rechte Seite von oben nach unten:

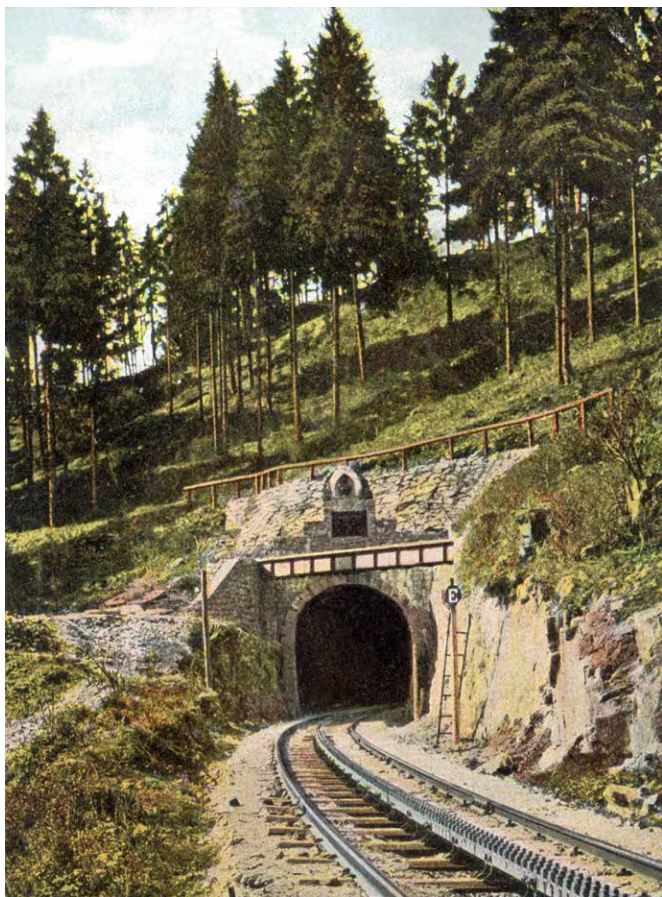
Abb. 5: Bahnhof Braunesumpf und Bielsteintunnel, 1910. Quelle: Archiv W. Brewe.

Abb. 6: Bahnhof Hüttenrode um 1910.

Abb. 7: Kalkwerk Garkenholz 1925. Quelle: Archiv Geopark Harzregion e.V.

Abb. 9 unten: Bahnhof Rübeland 1895, ab 1932 Güterbahnhofsgebäude.





Außerdem ist es Vorschrift, um die Reisenden nicht zu belästigen. Der Zugschaffner hat außerdem dafür gesorgt, dass vor dem Befahren des Tunnels alle Fenster des Tunnels geschlossen sind.

Der Bahnhof Braunesumpf schließt sich gleich an den oberen Tunnelausgang an. (Abb. 5) Braunesumpf hat wenig Reiseverkehr, ist aber der Abgangsbahnhof des Eisenerzes zu den Blankenburger Hochöfen.

Der Oberwärter von Braunesumpf hat die Zustimmung für die Fahrt telegraphisch von der Station Hüttenrode eingeholt und pünktlich den Befehl zur Abfahrt erteilt.

Hüttenrode, 1133 als Heddenroth im Kapitalbuche des Klosters St. Johann in Halberstadt erstmalig erwähnt, aber bereits 1228 in einer päpstlichen Urkunde Hüttenrode genannt, ist durch eine Rodung entstanden, ist Wasserscheide zwischen Bode und nördlichem Harzvorland 477,4 m über NN gelegen. (Abb. 6) Es bietet sich ein herrlicher Blick auf den Hohnemann und das Brockenmassiv. Unsere Lokomotive muss schon wieder umspannen und setzt sich an die Spitze des Zuges, denn nun geht es bergab in Richtung Rübeland. Wir

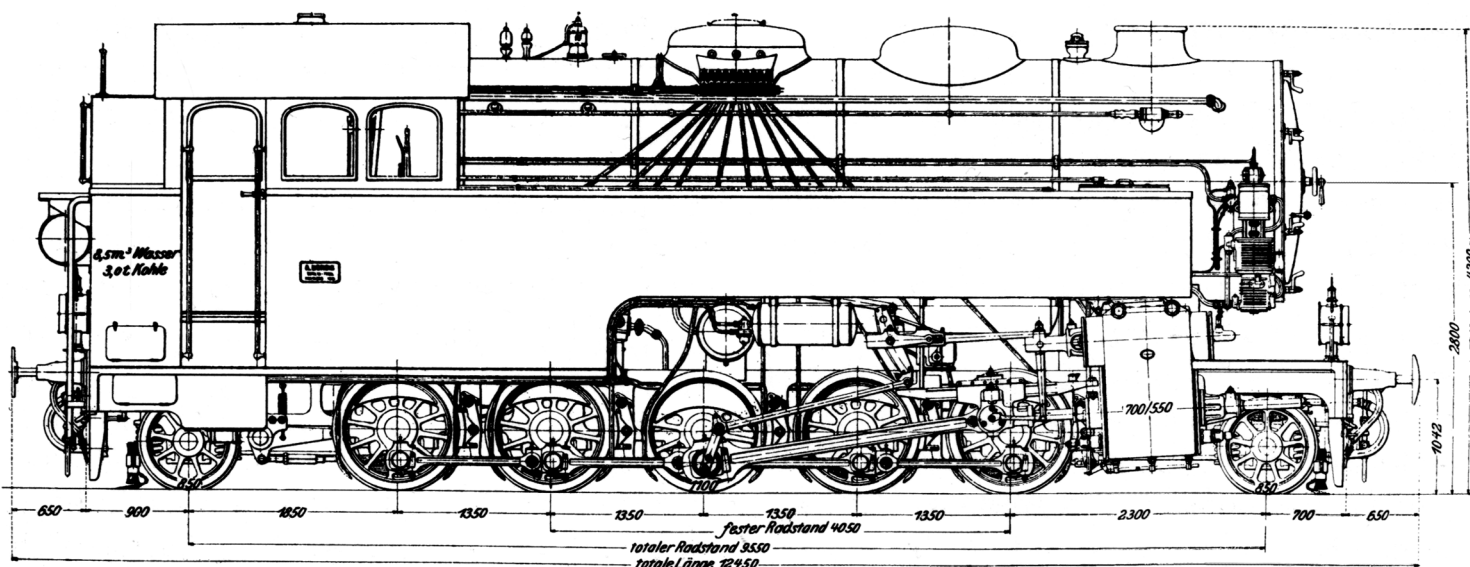
fahren durch die Hüttenroder Wiesen, aber dafür erstmalig richtig schnell. 30 km/h darf die Höchstgeschwindigkeit hier betragen, und alle Teile der Lok kommen richtig in Schwung. Doch nicht lange währt die Freude. Der nächste Zahnstangenabschnitt naht mit einem Gefälle von 1:18. Der Lokführer hat die Luftbremse der Adhäsionsmaschine zugeschaltet, um die Geschwindigkeit genau auf den vorgeschriebenen Wert von 7,5 km/h zu reduzieren. Wir sind kurz vor dem Garkenholz, der rechter Hand liegenden bewaldeten Erhebung und dem nach ihm benannten Kalkwerk. Heute sind vom Kalkwerk nur noch wenige bauliche Überreste erkennbar. An dessen Stelle entstand der Blaue See, eine mit klarem Wasser gefüllte Senke, deren Oberfläche in wundervollem Blau erstrahlt, da der Kalkbelag des Bodens den Rotanteil des Spektrums absorbiert. Nachdem unser Zug Garkenholz (Abb. 7), das Kreuztal und den Bismarcktunnel (Abb. 8) passiert hat, gelangt er in das Bodetal mit dem Bahnhof Rübeland als nächsten Halt. 13,5 km hat unsere Bahn bis hierher zurückgelegt. Wieder muss die Lokomotive an den Schluss des Zuges umsetzen, denn vor uns liegen erneut Steigungsabschnitte. Reisende, deren Ziel Drei Annen Hohne, Benneckenstein, Schierke oder der Brocken ist, können von hier die Omnibusverbindung zwischen der Harz-Zahnradbahn und der Brockenbahn benutzen. (Abb. 9) Nach dem Verlassen des Bahnhofs fahren wir in Rübeland zunächst entlang der Dorfstraße. Eine Fahrt durch das schmale Tal der Bode mit den Laub- und Nadelhölzern der angrenzenden Berge folgt, bis wir das Bodetal verlassen und nach einer Fahrstrecke von 3,8 km, wofür unser Zug 18 Min. brauchte, den Bahnhof Elbingerode erreichen. (Abb. 10)

Elbingerode, eine preußische Stadt, ist von holsteinischen (nordelbischen) Familien, die sich im 11. Jahrhundert hier ansiedelten, gegründet worden. Das Städtchen liegt in einer Mulde des Hochplateaus inmitten von Wiesen- und Ackerflächen.

Die nächste Haltestelle, Elbingerode Bornbergstraße, wird durchfahren, denn es liegt kein Bedarf für einen Halt vor. In der Wechselstation am Plateau des Großen Hornbergs wird die Lokomotive nochmals an die Spitze des Zuges gesetzt. Die Wechselstation, die am höchsten gelegene Bahnanlage der Harz-Zahnradbahn mit 503,5 m über NN, bietet einen weiten Blick auf die Höhenzüge des Oberharzes. Nun geht es bergab, das Zahnrad bremst, der letzte Zahnstangenabschnitt mit 1:16,6 Gefälle wird durchfahren, die Station Rotherhütte-Königshof folgt. (Abb. 11)

Königshof liegt am Zusammenfluss der Warmen und der Kalten Bode. Am südlichen Ortsende erheben sich aus dem Tal die baulichen Reste der auf dem ehemaligen Jagdhof der sächsischen Könige Bodfeld erbauten bischöflichen Burg.





Die Abmessungen der 1'E1'h2

Die alte Jagdpfalz Bodfeld war vielfach Aufenthaltsort von Heinrich I., oft das Hoflager der Ottonen. 1056 verstarb Heinrich III. auf Bodfeld in den Armen von Papst Victor II. der dort zu Besuch weilte. Rothehütte und Königshof wurden später vereint zu Königshütte.

Unsere Eisenbahn steigt hinab in das Tal der Warmen Bode, herrliche Wiesen und Wälder zu beiden Seiten, und fährt um 11.40 Uhr in den Blankenburger Bahnhof zu Tanne ein. (Abb. 12) Er hält vor dem Empfangsgebäude der Halberstadt-Blankenburger Eisenbahngesellschaft. Schräg gegenüber befinden sich die Anlagen der Südharz-Eisenbahn. Unsere Reisenden hätten die Möglichkeit, mit dieser 1000 mm-Schmalspurbahn die Fahrt über Brunnenbachsmühle nach Walkenried oder Braunlage fortzusetzen. Auch die Güterwagen der H.B.E. können diesen Weg nehmen. Der Rollbockverkehr ermöglicht dieses. Doch niemandem steht heute der Sinn einer Weiterfahrt.

Um 9.16 Uhr sind wir mit der Harzzahnradbahn von Blankenburg abgefahren. Nach 2 Stunden und 24 min. haben wir Tanne erreicht bei einer Fahrstrecke von 30,5 km. Es ist zu jener Zeit eine große technische Leistung.

Technische Daten: 1435 mm Spurweite; Streckenlänge 30,5 km, davon 7,5 km mit Zahnstange; Steigung mit Adhäsion bis zu 25 ‰, mit Zahnstange bis 60 ‰; minimaler Kurvenradius bei Adhäsion 180 m, mit Zahnstange 200 m; 7 Lokomotiven mit Gewicht 56 t, Zugkraft 12 t; Zuggewicht 135 t, Betriebsart: Schieben.

Die Nachfrage in Industrie, Bauwirtschaft und Landwirtschaft an Kalk wuchs um die Jahrhundertwende 1900 stetig. Die Kalkwerke in Rübeland und Elbingerode forderten von der H.B.E. höhere Transportmengen. Die einspurige Schienentrasse und das zeitraubende Umsetzen der Lokomotiven an den Steilstrecken erforderte sogar Nachtbetrieb. Technische Verbesserungen ließen höhere Zuggeschwindigkeiten zu, sodass auch im Personenverkehr Pünktlichkeit im Anschlussverkehr mit dem Steckennetz anderer Bahnen verbessert wurde. Nach 1919 begannen Planungen, durch stärkere Loks den Zahnstangenbetrieb aufzugeben.

Die Entwicklung im Lokomotivbau beim Hersteller Borsig

in Berlin bot 1917 eine sehr zugkräftige Tenderlokomotive der „Tierklasse“ an, die im Adhäsionsbetrieb hohe Leistung brachte. Die H.B.E. testete diese Lok mit Zahnradtriebwerk, dabei erwies sich, dass Steigungen und Gefälle ohne Umschaltung des Zahnstangentriebs bewältigt werden konnten. Die H.B.E. erwarb 1920 vier dieser 1'E1 Loks und benannte sie Büffel, Elch, Mammut und Wisent. (Abb. 13)

Dieser Lokomotivtyp wurde nochmals verbessert und als „Preußische T 20“ (Baureihe 95 bei der Deutschen Reichsbahn) bei Borsig in Berlin mit 18 Maschinen und in Lizenz bei Hanomag in Hannover mit 27 Stück von 1922 bis 1924 hergestellt. Sie fanden in ganz Deutschland Einsatz. Auf der Harzstrecke bekam diese schwere Lok den volkstümlichen Namen „Bergkönigin“.

Die H.B.E. entschloss sich nach Beschaffung dieser Loks zur Veränderung des Streckenverlaufes. Die Strecke vom ehemaligen Kalkwerk Garkenholz in das Bodetal, zum Teil entlang der Straße, bekam einen neuen Verlauf. Nach Überquerung der Reichsstraße 27 folgten nach etwa 500 m der Krumme Grubetunnel (Länge 307 m) und nach Überbrückung des Kreuztales der Nebelholztunnel (Länge 90 m). Der „Kreuztalviadukt“ (alte Benennung Krocksteinviadukt), mit einer Länge von 99 m und 29,3 m Höhe wurde damit die größte Eisenbahnbrücke im Harz. (Abb. 14) Die alte Strecke durch den Bismarcktunnel hatte ausgedient. Der neue Bahnhof „Rübeland-Tropfsteinhöhlen“ machte den alten überflüssig, die Gleise entlang der Bode dienten dem Diabassteinbruch und Gewerbetrieben als Zufahrt, den H.B.E. Lokschuppen nutzte man weiterhin.

Am 12. Februar 1931 wurde die Neubaustrecke Rübeland-Hüttenrode dem Betrieb übergeben. Die Fahrzeit ohne Zahnradtechnik für einen Personenzug verkürzte sich von Blankenburg nach Rübeland von 60 auf 30 Minuten, die maximale Anhängelast eines Güterzuges bei Bergfahrt

Abb. 8 linke Seite oben: Bismarcktunnel bei Rübeland von Süden, 1910.

Quelle: Ansichtskarte H.B.E. Harz-Zahnrad-Bahn.

Abb. 10 linke Seite links: Bahnhof Elbingerode.

Abb. 11 linke Seite mitte: Bahnhof Rothehütte-Königshof, ab 1924: Königshütte.

Abb. 12 linke Seite rechts: Bahnhof Tanne um 1910.

Abb. 13 rechte Seite oben: Lokomotive „Mammut“, gebaut von Borsig, 1917.



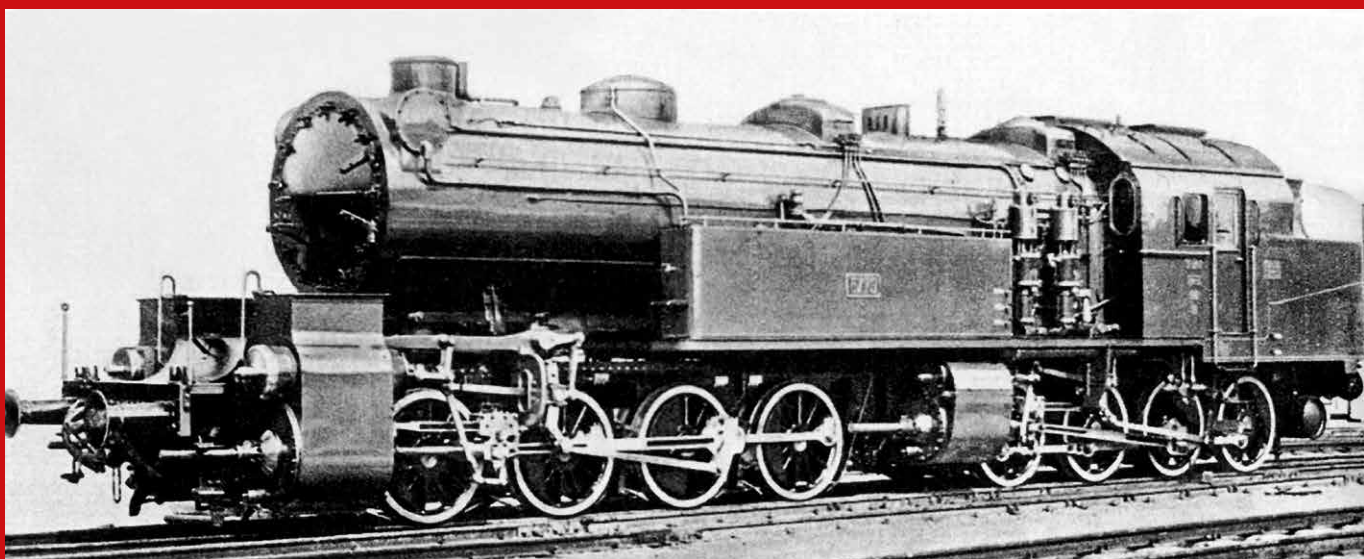
Abb. 14 oben: Alte und neue Bahntrasse im Kreuztal vor Neuwerk mit Kreuztalviadukt und Einfahrt zum Bismarcktunnel 1931. Im Vordergrund das Gleis mit Lamellenzahnstange. Quelle: Archiv Lindenau.

Abb. 15 unten: Mallet-Lokomotive Baureihe 96, Bj. 1913 (bay. Gt 2 x 4/4) bei der H.B.E. ab 1944.

Abbildungsnachweis:
Wenn nicht anders angegeben:
Sammlung W. Steinke.

erhöhte sich von 180 t auf 460 t. Für den Personenverkehr setzte man vermehrt Dieseltriebwagen ein. Die Rübeländer Kalkwerke lieferten kriegswichtigen Rohstoff für die Stahlherstellung (Hüttenwerke) und für die Buna- und Leuna-Werke im Raum Merseburg-Bitterfeld. Aus dem Reich wurden viele Loks der Baureihe 95 zur H.B.E. in den Harz verlegt.

Ende 1944 benutzte die H.B.E. leihweise eine bayrische schwere Malletlok BR 96, um den abgewirtschafteten Lokomotivbestand aufzufüllen. (Abb. 15) Diese Lok mit 4 Zylindern und 8 Achsen hatte eine Länge über Puffer von 17,1 Metern und ein Gesamtdienstgewicht von 131 Tonnen. Am 17. April 1945, als die einziehenden amerikanischen Truppen Blankenburg eingenommen hatten, sollte eine wirksame Panzersperre auf der Reichsstraße 27 Rübeland schützen. Vom Kreuztalviadukt sollte diese Lok auf die Talstraße gestürzt werden. Glücklicherweise schlug das wahnwitzige Vorhaben fehl, nachdem es Direktor Dr. Sommer vereitelte. Die Kreuztaler Bodebrücke wurde noch gesprengt, am 20. April 1945 war der Krieg im Harz zu Ende.



Das Jurameer

im Braunschweiger Land

*Dr. Ralf Kosma,
Staatliches Naturhistorisches Museum*



Im Sommer 2014 begann ein Team des Staatlichen Naturhistorischen Museums in Braunschweig (SNHM) am Geopunkt Schandelah in der ehemaligen Gemeindegrube ein neues Grabungsprojekt, hinter dem allerdings zu diesem Zeitpunkt bereits einige Jahre der Vorbereitung lagen. In einer Kooperation mit der Dr. Scheller Stiftung aus Braunschweig konnte dieser langgehegte „Traum“ des Braunschweiger Forscherteams in die Tat umgesetzt werden. Die Stiftung kaufte das Areal der ehemaligen Gemeindegrube in Schandelah von der Gemeinde Cremlingen und räumte dem Naturhistorischen Museum (SNHM) das alleinige Grabungsrecht ein. Vertraglich ist geregelt, dass alle hier gemachten Neufunde dauerhaft in die Sammlungen des SNHM übergehen. Begleitend zu den drei vergangenen Grabungskampagnen, die in den Sommerhalbjahren 2014, 2015 und 2016 erfolgten, wurde eine neue Internetseite von der Öffentlichkeitsabteilung der Dr. Scheller-Stiftung begründet, die einsehbar ist unter: www.geopunkt-schandelah.de

Nachdem im Frühsommer 2014 das Gelände gerodet (der Baumbestand war nicht standortgerecht) und die Initiativfläche eingezäunt wurde, musste zunächst einmal der obere Bodenhorizont abgetragen und entsorgt werden, da der Bereich in den 1950er und 1960er Jahren als Gemeindegrube benutzt wurde und die Bevölkerung aus Schandelah hier Müll abgeladen hatte, wie es damals an vielen Orten im Bundesgebiet üblich war. Probebohrungen und Fachgutachten ergaben, dass es sich bei dem Altmüll in der ehemaligen Gemeindegrube von Schandelah überwiegend um Bauschutt und Karosserieteile von KFZ handelte und bedenkliche Stoffe wie Asbest nicht nachgewiesen wurden. Nach Einebnung der Fläche bis in den Bereich des Posidonienschiefers begannen im Sommer 2014 die wissenschaftlichen Grabungen. Hierfür stand dem Museum ein Team aus bis zu sieben Studierenden der Technischen Universität Braunschweig zur Verfügung, die inzwischen (bis 2016) schon drei Grabungskampagnen begleitet haben. (Abb. 1-3)

Abb. 1 unten links: Grabung Schandelah im Sommer 2014.

Abb. 2 unten mitte: Das Grabungsteam bei der Arbeit, 2015.

Abb. 3 unten rechts: Grabungsteam Schandelah im September 2016.

Abb. 4 oben: Schädel eines juvenilen Ichthyosauriers, entdeckt und geborgen 2015.



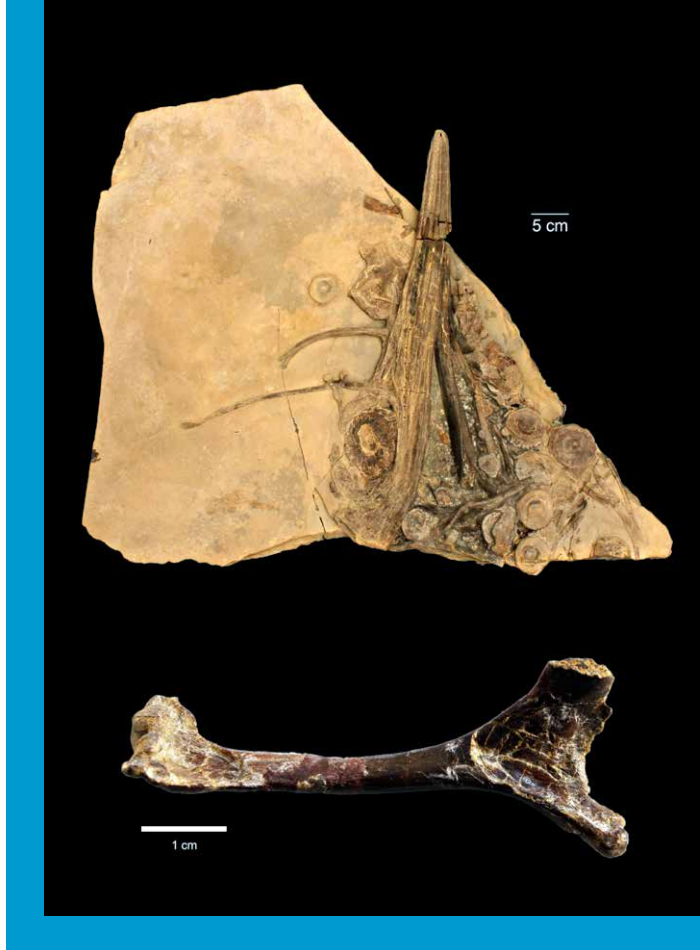


Abb. 5 oben: Schädel eines Ichthyosauriers (*Stenopterygius* sp.), entdeckt und geborgen 2015, während der Präparation des disartikulierten Skeletts.

Abb. 6 mitte: Oberarmknochen (Humerus) des Flugsauriers *Dorygnathus* sp., entdeckt und geborgen 2015.

Abb. 7 unten: Dorsal eingebetteter und fast vollständiger Ichthyosaurier (*Stenopterygius* sp.), entdeckt und geborgen 2016; Gesamtlänge: 320 cm.

Innerhalb der drei Grabungskampagnen 2014, 2015 und 2016, die jeweils von April bis Oktober andauerten, konnten bereits mehrere einhundert Fossilien geborgen werden. Darunter befinden sich Strahlenflosser wie *Tetragonolepis*, *Acidorrhynchus*, *Leptolepis* etc. ebenso wie vereinzelte Überreste von Schmelzschuppenfischen wie *Lepidotes*, aber auch vereinzelte Haizähne. Das Hauptaugenmerk richtet sich allerdings auf fossile Reptilien. In den vergangenen Jahren konnten bei den Grabungen in Schandelah zahlreiche Knochen und Zähne von Meereskrokodilen, Plesiosauriern, Ichthyosauriern und Flugsauriern geborgen werden, die den Bestand norddeutscher Saurierfunde in öffentlichen Sammlungen deutlich vergrößert haben. (Abb. 4-7)

Neben den paläontologisch ausgerichteten Grabungen beinhaltet das Projekt auch eine ökologische Komponente, denn die abgebauten Flächen sollen zukünftig in Biotope umgewandelt werden. Hierzu wurden im Vorfeld 2014 bereits Biotopkartierungen durchgeführt und Ausgleichsflächen standortgerecht wieder aufgeforstet. Bereits zum jetzigen Zeitpunkt hat sich hier eine Vielzahl von Amphibien angesiedelt. (Abb. 8-9)

Eine dritte Komponente des Gesamtprojekts beschäftigt sich mit „Schandelah als Außerschulischer Lernort“. Als Außerschulischer Lernort zum Thema „Evolution“ bietet sich hier Schülern der gymnasialen Oberstufe die seltene Gelegenheit, paläontologische Grabungsmethoden kennenzulernen, die Bergung von Funden hautnah zu erleben und die weiteren Geländetätigkeiten und anschließende Präparation zu begleiten. Dies findet teilweise in den Seminarräumen des Naturhistorischen Museum statt, die dortigen Wissenschaftler, Präparatoren und Museumspädagogen sichern die Qualität des pädagogischen Konzeptes und der fachlichen Betreuung. Unter dem Motto „vom Fundort ins Museum“ können die Schüler den Forschern über die Schulter schauen und neben der präparatorischen und wissenschaftlichen Arbeit auch Einblicke in die museale Präsentation der Funde nehmen. Unterstützt wird dieses Teilprojekt von der Bürgerstiftung Braunschweig (www.buergerstiftungbraunschweig.de).





Bereits im Gelände kann den Schülern unmittelbar vermittelt werden, wie sich das Klima und somit Fauna und Flora im Laufe von Jahrtausenden verändert. Hierzu dienen die Grabung an sich, die ein subtropisches marines Ökosystem repräsentiert, aber auch dem gegenübergestellt das heutige, rezente Ökosystem desselben Standortes. Die angelegten Biotope und angrenzenden Waldflächen, die von zahllosen heimischen Tieren und Pflanzen besiedelt werden, bieten Schülern viele Möglichkeiten, die Natur zu entdecken und zu erfahren.

Bereits jetzt ist das Interesse der Öffentlichkeit an den Grabungen groß, wie beispielsweise der Besucherandrang bei Aktionstagen zeigt. Mittlerweile ist die Grabung in Schandelah ein Geopunkt innerhalb des Geoparks Harz-Braunschweiger Land-Ostfalen und mit Infotafeln für die Besucher ausgestattet. (Abb. 10-12)

Auch am Geopunkt Hondelage bei Braunschweig laufen die Grabungen des Naturhistorischen Museums weiter. Hier gräbt das Team auf dem Gelände des Förderkreises für Umwelt- und Naturschutz Hondelage e.V., kurz FUN (www.fun-hondelage.de), bereits seit September 2011 und konnte in dieser Zeit die Überreste von fünf Ichthyosaurier-Exemplaren bergen. Die im Jahr 2011 zu Beginn der Grabung lediglich circa 10 m x 10 m große Grabungsfläche konnte inzwischen durch Versatz der Umzäunung um weitere 5 m nach Osten ausgedehnt werden. Hier gräbt ein Team aus Ehrenamtlern unter Anleitung des geowissenschaftlichen Präparators des Naturhistorischen Museums, die allesamt Mitglieder des Fördervereins des Museums, der Gesellschaft für Naturkunde e.V., sind. Der Geopunkt liegt am Westrand der Hondelager Juralmulde. Hier fallen die Schichten des Posidonienschiefers mit circa 6° nach Osten ein. Zu den besonders interessanten Funden der



Abb. 8 oben links: Türkisblauer Wasserfrosch *Pelodytes punctatus* sp. am Rand eines saisonalen Kleingewässers, das sich in einem Schurf gebildet hat.

Abb. 9 oben rechts: Männlicher Kammolch *Triturus cristatus* im Frühjahr 2015.

Abb. 10 oben: Panorama der Grabung in Schandelah, Blickrichtung Osten.

Abb. 12 unten: Tag des Geotops 2016: Fast 800 interessierte Besucher nahmen Einblick in den Fortgang der Grabungen.



Abb. 11 oben: Die Grabung Schandelah aus der Luft, September 2016.

Abbildungsnachweis:
Verfasser.

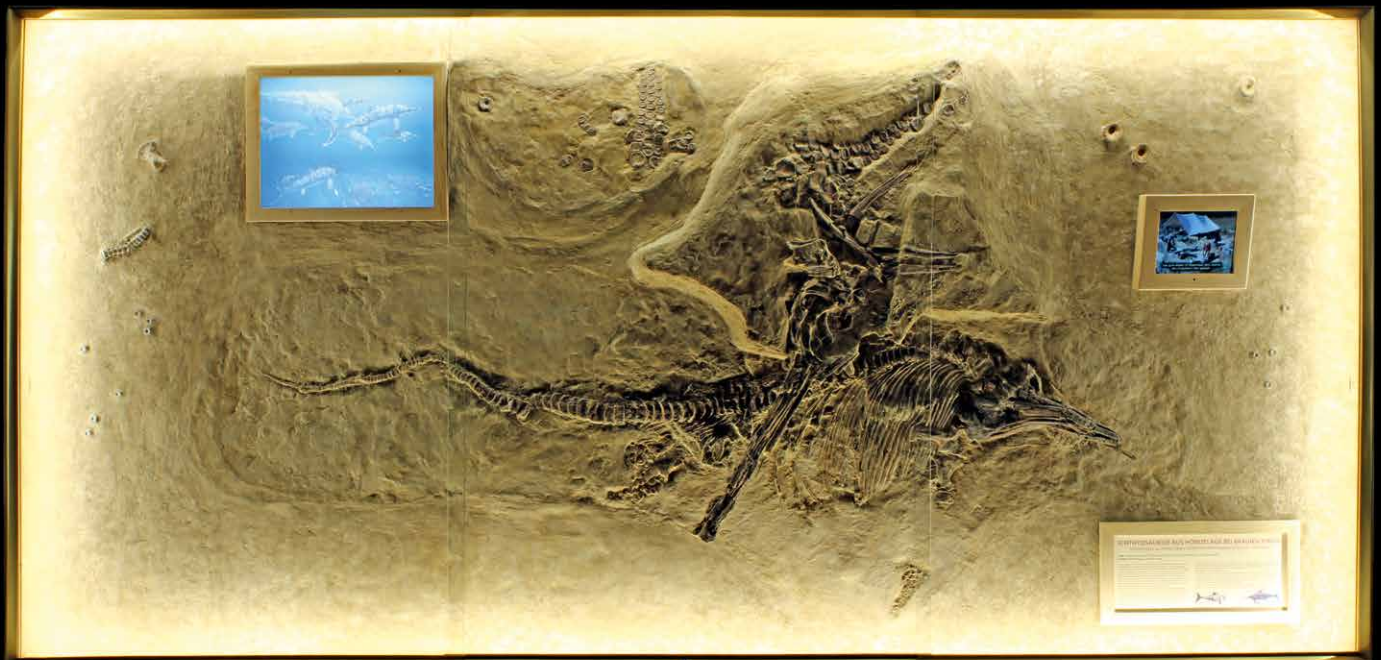
letzten Jahre gehören hier Fische, Seelilien und ein sehr großes, über 80 cm langes und isoliertes Vorderpaddel eines Ichthyosauriers, das sich durch einen ungewöhnlich robusten Knochenbau auszeichnet. (Abb. 13-14) In Absprache mit dem FUN e.V. kann die Grabungsfläche in den nächsten Jahren noch in einen angrenzenden Acker hinein erweitert werden.

Abschließend lässt sich sagen, dass die beiden genannten Projekte im Posidonienschiefer des Braunschweiger Landes eine gelungene Zusammenarbeit zwischen örtlichen Naturschutzverbänden, Stiftungen und dem zuständigen Naturkundemuseum als Forschungsinstitution darstellen. Ohne dieses komplexe Zusammenspiel von Forschung und Förderung wären die oben genannten Bereicherungen unserer Kenntnis des niedersächsischen Jurameeres, die dauerhaft in öffentlicher Hand verwahrt werden, nicht möglich gewesen. Weitere Projekte in Hinblick auf die Erforschung und pädagogische Vermittlung der Lebewelt des niedersächsischen Jurameeres sind bereits in Vorbereitung.



Abb. 13 links: Schädel und Teilskelett eines Ichthyosauriers (*Stenopterygius* sp.) aus der aktuellen Museumsgrabung am Geopunkt Hondelage; ausgestellt im Naturschutzzentrum Hondelage.

Abb. 14 unten: Ichthyosaurier (*Stenopterygius* sp. und *Eurhinosaurus longirostris*) aus Hondelage in der Dauerausstellung des SNHM; geborgen September 2011.



Hohlglas

– Ein Luxusgut in alten Zeiten?

Zur Frage des hiesigen Glas-Recyclings in der frühen Neuzeit.

Jens Koch

Wenn der Bürger heutzutage regelmäßig sein restliches Altglas (Pfandflaschen und Plastikflaschen lassen wir hier einmal unberücksichtigt) mit gutem Gewissen an der Wertstoffinsel entsorgt, so ist das zwar etwas lästig, aber schont die Umwelt und spart der Glasindustrie Energiekosten. Nur selten verirrt sich Altglas heutzutage noch im Restmüll oder in der Landschaft. Oft belächelt vom „Westen“ war das auch schon in DDR-Zeiten gängige Praxis.

Wenn aber in Jahrtausenden die Geschichtsforschung aufgrund nicht mehr verwertbarer Speicher-Medien immer noch auf die archäologische Methode angewiesen sein sollte, so ergäbe sich doch wohl ein „schräges“ Bild hinsichtlich der raren Hinterlassenschaften aus Glas in unserer Epoche! Gräbt man Müll-Depotien aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus, findet man



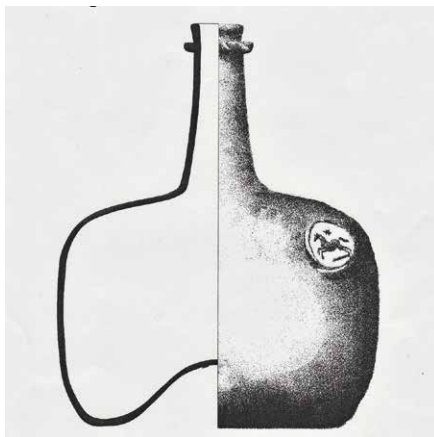
noch reichlich Glas. Doch seit Jahrzehnten schon wird nunmehr das zu erwartende Fundspektrum für Glasverpackungen unserer Epoche verzerrt und die zukünftigen Archäologen könnten den falschen Schluss ziehen, dass Glas in unseren Tagen eine unübliche Rarität war, wenn sie denn den Aspekt des Recyclings nicht berücksichtigen. So ähnlich waren auch die ersten Überlegungen der Altertumsforscher hinsichtlich des Stellenwertes des Glases im Späten Mittelalter und der frühen Neuzeit. Gebrauchs-Glas ist aber damals durchaus kein Luxusgut gewesen, wenn man einmal von den formschönen Importen aus Venedig, oder bemalten Gläsern absieht (Flachglas und Spiegelglas bilden hier ebenfalls eine Ausnahme). Unwiderrspochen sind jahrhundertealte Glasobjekte heutzutage eher rar. Doch auch hier gilt, was in Zukunft zu erwarten ist: Das Fund-Spektrum wird letztlich nur durch einst gut organisierte Bruchglas-Rückführung verzerrt. Neben dem eher kostbaren „weißem“ Glas (eigentlich nur entfärbtes, transparentes Glas), dominierte vor Jahrhunderten das „ordinäre“, grüne (Wald-)Glas. Letzteres wurde oft in abgelegenen Waldregionen in den sogenannten Glashütten produziert.

Flaschensiegelfunde bezeugen die Bruchglas-Rückführung

Jugendliche und oft auch Kriegsversehrte waren damals als Landgänger unterwegs und kauften Glasbruch bei den Konsumenten ab, um es in die Hütten zu transportieren, wo es zerstampft

Abb. 1 oben: Glashüttenbetrieb um 1550.

Abb. 2 unten: Gemälde „Trinkende Bauern“, um 1650.



wurde und der Glasschmelze (Fritte) beigemischt wurde, was Energiekosten sparte, wie noch heutzutage. Funde von wüsten Hüttenplätzen belegen diese Praxis. Ab Mitte des 17. Jahrhunderts war es üblich Flaschen zu siegeln. Diese durch den Wandungsrest verstärkten Glasmarken „überlebten“ oft das Zerkleinern der Flaschen und gelangten durch Entmischung in den Bodenbereich. In älteren Darstellungen wurden diese Marken oft der Hüttenproduktion zugeordnet, letztlich handelt es sich aber häufig um genau jenes „fremde“ Glas, das durch die Rückführung an die Hütten dorthin gelangte! Als zuverlässige Produktionsbelege dürfen daher nur Probesiegel (erkennbar an der glatten Rückseite) oder Petschäfte (Stempel) von Hüttenplätzen gewertet werden.



1749 führt Braunschweig die Formbouteille ein

Wie die historische Abbildung einer Glashütte aus dem 16. Jahrhundert u.a. zeigt, waren es ebenfalls auch Landgänger die, oft schwer beladen, Glasprodukte verhandelten. Organisierte Bruchglasverwertung dürfte auch für die von Herzog Carl I. um 1744 gegründeten Braunschweiger Grünglashütten Schorborn und Holtensen (Holzen) gelten, die anfänglich auf Flaschen-Fertigung ausgerichtet waren. Äußerst modern führte Carl schon Mitte des 18. Jahrhunderts Landesflaschen ein, die mit seinem Monogramm markiert waren und in zweiteilige Metall-Formen geblasen wurden. Man kann das auch als frühe Form der Normung interpretieren, denn Querelen um unterbemessene Flaschen waren an der Tagesordnung! Diese Relieftext-Flaschen wurden alsbald reichlich nachgeahmt (siehe Tafel Formzeichen).

Fotos/Repros: Verfasser.

Abb. 3 oben links: Glassiegel „Rudolf August“, 1666-1685, Fundort Peine.

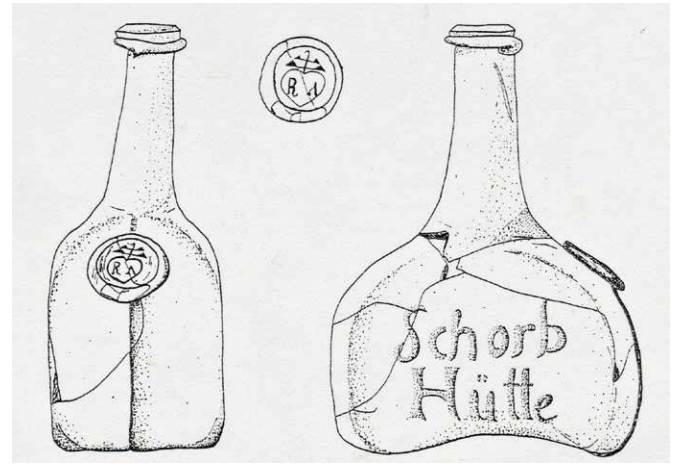
Abb. 4 oben mitte: Weinflasche um 1700, Fundort Weferlingen.

Abb. 5 oben rechts: Flaschensiegel „August Wilhelm“, 1714-1731, Fundort Peine.

Abb. 6 unten: Formbouteillen, 18. Jhd., Braunschweig und Hannover.

Abb. 7 mitte: Glasmärke „Preußen“, 18. Jhd., Fundort Braunschweig.





Aus der Latrine in die Vitrine

Wenn aber Archäologen beispielsweise in städtischen Kloaken einmal größere Mengen an Glasgefäßen bergen, so stammen sie zumeist tatsächlich aus gehobenen Verhältnissen und zeugen letztlich nur von einem leicht dekadenten Umgang mit dem Rohstoff, denn offenbar waren die einstigen Besitzer nicht auf den kleinen Zusatz-Verdienst angewiesen und warfen die Objekte (oft u.a. vergesellschaftet mit Tonpfeifen oder Münzen) nach Trinkgelagen gedankenlos in die Abfallgruben, die zumeist wahre „Fundgruben“ für die Forscher sind!

Neben der nachgewiesenen Praxis der Glasbruch-Rückführung liegen auch Schriftquellen über Produktionszahlen vor, die ohne weiteres auf Millionen von Flaschen und Gläsern hindeuten, die man schon vor Jahrhunderten hergestellt hat. Selbst einfache Bauern tranken in den Wirtshäusern im 16. Jahrhundert bereits aus Gläsern an den sogenannte Nuppen oder Warzen oder gar Ringe angebracht waren, angeblich damit man sie besser greifen konnte, oder man führte mit hohen Stangengläsern mit horizontalen Bandauflagen (Paßgläser) Trinkspiele durch, wobei man sich möglichst genau von Markierung zu Markierung trinken musste. Rezente historische Gemälde belegen auch diese Praxis.

Abbildungen unten, von links nach rechts

Abb. 10: Weinflaschensiegel der Westerberger Glashütte um 1825.

Abb. 11: Weinflaschensiegel Georgius Rex Hütte, Triangel.

Abb. 12: Wildemänner-Siegel, Fundort Braunschweig.

Abb. 13: Siegel einer Weinflasche der Hütte am Süntel, Fundort Peine.

Abb. 8 oben links: Weinflaschen 18. Jhd., Fundort Hann. Münden.

Abb. 9 oben rechts: Braunschweiger Formflasche mit Hausmarke, um 1815, Fundort Isenbüttel.

Abb. 14 unten: Tafel Formzeichen.

Frühe Formzeichen aus der Region Niedersachsen	
	Braunschweig, ab Mitte 18. Jh. Hütte: Schorborn (oder Holtensen) (nach 1780 auch als "begleitendes" Zeichen bis um 1841)
	Hannover, um 1770 - um 1775 Hütte: wohl Bramwald (Hann. Münden)
	Hannover, um 1772 - um 1775 Hütte: wohl Süntel-Hütte
	Braunschweig, um 1800 - um 1807 Hütte: Schorborn
	Hessen, um 1820 - um 1830 Hütte: wohl Obernkirchen
	Braunschweig, um 1808 - um 1820 Hütte: Schorborn





Gottfried Wilhelm Leibniz und Herzog Anton Ulrich

Toleranz und Konfession am Hof zu Wolfenbüttel

Otto Pfingsten

Im Alter von 70 Jahren verstarb im Herbst 1716 in Hannover Gottfried Wilhelm Leibniz. Er gilt zu Recht als einer der bedeutendsten Gelehrten, die je in unserem Land gewirkt haben. Als ein Universalgenie ist er in die Geschichte eingegangen, der auf allen Gebieten der Wissenschaft Großartiges geleistet hat. Mit seinen Erkenntnissen, seinen Entdeckungen und Erfindungen war Leibniz in vielen Punkten seiner Zeit weit voraus.

Das Licht dieser Welt erblickte Leibniz im Jahr 1646 in Leipzig – also 2 Jahre vor dem Ende des schrecklichen 30jährigen Krieges. Schon auf der Schule und später auf den Universitäten von Leipzig und Jena erstaunte der junge Leibniz durch sein Wissen und galt als hochbegabt. Studiert hatte er zunächst Philosophie, Logik und Mathematik. Später, wahrscheinlich angeregt durch seinen Onkel Johann Strauch, einem Juristen aus Braunschweig, hat er aber auch juristische Vorlesungen besucht. Als 20jähriger promovierte er zum Magister der Philosophie; als er im selben Jahr sich auch noch um eine Promotion zum Doktor beider Rechte be-

warb, wurde ihm das aber wegen seiner Jugend verwehrt. Leibniz verließ daraufhin Leipzig und erwarb noch im selben Jahr seinen juristischen Doktor-Titel an der Universität von Altdorf.

Seine erste Anstellung fand der 21jährige Leibniz am Hof des mächtigen Kurfürsten und Erzbischofs Johann Philipp von Schönborn in Mainz. Obwohl Lutheraner, machte er dort schnell Karriere und wurde 1670 zum Revisionsrat am Oberappellationsgericht berufen, eines der höchsten Gerichtshöfe in Deutschland überhaupt.

Aber Leibniz blieb nicht sehr lange am Rhein. Ab März 1672 finden wir ihn in Paris, wo er eigentlich dem Sonnenkönig Ludwig XIV seinen Plan von der Eroberung Ägyptens durch französische Truppen („Consilium Aegyptiacum“) vorstellen sollte. Leibniz und sein Mainzer Kurfürst hatten gehofft, so den Sonnenkönig von weiteren Angriffen auf deutsche Territorien abhalten zu können. Aber Leibniz kam zu spät; als er in Paris eintraf, waren die Franzosen bereits in die Niederlande einmarschiert – ein Krieg

war nun nicht mehr zu verhindern. Erst rund 100 Jahre später sollte Napoleon die Pläne von Leibniz in Bezug auf Ägypten wieder aufgreifen und in die Tat umsetzen.

Etwa 4 Jahre blieb Leibniz in der Stadt an der Seine und traf sich dort mit den führenden Wissenschaftlern Frankreichs. Zweimal in dieser Zeit besuchte er auch London und stellte dort in der Royal Society seine Rechenmaschine vor.

Dann aber schaute sich Leibniz nach neuen Aufgaben um. Mehrere Angebote lagen ihm von verschiedenen Höfen Europas vor – u.a. aus Kopenhagen. Weshalb er ausgerechnet im Jahr 1676 der damals noch kleinen und relativ unbedeutenden Provinzstadt Hannover den Vorzug gab, wissen wir nicht. (Abb. 1) Vielleicht mag es daran gelegen haben, dass er in Hannover noch viel bewegen konnte. Schließlich war diese Stadt an der Leine ja erst ein paar Jahrzehnte zuvor, nämlich 1636 zur Residenzstadt des welfischen Teil-Fürstentums Calenberg erhoben worden. Möglicherweise lag es aber auch an dem Herzog Johann Friedrich, der als ein kluger Mann ihm ein Gesprächspartner auf Augenhöhe war. Außerdem war dieser Johann Friedrich in theologischen Dingen ähnlich tolerant und auch ähnlich fromm wie Leibniz. 1651 war Johann Friedrich aus religiösen Gründen in Italien zur katholischen Kirche konvertiert, ohne dass dies allerdings für sein Herzogtum tiefgreifende Folgen gehabt hätte. Der Herzog war der Meinung – und damit traf er sich auch mit Leibniz – dass die Trennung der Christenheit in 2 Konfessionen nicht im Sinne Jesu sei und auch nicht im Sinn der Vernunft. Im Gegenteil: Diese Trennung sei Ärgernis und Sünde zugleich und müsse überwunden werden.

Etwa 3 Jahre, nachdem Leibniz sein Amt als Hofrat und Bibliothekar in Hannover angetreten hatte, verstarb der von ihm so hoch verehrte Johann Friedrich. Da der Herzog „nur“ 3 Töchter hinterlassen hatte, die nach welfischen Bestimmungen nicht erberechtigt waren, folgte ihm auf dem Thron sein jüngerer Bruder Ernst August (1629-1698). Dieser Ernst August war – anders als sein Bruder – ein ausgesprochener Machtmensch, der in Sachen Prunk dem Sonnenkönig in Paris nacheiferte. Ein herzliches oder gar vertrautes Verhältnis hat Leibniz zu diesem Herzog nie gefunden.

Zwar blieb die Stellung von Leibniz – vor allem durch Herzogin Sophie, die ihn stets bewunderte – am Hof von Hannover unangetastet. Aber immer öfter zog es Leibniz nun auch an den Hof von Wolfenbüttel. In dem gut 10 Jahre älteren Herzog Anton Ulrich (1633-1714) hatte er bald einen väterlichen Freund und Vertrauten gefunden. Anton Ulrich hatte offene Ohren für eines der Hauptanliegen von Leibniz: die Wiedervereinigung der gespaltenen Christenheit. Und umgekehrt suchte Anton Ulrich in



Abb. 1 linke Seite: Gottfried Wilhelm Leibniz. Quelle: Dahms, Hellmuth Günther: *Deutsche Geschichte im Bild*. – Frankfurt a. M., 1991, Abb. 148.

Abb. 2 rechte Seite oben: Herzog Anton Ulrich. Quelle: Pinkert, Stefan: *Wolfenbüttel – Kulturstadt mit Flair*. – Braunschweig, 2006, S. 33.

Abb. 3 rechte Seite unten: Kaiserin Elisabeth Christine. Quelle: Hamann, Brigitte: *Die Habsburger, ein biographisches Lexikon*. – München, 1988, S. 89.



vielen politischen, aber auch privaten bzw. familiären Angelegenheiten den Rat des geachteten Gelehrten. (Abb. 2)

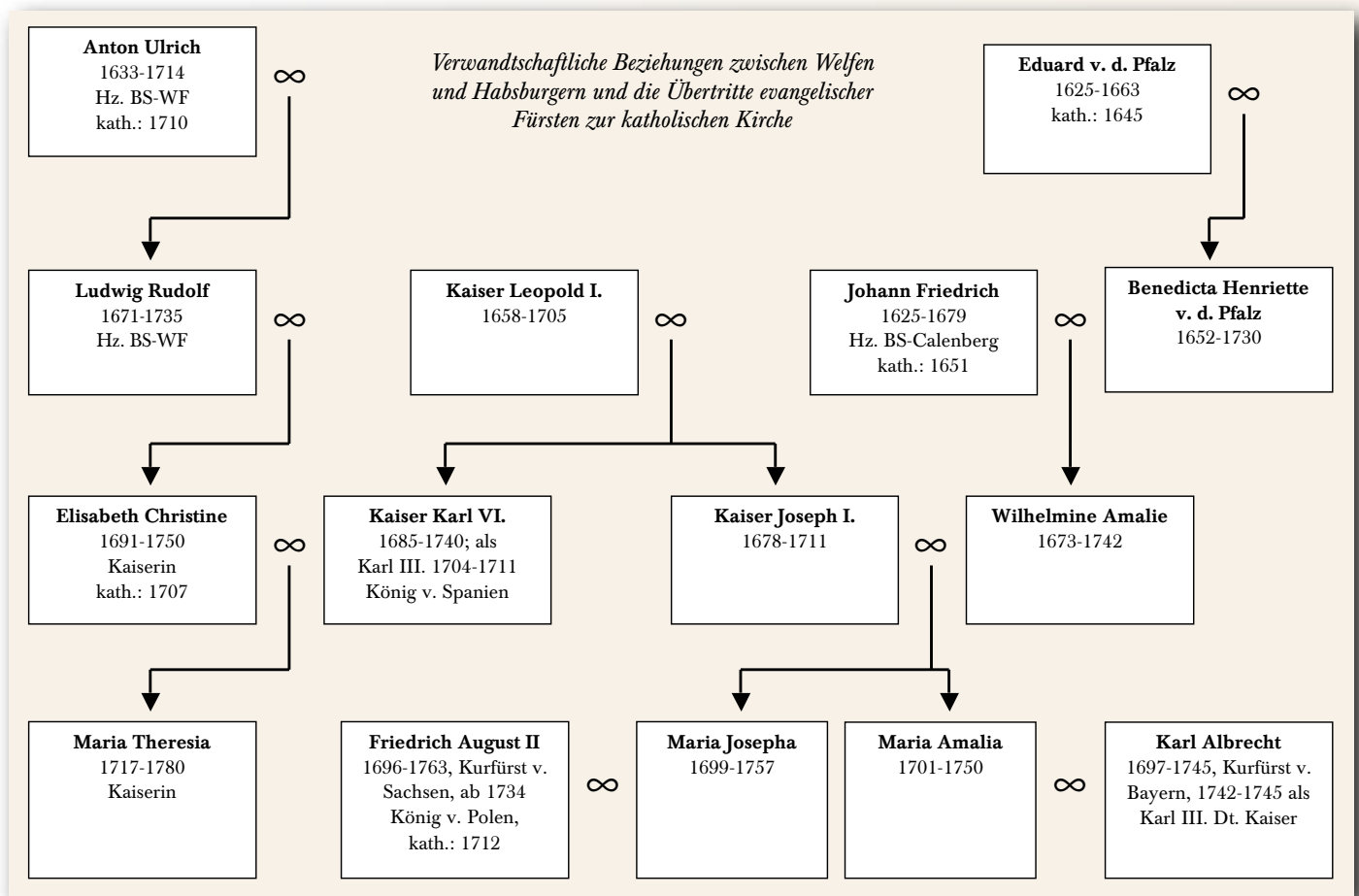
Natürlich hatte es schon in den 1680er Jahren lose Kontakte und Gespräche zwischen Leibniz und Herzog Anton Ulrich gegeben. Diese Kontakte nahmen zu, als im Jahr 1690 Leibniz die ihm angebotene Stelle eines Direktors der Wolfenbütteler Bibliothek annahm. Die Stelle war zwar nur als Nebenamt und als ehrenamtlich ausgeschrieben, Leibniz widmete ihr in den folgenden Jahren aber viel Zeit. Gunter Scheel, der ehemalige Direktor des Staatsarchivs Wolfenbüttel hat Leibniz in seinem Wirken so beschrieben: Leibniz sei als Bibliotheks-Direktor „von keinem seiner Vorgänger und Nachfolger übertroffen. Von den Leitern der Bibliothek im 17. Und im 18. Jahrhundert ist er der einzige gewesen, der mit einem wissenschaftlich fundiertem Programm an seine Aufgabe herangetreten ist“.

Nun konnte auch einem der großen Lebensthemen des Gottfried Wilhelm Leibniz neues Leben eingehaucht werden. Unter Vorsitz

von Herzog Ernst August hatte es bereits in Hannover Tagungen gegeben, die sich mit einer Wiedervereinigung der gespaltenen Christenheit beschäftigten. Aber der religiös eher indifferente Ernst August ließ dies Thema eher auf kleiner Flamme köcheln. Anders unser Herzog Anton Ulrich. Für ihn war Religion bzw. Christentum ein wichtiger Teil seines Lebens, und für eine Versöhnung der Konfessionen hat er sich Zeit seines Lebens eingesetzt. Wichtig war für unseren Herzog, dass er neben Leibniz auch die Theologen seiner Universität Helmstedt an seiner Seite wusste. So überließ er es in jenen Jahren weitgehend Leibniz, auf frei gewordenen Professorenstellen Männer zu berufen, die auch eine Aussöhnung mit den Katholiken befürworteten. Der bedeutendste unter den damals jungen Professoren, der auch bald Dekan der theologischen Fakultät wurde, war der 1697 aus Altdorf nach Helmstedt gekommene Johannes Fabricius. Offiziell aufgenommen wurden die sogenannten Reunionsgespräche in Wolfenbüttel im Jahr 1698. Das Protektorat über die Gespräche hatte der Herzog, neben Leibniz und den Professoren der Universität gab es auch noch weitere hochkarätige Diskussionsteilnehmer. So war aus Wien auf Bitten des Kaisers Bischof Franz Anton Graf von Puchheim (1664-1718) angereist. Auch Papst Innozenz IX zeigte sich vom Fortgang der Gespräche zunächst hoch erfreut. Die Theologen der Universität Helmstedt erstatteten ein Gutachten, in dem es sinngemäß etwa hieß: Die theologischen Differenzen zwischen den Konfessionen seien inzwischen alle ausgeräumt und im Grunde ginge es nun nur noch um juristische Fragen. Vor allem die Stellung des Papstes bzw. seines Primats müsse noch diskutiert werden. Allerdings hatte auch hier schon Leibniz Kompromissformeln vorbereitet.

Dass diese Reunionsgespräche dann doch scheiterten und von Rom nicht weiter gedeckt wurden, lag vor allem am französischen Episkopat. Sonnenkönig Ludwig XIV hatte durchaus kein Interesse daran, einem in Glaubensdingen geeinten Deutschland gegenüberzutreten. Er selbst betrieb in seinen Landen eine ganz rigide Religionspolitik und forderte seine Bischöfe auf, alle Einheitsbemühungen zu unterbinden. Aber sinnlos und nutzlos waren diese Gespräche in Wolfenbüttel gewiss nicht. Im Gegenteil. Man war sich – als evangelischer bzw. katholischer Christ – auf Augenhöhe begegnet und in gegenseitigem Respekt war man auseinander gegangen. Die zarte Pflanze der Ökumene konnte nun wachsen.

Sozusagen erstes Kind dieser Gespräche war die Kalenderreform in weltlichen Landen. Der Boden war nun vorbereitet, um auch in protestantischen Territorien den Kalender Papst Gregors einzuführen. Auf Vorschlag von Herzog Anton Ulrich wurde in fast allen evangelischen Landen Norddeutschlands im Februar des Jahres 1700 zehn Tage übersprungen. In ganz Deutschland galt nun einheitlich der sogenannte gregorianische Kalender. Eine zweite Frucht der Reunionsgespräche war: Es wurde Herzog Anton Ulrich möglich, seine Enkeltochter Elisabeth Christine an den Hof nach Wien zu verheiraten. Als Partner war der sechs Jahre ältere Erzherzog Karl, der Bruder Kaiser Joseph I ausersehen. Voraussetzung für diese Heirat war natürlich, dass die Braut der katholischen Kirche angehörte. Elisabeth Christine, die kurz zuvor erst konfirmiert worden war, hat das zunächst kategorisch abgelehnt. Aber Leibniz hatte mit seinen Gesprächen und auch mit einem Gutachten dann doch entscheidenden Anteil daran, dass die junge Prinzessin ihre Meinung überdachte. Auch die Vorbehalte der Wolfenbütteler Schlossgeistlichen gegen eine Konversion konnten weitgehend abgebaut werden. Im Frühjahr



des Jahres 1707 war es so weit: Elisabeth Christine verließ ihr Elternhaus, begleitet von vielen Kutschen machte sie sich auf den Weg nach Wien. In Bamberg machte die Reisegesellschaft Station. Am 1. Mai 1707 fand im altherwürdigen Dom zu Bamberg in einer vom Mainzer Erzbischof Lothar Franz von Schönborn (1655-1729) prunkvoll gestalteten Messe der Übertritt der Wolfenbütteler Prinzessin zur katholischen Kirche statt. (Abb. 3) Elisabeth Christine konnte so – an der Seite ihres Mannes – zunächst Königin von Spanien werden. Und ab 1711 – nach dem Tod ihres Schwagers, des Kaisers Joseph I – wurde sie in Wien Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, an der Seite ihres Mannes Kaiser Karl IV. (Abb.4)

Anton Ulrich hat damals in einer vertraulichen Unterredung mit dem Mainzer Erzbischof nachfolgendes gesagt: „Kann man nun nach dem Geständnisse der Theologen meiner eigenen Confession in der katholischen Kirche ebenso gut als in der protestantischen das ewige Leben erlangen, so habe ich hierin allen Grund genug, ja heilige Verpflichtung zur katholischen Kirche, welche meine Vorfahren demnach ohne Ursache verlassen haben, wiederum zurückzukehren.“ Was er hier angedeutet hat, hat Herzog Anton Ulrich dann drei Jahre später in die Tat umgesetzt, am 11. April 1710, einem Karfreitag, vollzog er ebenfalls in Bamberg vor dem Erzbischof von Mainz offiziell seinen Übertritt zur katholischen Kirche. (Abb. 5)

Ein weiteres – indirektes – Ergebnis der Wolfenbütteler Reunionsgespräche war dann schließlich auch der Bau der katholischen Kirche St. Nicolai in Braunschweig. In der Stadt Braunschweig hatte bekanntlich die Reformation schon relativ früh Einzug gehalten (1528); das Herzogtum hatte dann erst nach dem Tod Herzog Heinrich des Jüngeren im Jahr 1568 seinen Wechsel zum neuen Glauben vollzogen. Im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel sowie in allen anderen welfischen Territorien hatte sich damit die Lehre Martin Luthers durchgesetzt. Katholische Priester mussten das Land verlassen. Zwar hatte Herzog Julius (1528-1589) damals noch allen Katholiken Glaubensfreiheit zugesagt. Aber ihre Messen durften sie nun nur noch in Privaträumen feiern. Im gesamten 17. Jahrhundert mussten die wenigen noch im Herzogtum Braunschweig verbliebenen Altgläubigen sich mit ihren religiösen Anliegen entweder an das Stift Hildesheim wenden oder das reichsunmittelbare Benediktinerkloster St. Lutgeri in Helmstedt aufsuchen.

Das sollte sich nun ändern. Am liebsten hätte es Anton Ulrich gesehen, wenn eine von den leer stehenden städtischen Kirchen für katholische Gottesdienste hätte genutzt werden können; er dachte dabei an die ehemalige Klosterkirche St. Ägidien oder an die St. Johannes-Kirche am Kattreppeln oder an die als Warenlager benutzte St. Jakobi-Kirche am Eiermarkt. Aber dagegen erhob sich aus der Bevölkerung und auch aus der evangelischen Pfarrerschaft heftiger Protest. Am 22. September 1708 hatte Herzog Anton

Abb. 4 linke Seite: Kaiser Karl IV. Quelle: Jaeckel, Gerhard: Die Deutschen Kaiser. – Gräffelfing vor München, [1991], S. 148.

Abb. 5 rechte Seite oben: Verwandschaftliche Beziehungen zwischen Welfen und Habsburgern und die Übertritte evangelischer Fürsten zur katholischen Kirche.

Ulrich bereits in einem Schreiben der katholischen Gemeinde das Recht zur öffentlichen Religionsausübung zugebilligt – dieses Datum gilt seitdem als eine Art Geburtsurkunde der katholischen Gemeinde in unserer Stadt.

Es dauerte aber nochmals rund 2 Jahre, bis Anton Ulrich sich einen Plan ausgedacht hatte, um einen Neubau einer katholischen Kirche in Braunschweig zu ermöglichen. Der Herzog kaufte ein großes, hinter seinem Braunschweiger Schloss gelegenes Grundstück und schenkte dies dem Kaiser Joseph I in Wien. Er übergab es ihm mit der Auflage, dort „eine römisch-katholische Kirche, Schule und Haus für die Priester, auch Kirchhof und was man sonst zu Einführung des römisch-katholischen Gottesdienstes und exercitii publici religionis von Nöthen haben würde“ zu errichten. Am 11. Februar 1710 wurde das Grundstück in einem feierlichen Akt dem kaiserlichen Gesandten Graf Damian Hugo von Schönborn, einem Neffen des Mainzer Erzbischofs, übergeben. Bauherr der katholischen Kirche war nun also der kaiserliche Hof in Wien, dagegen wagten auch die Stadtgeistlichen Braunschweigs nun keinen Protest mehr zu artikulieren. Die Bauleitung wurde dem renommierten Landbaumeister Hermann Korb (1656-1735) übertragen, der ein paar Jahre zuvor bereits für Leibniz die Bibliothek in Wolfenbüttel errichtet hatte. Geldgeber für diesen Kirchbau war nun nicht nur der Wiener Hof, sondern auch fast sämtliche Fürstbischöfe des Reiches. Mit nicht unerheblichen Summen beteiligten sich darüber hinaus Papst Clemens XI und Herzog Anton Ulrich selbst. Es war sicher auch ein kluger Schachzug, dass diese neue Kirche als Patron dem Heiligen Nikolaus geweiht wurde. Die Protestanten Braunschweigs waren bekanntlich dem Heiligenkult gegenüber voller Skepsis. Aber die Verehrung des Heiligen Nikolaus blieb – dank der Kinder – auch in unserer Stadt über die Jahrhunderte hin ungebrochen. Dieser sozusagen ökumenische Heilige wurde nun Namensgeber und Patron der neuen katholischen Kirche Braunschweigs.

Nach rund 2jähriger Bauzeit konnte am 3. Dezember 1712 die Kirche geweiht werden. Wohl um Aufsehen zu vermeiden, war der Herzog bei dieser Weihe nicht zugegen. Als 3 Tage später aber, am Tag des Heiligen Nikolaus, in der Kirche das erste feierliche Hochamt zelebriert wurde, war auch Anton Ulrich unter den Feiernden. Er wird sich über diese Kirche wahrscheinlich ebenso gefreut haben wie Leibniz, der damals (von 1712-1714) am Hof zu Wien weilte. Unter anderem wegen seiner Verdienste beim Bau der Braunschweiger St. Nicolai-Kirche wurde Leibniz von Kaiser Karl VI der Titel eines Reichshofrates verliehen.

Für über 200 Jahre war die Nicolai-Kirche mit seinen angeschlossenen Pfarrwohnungen, dem Kirchhof und der Schule Mittelpunkt des geistlichen Lebens der Katholiken in unserer Stadt. Dann wurde sie – wie viele andere großartige Gebäude Braunschweigs auch – im Zweiten Weltkrieg ein Opfer der Bomben. Die Kirche wurde total zerstört; an St. Nicolai erinnert heute nur noch der Name des Platzes hinter dem Schloss und ein Torbogen, der zur katholischen „Grundschule Edith Stein“ führt. (Abb. 6 u. 7) Für die vor allem durch Flüchtlinge aus dem Osten nach 1945 groß gewordene katholische Gemeinde wurde nun – also nach dem Zweiten Weltkrieg – die alte Klosterkirche von St. Ägidien neues geistliches Zentrum. Es ist zu hoffen, dass in dieser Kirche noch lange das Lob Gottes erklingt und den Menschen das Wort vom Frieden verkündet wird. Und zu wünschen ist darüber hinaus, dass das kleine Bäumchen Ökumene, das einst von Herzog Anton Ulrich und Leibniz in Braunschweig gepflanzt wurde, heranwachsen möge zu einem schönen Baum, der vielfältige Früchte trägt.



Abb. 6 oben: Das Eingangstor zur Edith-Stein-Grundschule stammt aus dem 18. Jahrhundert. Es ist das Tor, das Herzog Anton Ulrich in die Stadtmauer brechen ließ, um direkt zur St. Nicolai-Kirche zu gelangen.

Abb. 7 unten: Nach dem Neubau des Schlosses in Braunschweig erinnert wieder ein Platz an die alte St. Nicolai-Kirche.

Abbildungsnachweis für Abb. 5-7: Otto Pffingsten.





Es kommt wieder die Spargelzeit in Niedersachsen

Die Geschichte des Spargels knüpft an die Tradition römischer Zeit an, denn der römische Autor Plinius erwähnt, dass in Obergermanien wilder Spargel reichlich vorkomme. Spargel wurde in vielfältiger Weise seit der Antike als Heilkraut geschätzt: „Vor dem Essen gegessen, kühlen und eröffnen sie die verstopfte Leber, Milz und Nieren, erweichen den Leib, befördern den Urin, welcher stark darnach riechet. ... Sie sollen auch eine verborgene Eigenschaft in allen Augen-Kranckheiten haben, schaden aber dem Padogrischen (Gicht) und die einen schwachen Magen haben wie auch denen schwangeren Weibern, mehren den Saamen, und machen Lust zum Beyschlaff, wenn die Weiber viel Spargel essen sollen sie unfruchtbar werden.“

Offenbar war nach der Antike der Gebrauch von Spargel als besonderes Gemüse verloren gegangen. Zwar berichten einige Quellen, dass in der Mitte des 13. Jahrhunderts zurückkehrende Kreuzfahrer Spargelsamen aus dem Heiligen Land mitgebracht hätten, jedoch baute man ihn nicht als Gemüse an. Im Mittelalter fand sich Spargel hauptsächlich in den Küchengärten der Klöster, die ihn als Heilpflanze benutzten. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde er als Gemüse wieder entdeckt und an den Königs- und Fürstenhöfen Europas als Luxusgemüse genossen, womit die Bezeichnung »königliches Gemüse« erklärt werden kann. Spargel galt damals als purer Luxus unter den Speisen der Zeit. Erstmals fanden sich Spargelbeete in dieser Zeit im Stuttgarter Lustgarten, dann im Raum Erfurt und in Braunschweig, von wo sich der norddeutsche Spargelanbau ausdehnte und sehr bald mit dem Nienburger Raum und den nördlichen Gebieten bis hin nach Zeven zum größten zusammenhängenden Spargelanbaugbiet in Europa zusammenwuchs, während die Anbaugbiete um Berlin und in Brandenburg erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts folgten. 1775 findet sich in einer Statistik des Herzogtums der erste Hinweis auf den Beginn des agrarmäßigen Anbaus, jedoch nur mit einem Spargelfeld im Umland der Residenzstadt Braunschweig. Am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts war der Spargelanbau in Braunschweig und seinem Umland dann weit verbreitet. Die ersten Anbaugbiete lagen auf den Sandflächen des Langen Kamps, am Bülden und im Gebiet des heutigen Siegfried-Viertels. Später breitete sich der Spargelanbau weiter nach Norden weit über die Stadt- und Landesgrenzen aus. Der Braunschweiger Spargel war berühmt, wie eine altbekannte Sorte belegt, die den Namen „Ruhm von Braunschweig“ trug. Und ein Berliner „Poet“ schrieb im 19. Jahrhundert in das Gästebuch eines Spargelrestaurants:

Ich aß juten Spargel am Oberrhein,
auch in Berlin tat ick mir dran erfreun.
Doch in Braunschweig hab ick ihn indessen,
vor lauter Bejeisterung quer jefressen.

Doch mit dem Anbau ist die Erfolgsgeschichte des Braunschweiger Spargelanbaus nicht zu Ende. Während in der Frühzeit stets der Grünspargel angebaut wurde, baute man in Braunschweig den weißen Spargel an, den sogenannten „Bleichspargel“, dessen Geschmack wesentlich besser war. Die Braunschweiger Bauern hatten dazu über den Wurzelstöcken Hügelbeete aufgehäuft und begannen den Spargel zu stechen, bevor er durch die Erde herauswuchs und vollständig dem Tageslicht ausgesetzt war – damit war der weiße Spargel „erfunden“, dessen Geschmack wesentlich besser war. Noch im 17. und 18. Jahrhundert blieb Spargel aber ein eher seltenes Gemüse, das nur allmählich für das Bürgertum erschwinglich wurde.

Eine Idee des Franzosen Apert aus dem Jahr 1804, zur Konservierung von Lebensmitteln, fand in der Folgezeit ideenreiche Entwickler bis hin zur Dosenkonservierung für den Export. Bereits um 1840 gab es erste Konservenfabriken und entsprechende Versuche zur Spargelkonservierung. Professor Varrentrapp, Chemiker am Collegium Carolinum, unternahm diese Versuche und regte die Klemptnermeister Pillmann und Daubert erfolgreich zur Dosenherstellung zur Konservierung an. Spargelanbau und Entwicklung der Dosenindustrie standen in Braunschweig im 19. Jahrhundert in einem ursächlichen Zusammenhang. Die Firma von Max Koch in der Bertramstraße konservierte z. B. nach 1880 jährlich etwa 15.000 Zentner Spargel in 3 Millionen Dosen oder Gläsern und exportierte weltweit, u.a. nach Manila, Montevideo, Kapstadt und an Schiffe auf allen Weltmeeren. Mit dem großen Aufschwung der Konservenindustrie im vorigen Jahrhundert war auch eine Spezialindustrie für die Herstellung von Dosen erforderlich geworden. Im Jahr 1872 begann die Firma Unger mit der Herstellung von Konservendosen und in den 1890er Jahren kam die Firma Bremer und Brückmann dazu, die den maschinell betätigten Falzverschluß entwickelten. 1895 begann Johann Andreas Schmalbauch mit der Konservierung von Spargel in Braunschweig und entwickelte sich bald zum führenden Unternehmen.

Der braunschweigische Schriftsteller Wilhelm Raabe hatte in seinem Notizbuch eines Tages Folgendes notiert und damit dem Braunschweiger Spargel ein literarisches Denkmal gesetzt: „Von Altersher berühmt durch Heinrich den Löwen, den Heldenherzog Friedrich Wilhelm, Wurst und Honigkuchen. Neuerdings durch den Spargel und Wilhelm Raabe.“ Das Ende der Spargelsaison ist jeweils der 24. Juni, der sogenannte Johannistag. Eine alte Bauernregel besagt dazu: „Kirschen rot, Spargel tot.“ Doch bis dahin sollte man den Spargel als kulinarische Köstlichkeit von ungewöhnlichem Rang genießen, denn die Spargelzeit beginnt nun endlich wieder!

Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel, Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig

Der Sperber

Rolf Jürgens

ein Greifvogel der unsere Dörfer und Städte besiedelt hat



Von schellen Flügelschlagserien und Gleiten ist er am Himmel auszumachen. Das Weibchen ist größer als das Männchen. Das Männchen ist oberseits blaugrau, an Wangen und Flanken rostrot. Das Weibchen ist bräunlichgrau mit weißen Wangen und brauner Bänderung der Unterseite.

Sein Lebensraum sind Hecken und dichte Deckung bietende Landschaften. Sein Brutplatz findet er meist in Wäldern insbesondere in Nadelgehölzen. Er ist ein Baumbrüter und seinen Horst legt er in Fichten, Lärchen, Douglasie und auch in anderen Nadel- und Laubbäumen, sowie auch in Gebüsch an. Das Nest ist dann gut versteckt und kaum einsehbar.

In den letzten Jahren besiedelt der Sperber den Siedlungsraum so kommt er auf Friedhöfen, in Parks und Gärten vor.

Das kleinere Sperber-Männchen ist äußerst wendig und schnell jagend mit seinem Überraschungseffekt. Dies nutzt er aus um kleinere Singvögel in Bodennähe als Nahrung zu erbeuten.

Besonders im Winter ist der Sperber in unseren Gärten an Winterfutterstellen vertreten um hier eine Amsel oder auch einen Sperling im Überraschungsfeld zu fangen.

Es ist ein besonderes Naturerlebnis vom Fenster aus einen jagenden Sperber im Garten zu beobachten. Es sind sowohl Männchen und auch Weibchen die hier regelmäßig in milderen und strengen Wintern zu beobachten sind.

In den letzten Jahren ist der Sperber das ganze Jahr über immer wieder in unseren Siedlungen am Himmel im wunderschönen Gleitflug zu beobachten.

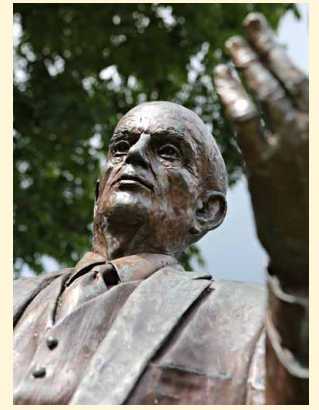
Es ist ein besonderes Naturerlebnis, diesen wunderschönen Greifvogel bei seinen majestätischen Flugspielen in der Luft über dem Stadtgebiet oder in der Feldflur zu beobachten.

Der Sperber nistet auch gern in dicht stehenden jüngeren Nadelbäumen und ist ein Brutvogel in unserem Gebiet, der noch regelmäßig bei uns zu beobachten ist. Im Großraum Braunschweig/Wolfenbüttel zählt er heute zu den stetig zu beobachtenden Brutvögeln.

Abb. oben rechts: Sperber-Weibchen hat Amsel erbeutet.
Abb. oben links: Männchen.
Restliche Abb.: Weibchen.



Braunschweigische Heimat



103. Jahrgang, Ausgabe 2/2017

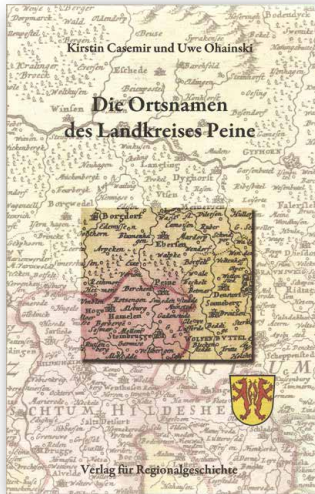


Aus dem Inhalt:

Blankenburgs Großes Schloß – ein welfischer „Geschichtsort“ von europäischer Bedeutung

Das Gärtnermuseum in Wolfenbüttel

Denstorf: Friedrich „Fritze“ Kummer – Bäckermeister aus Leidenschaft



Niedersächsisches Ortsnamenbuch / Die Ortsnamen des Landkreises Peine

Die Ortsnamen des Landkreises Peine von Casemir, Kirstin und Ohainski, Uwe. Das Ortsnamenlexikon ist als Teil VIII des Niedersächsischen Ortsnamenbuches (NOB) herausgegeben im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und des Instituts für Historische Landesforschung. Die Namen von 129 Peiner Ortschaften, die bereits vor dem 17. Jahrhundert als Siedlungen existierten, sind ausführlich erläutert.

Casemir, Kirstin / Ohainski, Uwe: Die Ortsnamen des Landkreises Peine – Bielefeld, 2017
Hardcover, 17 x 25 cm, 240 Seiten,
ISBN 978-3-7395-1060-6, 24,00 Euro, Verlag für Regionalgeschichte



Achtung modern! Architektur zwischen 1960 und 1980

Knufinke, Ulrich und Funke, Norbert (Hg.) im Auftrag der Braunschweigischen Landschaft e.V. für die Arbeitsgruppe Denkmalpflege in der Braunschweigischen Landschaft, das Forum Architektur Wolfsburg und das Netzwerk Braunschweiger Schule in Zusammenarbeit mit Nicole Froberg und Olaf Gisbertz. Im Buch vorgestellt werden 14 exemplarische Bauwerke dieser Epoche in der Region Braunschweig (Braunschweig, Wolfsburg, Salzgitter, Wolfenbüttel, Helmstedt) in ihren zeitgenössischen Zusammenhängen und in ihrer gegenwärtigen Situation.

Knufinke, Ulrich / Funke, Norbert: Achtung modern! – Petersberg, 2017
Hardcover, 22 x 29 cm, 192 Seiten, 147 Farb- und 47 S/W-Abb.,
ISBN 978-3-7319-0344-4, 19,95 Euro, Michael Imhof Verlag

Abbildungen Titelseite:

Abb. oben:

Hermann Grote, Foto: Uwe Krebs. (Seite 22).

Abb. mitte:

Blankenburg, Innenstadt und Schlösser. Das Große Schloss ist auf dem 305 m hohen Kalkberg Blankenstein erbaut. In der Nähe liegen das Kleine Schloss mit Barockgarten, das Teehaus, das Museum, die Stadtmauer, der Fasanengarten, der Schlosspark und -teich. Luftbild von Dieter Heitefuß. (Seite 3).

Abb. unten links:

Im Gärtnermuseum. (Seite 30).

Abb. unten rechts:

Der restaurierte „Brotwagen“ der Mühle und Bäckerei Kummer. (Seite 24).

Impressum:

Braunschweigischer Landesverein
Geschichte-Heimat-Natur e.V.
– Herausgeber –
www.bs-heimat.de

Unser Mitgliedsbeitrag beträgt
25,00 Euro pro Kalenderjahr,
Beitragshöhe für Schüler/innen
und Student/innen auf Anfrage.

Unser Konto: IBAN:
DE19 2505 0000 0000 1116 90
BIC: NOLADE2HXXX

Namentlich gekennzeichnete
Beiträge verantworten die
Urheber/innen, nicht der
Verein oder die Redaktion.

Die Braunschweigische Heimat
erscheint auch in: „Digitale
Bibliothek Braunschweig“ –
Ein Dienst der Universitätsbi-
bliothek der TU Braunschweig.

Vorsitzender: Dieter Heitefuß,
Buchfinkweg 10,
38122 Braunschweig,
vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion: Rolf Ahlers,
Wendzeller Ring 10,
38176 Wendeburg,
heimat@bs-heimat.de

Gestaltung: Uwe Krebs
www.verlag-uwe-krebs.de

Braunschweigische Heimat
ISSN 2198-0225

3 Blankenburgs Großes Schloß Gerd Biegel

13 Ein Lehrpfad der Land- und Forstwirtschaft in Mascherode Henning Habekost

16 Das Braunschweiger Kolonialdenkmal Lars Hybsz

22 Ein Braunschweiger Lied zur Einigung der Niedersachsen Adrian Schäfer

24 Friedrich „Fritze“ Kummer –Bäckermeister aus Leidenschaft Rolf Ahlers

27 50. Volks- und Schützenfest in Bortfeld vom 22. bis 25. Juni 2017 Bodo Fricke

29 Rückblick auf eigene Veranstaltungen und vom Braunschweigischen Landesverein mitbeworbene Veranstaltungen von Januar bis August 2017

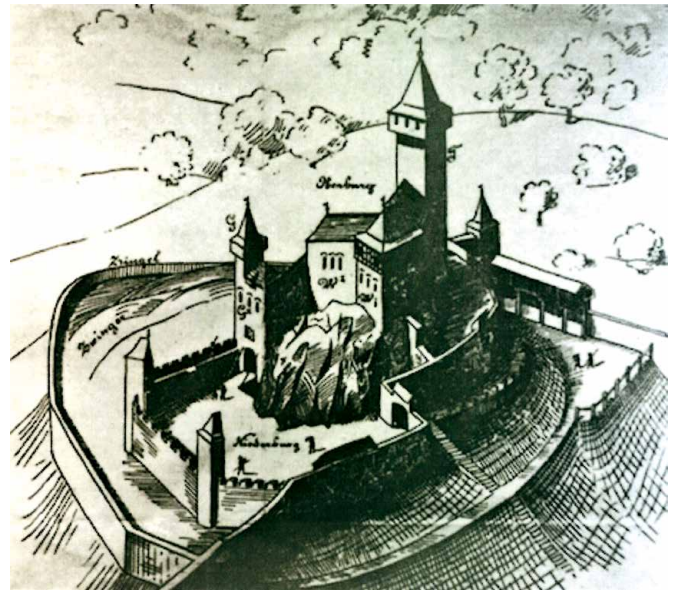
30 Das Gärtnermuseum Wolfenbüttel Andreas Meißler

32 Der Kuckuck Reinhard Ziegler

Blankenburgs Großes Schloß

– ein welfischer „Geschichtsort“
von europäischer Bedeutung

*Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel
Präsident des Vereins „Rettung Schloß Blankenburg e.V.“
und Direktor des Instituts für Braunschweigische
Regionalgeschichte an der TU Braunschweig*



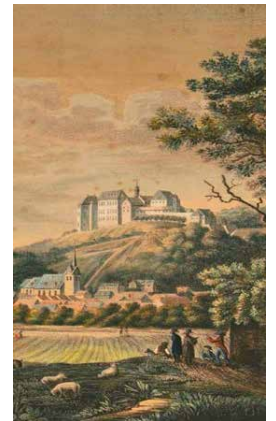
Man kann dem Großen Schloß in Blankenburg nicht entkommen: Wo immer man in der Stadt steht, erblickt man die mächtige Barockanlage auf dem Blankenstein, von wo aus schon der sächsische Kaiser Lothar III. im 12. Jahrhundert den Blick weit ins Land schweifen ließ. (Abb. 1) Bis ins Mittelalter reichen die braunschweigisch-sächsisch-welfischen Beziehungen zu Blankenburg zurück. Urkunden aus dem Jahr 1123 belegen, dass Lothar von Süpplingenburg (ein Brunone), Herzog von Sachsen und Großvater Heinrich des Löwen, im Besitz der Burg gewesen ist und Poppo, einen Verwandten des Grafen von Northeim, damit belehnt hat. Wahrscheinlich war Lehnsmann Poppo ebenfalls ein Verwandter des im Jahre 1133 von Papst Innozenz II. zum Kaiser gekrönten Lothars. Allerdings war die Burganlage auf dem Blankenstein bereits von Kaiser Barbarossa im Jahre 1182 erobert und zerstört worden, jedoch später wieder aufgebaut und im 16. Jahrhundert durch ein Renaissance-Schloß erweitert worden. (Abb. 2)

Abb. 1 oben: Die Blankenburg um 1200.

Abb. 2 mitte: Historischer Blick zum Großen Schloss.

Abb. 3 unten: Herzog Ludwig Rudolf.

Die nächste bedeutsame Phase wurde im Spätmittelalter die Reformation. In der Grafschaft Blankenburg-Regenstein wurde diese im Jahre 1532 unter Graf Ulrich X. von Regenstein an der Bartholomäikirche in Blankenburg eingeführt. Es war eine Phase der Frühen Neuzeit, in der Blankenburg-Regenstein als regionale Territorialmacht im Bannkreis der benachbarten Welfen agierte. Als sich Graf Ulrich X. von der katholischen Kirche lossagte, gab es eine schreckliche Gegenreaktion, die auch das Große Schloß erheblich in Mitleidenschaft zog. Der Überlieferung nach sollen die Papisten, aus Haß gegen den Grafen, mehrfach durch Brandstiftungen Feuer in der Stadt verursacht haben. Am schlimmsten traf es die Fürstenfamilie. Gerade war ein Erweiterungsbau des Schlosses begonnen worden, doch bevor dieser neue Flügel bezogen werden konnte, geschah es. In der Nacht zum 19. November 1546 wurde unter der Haupttreppe des bewohnten Schloßteils ein Brand gelegt. Innerhalb kürzester Zeit stand das gesamte Treppenhaus in Flammen, die auch auf die Wohn- und Schlafräume übergriffen. Wegen der frühen Uhrzeit kamen die Stadtbewohner erst relativ spät zum Löschen auf das Schloß, außerdem wehte starker Wind, der das Feuer weiter anfanke. Mit langen Leitern versuchte man, die Dienerschaft von außen und vom Dach her zu retten. Viele sprangen auch, und so konnten die meisten Bewohner tatsächlich gerettet werden. Die jüngeren Kinder des Grafen (z.B. die vierjährige Elisabeth) wurden in Tüchern oder ihren Betten herabgelassen. Das Schloß war innerhalb von drei Stunden völlig ausgebrannt, auch ein Teil des Archivs wurde zerstört. Gräfin Magdalena, Tochter des Grafen Botho VIII. von Stolberg und Mutter von neun Kindern, konnte sich wegen ihrer erneuten Schwangerschaft nur schwer bewegen. Es war nicht daran zu denken, etwa vom Dach zu springen. Als der Graf schließlich keinen Ausweg fand, habe sie ihn angefleht, an seine Kinder und die Untertanen der Grafschaft zu denken und wenigstens sich selbst zu retten. Auf dem Weg zur Außenseite des Schlosses sei er in ein heimliches Gemach gefallen, was seine Rettung war, da ihn dort ein Zimmermann und sein Gehilfe ausgraben konnten. Gräfin Magdalene dagegen verbrannte gemeinsam mit ihrer treuen Hofmeisterin Margarete Otto, die ihre Herrin „mit den Armen umschlungen“ haben soll. Es war dies ein grausames Signal für die erbitterten Religionsstreitigkeiten im 16. Jahrhundert. Die zwei wurden zusammen mit dem ungeborenen Sohn in einer Grabkammer beigesetzt. Der Ehemann der Hofmeisterin, Hausvogt Martin Otto, sei schwer verletzt und stark entstellt aufgefunden worden und nach acht Tagen ebenfalls gestorben.



Der Graf wurde nach seiner Rettung zunächst in das Haus eines früheren Dieners gebracht, des „alten“ Rentmeisters Lukas Bochau. Die Kinder und die Diener wurden der Überlieferung nach in einem nah gelegenen Haus am Markt untergebracht. Während dieser schwierigen Zeit habe Graf Ulrich sich öfters mit Hiob verglichen, so wird berichtet. Nach etwa sechs Wochen konnte der 47jährige sich wieder bewegen und zog nun in den Anbau auf dem Schloß, den er 1540-1545 hatte bauen lassen und der nur mit dem Notwendigsten ausgestattet war. Der Graf sei sein Leben lang nicht mehr richtig froh geworden, z.B. habe er an keiner Jagd mehr teilgenommen, dafür aber 1547 einen Epitaph in Erinnerung an seine verstorbene Frau herstellen lassen, der in der Schloßkirche angebracht wurde. Ein grausames Signal für die erbitterten Religionsstreitigkeiten im 16. Jahrhundert.

Als im Jahre 1599 das Geschlecht der Grafen von Blankenburg ausstarb, ging die Grafschaft an das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel über. Die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel haben sich das Renaissance-Schloß eingerichtet und seit 1690 als Residenz genutzt. In diesem Jahr wurde Blankenburg an Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig (1671-1735) (Abb. 3) als Residenz übertragen, und zwar durch seinen Vater Herzog Anton Ulrich (1633-1714). Ludwig Rudolf, Anton Ulrichs zweitältester Sohn, und der bekannte Braunschweiger Landbaumeister Hermann Korb bauten in den Jahren 1705 bis 1718 das jetzige Anwesen in Form einer weiträumigen barocken Mehrflügelanlage, nachdem zuvor das alte Renaissance-Schloß teilweise abgerissen worden war. Der Herzog wollte an dieser exponierten Stelle oberhalb von Blankenburg ein weithin sichtbares und repräsentatives Schloß errichten, was ihm und seinen Nachfolgern Ruhm und Ansehen einbringen sollte. War sein Fürstentum auch klein, so wollte er doch seine fürstlichen Besucher und Verwandten mit einem prachtvollen Schloßbau beeindrucken. Im Jahre 1707 erfolgte die Erhebung der Grafschaft zum Fürstentum, sicherlich eine Folge der engen Verbindung zum Kaiserhof in Wien. Ludwig Rudolfs Tochter, Elisabeth Christine (1691-1750), war mit Kaiser Karl VI. (1685-1740) verheiratet, ein Ergebnis der weitreichenden Heiratspolitik von Herzog Anton Ulrich. Der Sohn Anton Ulrichs führte mit seiner Ehefrau Christine Luise von Oettingen (1671-1747) (Abb. 4) ein glänzendes Hofleben in Blankenburg. Neben den Kosten dieser aufwendigen Hofhaltung verschlangen allerdings die Baukosten für den Schloßbau, für Jagdhäuser und Gartenanlagen erhebliche Summen. Der fürstliche Glanz stand im krassen Gegensatz zu dem kleinen Ort Blankenburg, wie ein Chronist in einer zeitgenössischen Beschreibung des frühen 18. Jahrhunderts deutlich macht: „Die Stadt Blankenburg ist klein, die Häuser sind schlecht gebaut und wenig wohnlich. Der Herzog hat Alles gethan, was er hat thun können, um die Einwohner zum Bauen zu bewegen, er hat ihnen das Material umsonst angeboten; noch mehr, er hat ihnen Geschmack und Künste einzuflößen versucht: Alles vergeblich. Ich habe in meinem Leben kein intoleranteres und gröberes Volk gesehen als das von Blankenburg und den Nachbarstädten. Sie hängen an den alten Gewohnheiten und sagen, mein Vater hat so gelebt, ich will ebenso leben; mein Vater



hat dies nicht gethan, ich will es auch nicht thun. Ich begreife nicht, wie so materielle und so an den Gebräuchen ihrer Vorfahren hangende Leute die Reformation Luthers haben annehmen können.“

Die Vergnügungen der Hofgesellschaft wurden überwiegend mit einheimischen Mitteln und Kräften bestritten, also auf dem Rücken der kleinen Leute. Diese Vergnügungen, die meist drei Wochen dauerten, boten abwechselnd Maskeraden, italienischen Ball, Wirtschaft bei Hofe, Bauernhochzeiten und ähnliche Veranstaltungen, einschließlich der nötigen Ruhetage: „Hofbälle, Maskeraden, kostspielige Jagden und heitere Landpartien, Gartenfeste mit Feuerwerk sowie Theatervorstellungen dienten zum täglichen Amusement der hohen Herrschaften und ihres vornehmen Besuches, der häufig das Schloß aufsuchte, besonders als durch die Heiraten der ältesten beiden Töchter enge Beziehungen zum Wiener und Petersburger Hof angeknüpft worden waren. [...] Als jedoch Ludwig Rudolf nach dem Tode seines kinderlosen Bruders August Wilhelm zur Regierung des ganzen Herzogtums Braunschweig kam und seinen Wohnsitz nach Wolfenbüttel verlegte, kehrte er nur noch in den Sommermonaten zu kürzerem Aufenthalt nach Blankenburg zurück. Lange aber noch haftete im Gedächtnis der Einwohner die Erinnerung an die festesfrohen Tage.“ Zu diesen Festen zählte auch die

Tatsache, daß der Herzog der berühmten Schauspieltruppe der Caroline Neuber (1697-1760) ein blankenburgisches Privileg verlieh. Christine Luise und der Herzog besaßen gemeinsam eine besondere Vorliebe für das Theater.

Aber auch die Weltgeschichte richtete ihr Augenmerk zeitweise auf das kleine Fürstentum am Harzrand und dies war eine Folge der Heiratspolitik der Welfen. Im Zuge der dynastischen Politik des Braunschweiger Hofes hatte Herzog Anton Ulrich zwei seiner Blankenburger Enkelinnen nach St. Petersburg und nach Barcelona verheiratet. Damit wollte er nicht nur das Ansehen der braunschweigischen Welfenfamilie steigern, sondern Anton Ulrich erhoffte auch durch eine Verbindung zu den Habsburgern auf politische Unterstützung beim Kampf gegen die Kurwürde Hannovers.

Charlotte Christine – Kronprinzessin in Petersburg

Zar Peter der Große (1672-1725) wollte durch eine Ehe seines Sohnes mit einer deutschen Prinzessin die junge Dynastie der Romanows europäisch festigen und Rußland nach Westen öffnen. Ganz bewußt hatte Herzog Anton Ulrich die Verbindung zum russischen Zarenhof geschaffen, denn er sah darin eine Chance, daß das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel mit einem mächtigen Partner an der Seite eine selbständige Rolle im Konzert der europäischen Großmächte spielen könne. Um dieses Ziel zu erreichen, war Herzog Anton Ulrich sogar bereit, Heiratspläne zwischen der Prinzessin in Blankenburg und dem Prinzen in Rußland als Mittel der Diplomatie einzusetzen. Die Kronprinzessin Charlotte Christine Sophie (1694-1715), geborene Prinzessin von Braunschweig war die zweite Tochter von Herzog Ludwig Rudolf. Sie wurde am 28. August 1694 geboren und ist in

Abb. 4 linke Seite: Christine Luise von Oettingen.

Abb. 5 oben links: Kaiserin Elisabeth Christine.

Abb. 6 oben rechts: Kronprinzessin Charlotte Christine Sophie.

Abb. 7 unten: Maria Theresia.

Abb. 8-11 Seite 6: Einzelne Schadensstellen.



Blankenburg groß geworden. Während ihre ältere Schwester Elisabeth Christine (Abb. 5) mit dem späteren Kaiser Karl VI. verheiratet wurde, suchte man für Charlotte Christine Sophie (Abb. 6) den Zarewitsch Alexei (1690-1718), Sohn Peters I. des Großen aus. Die Entscheidung zur russischen Heirat traf Herzog Anton Ulrich ohne Zustimmung der Braut oder der Brauteltern. Dass diese Entscheidung, ebenso wie die Heiratspolitik überhaupt, nicht nur Zustimmung in Braunschweig fand, macht eine Stimme aus dem Bereich der Kirche drastisch deutlich. Mit flammenden Worten verkündete Superintendent Nitsch in Braunschweig von der Kanzel die öffentliche und kirchliche Meinung: „Eine Prinzessin haben wir dem Papstthum, die andere dem Heidenthum übergeben – wenn morgen der Teufel kommt, werden wir die dritte Prinzessin ihm übergeben.“

Von Anfang an stand die russische Ehe unter einem schlechten Vorzeichen, zumal Charlotte Christine zunächst gegen eine Heirat mit dem Zarensohn war, denn dessen Ruf war keineswegs besonders gut. Auch die Eltern der Prinzessin zögerten. Als die geplante Hochzeit schließlich gefährdet schien, schaltete sich König August von Polen (1670-1733) als Vermittler ein und bot die Übernahme der Hochzeitskosten an. Damit war das Welfenhaus endgültig für diesen Plan der Verbindung zwischen dem Braunschweiger und Petersburger Hof gewonnen. Auch Zar Peter I. begrüßte die Heirat, bestand jedoch darauf, daß sein Sohn die Entscheidung letzten Endes selbst treffen solle. Im Frühjahr 1710 fand die erste Begegnung von Alexei und Charlotte Christine in Sachsen statt, ohne dass wir über dieses Treffen nähere Informationen besitzen. Am russischen Hof entwickelte sich zur gleichen Zeit ein heftiger Kampf, verbunden mit zahlreichen Intrigen gegen die „deutsche“ Prinzessin, da man keine Deutsche als Ehefrau des Zarensohnes wünschte. Bewusst hatte man daher ein falsches Bild von der Prinzessin in Umlauf gesetzt. So wurde gerüch-teweise hinter den Kulissen behauptet, dass Charlotte Christine dem Zarensohn überhaupt nicht gefallen habe, denn: „Sie zeichnete sich nicht durch Schönheit aus; bei hohem Wuchse war sie mager und von Blatternarben entstellt.“ Auch weitere negative Charaktereigenschaften wurden ihr angedichtet.

Dennoch fand die Hochzeit am 14. Oktober 1711 in Torgau statt. Das junge Paar lebte zunächst in Thorn, und schon früh zeigten sich große Schwierigkeiten in der Ehe, nicht zuletzt wegen des permanenten Geldmangels des Zarensohnes. Charlotte Christine betonte zwar in ihren Briefen an ihre Eltern, dass sie Alexei liebe, resignierte jedoch rasch vor den Angriffen sowohl ihres Mannes, als auch des feindlich gesinnten Hofes. Die Kronprinzessin bezeichnete sich als „die unglücklichste Frau der Welt“ und reiste nach Wolfenbüttel zu ihren Eltern zurück. Diese Reise hatte bereits im Dezember 1712 begonnen, denn als der Zarewitsch Alexei mit seiner Mutter zu Hause eintraf, fand er seine Frau schon nicht mehr vor. Er reiste ihr nach Wolfenbüttel nach und es gelang ihm, sie von der dringenden Notwendigkeit der Rückkehr zu überzeugen. Immerhin hatte er seine Frau wegen der Teilnahme an einem Feldzug fast ein Jahr lang nicht mehr gesehen und plante nun, mit ihr nach St. Petersburg zu ziehen. Allerdings entwickelte sich die Ehe zwischen dem



Zarensohn Alexei und der braunschweigischen Prinzessin zu einem wahren Martyrium der Ehefrau, die oft genug unter den unbeherrschten und gewalttätigen Ausbrüchen ihres Mannes leiden mußte.

Sie selbst erinnerte sich: „Immer habe ich mich bemüht, den Charakter meines Mannes zu verbergen, jetzt ist die Maske ohne meinen Willen gefallen. Ich bin unglücklicher, als man es glauben könnte und als Worte es auszudrücken vermögen; mir bleibt nur übrig zu trauern und zu klagen, bis der Himmel sich meiner erbarmt und mich von dieser Welt erlöst; das ist die einzige Gnade, nach welcher ich mich sehne. Ich bin ein elendes Opfer meines Hauses, dem ich nicht den geringsten Nutzen bringe.“ Es war dies eine bittere Erkenntnis der jungen Braunschweigerin. Mißhandlungen, Demütigungen und immer wieder Finanznot bestimmten ihren Alltag in St. Petersburg und so wird die Verbitterung durchaus verständlich. Freundschaftlich verbunden war ihr nur Zar Peter I., feindlich gesinnt und die Intrigen antreibend dagegen die Zarin, eingebunden in die ausländerfeindliche Hofkamarilla. Kurz vor der Geburt des ersten Kindes schrieb Prinzessin Charlotte an die Zarin: „Ich hoffe, daß mein Leiden bald zu Ende geht, jetzt wünsche ich nichts so sehnlich, als zu sterben, und es scheint, der Tod wird meine einzige Erlösung sein.“ Am 12. Juni 1714 wurde die Tochter Natalie geboren und am 12. Oktober 1715 der Thronfolger Peter II. Letzteres war eine schwere Geburt, begleitet von undurchsichtigen Auseinandersetzungen zwischen den Eheleuten. Die Überlieferung besagt, dass der Zarewitsch in volltrunkenem Zustand die Schwangere kurz vor der Geburt durch Tritte in den Unterleib so schwer verletzt habe, daß sie bald darauf in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1715 verstorben sei.

Zugleich aber hat sich eine seltsame Legende erhalten, die davon berichtet, dass sie dabei keineswegs verstorben sei. Etwa 50 Jahre nach dem tragischen Tod Charlottes kamen Gerüchte auf, ihr Tod sei damals nur vorgetäuscht und bei dem „prunkvollen“ Begräbnis in Wahrheit eine Holzpuppe beigesetzt worden. Stattdessen sei die Prinzessin nach Amerika geflohen und habe dort als Gattin eines französischen Offiziers gelebt, später dann auf der Insel Mauritius. Ihren Lebensabend soll sie in Europa verbracht haben und von Kaiserin Maria Theresia heimlich finanziell unterstützt, schließlich hoch betagt in Brüssel verstorben sein. Von diesem Sachverhalt, der allerdings vollständig ins Reich der Legende gehört, ging der Schriftsteller Heinrich Zschokke aus und machte daraus eine spannende Novelle mit dem Titel „Die Prinzessin von Wolfenbüttel“ (Zürich 1804 und 1810, London 1808). Alexei dagegen flüchtete als Gegner der Reformpolitik seines Vaters nach Wien und Neapel. In

Erwartung einer Versöhnung kehrte er jedoch nach Rußland zurück. Dort wurde er durch seinen Vater 1718 von der Thronfolge für alle Zeiten ausgeschlossen, des Hochverrats angeklagt, gefoltert und starb schließlich an den Folgen der Folter. Zwei Jahre und sechs Monate hatte Charlotte von Braunschweig als Kronprinzessin in Rußland gelebt.

Elisabeth Christine – Königin und Kaiserin in Wien

Um den politischen Ambitionen ihres Großvaters, Herzog Anton Ulrich, nachzukommen, wechselte Prinzessin Elisabeth Christine gezwungenermaßen vom protestantischen zum katholischen Glauben. Viele Braunschweiger empfanden dies damals als Skandal, obwohl die Gutachter der Universität Helmstedt keine Bedenken hatten. Anton Ulrich erhoffte sich durch die familiäre Verbindung zum Kaiserhaus – der Ehemann war der Bruder des Kaisers – politische Unterstützung in der Auseinandersetzung mit Hannover um die vakante Kurwürde. Eine politische Fehlspekulation, wie sich schließlich herausstellte. Allerdings hatte er auch finanzielle Unterstützung aus Wien erhofft, wie zahlreiche Briefe an die Enkelin erkennen lassen. Insbesondere für die Kosten der Hochzeit, einschließlich der Bestechungsgelder an kaiserliche Hofbeamte im Vorfeld, forderte der Großvater die notwendige Erstattung von der Enkelin.

Die Ehe von Elisabeth Christine erwies sich als durchaus glücklich, auch wenn sie ihren Ehemann erst in Spanien kennen lernen sollte. Da er dort um seinen Thron mit Frankreich Krieg führte (Spanischer Erbfolgekrieg), mußte ihn sein Bruder bei der Trauung vertreten. Daher stand in der Pfarrkirche in Wien-Hietzing am 23. April 1708 kein Geringerer als Kaiser Joseph I. (1678-1711) während der Trauungszeremonie an der Seite der braunschweigisch-blankenburgerischen Prinzessin.

Bereits zwei Tage später begann die Reise nach Spanien mit großem Gefolge und Gepäck, wobei allein für letzteres 90 Wagen und 405 Pferde notwendig waren. In einem Reisejournal von Elisabeth Christine aus dem Jahr 1708, das im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien aufbewahrt wird, befindet sich eine detaillierte Reisebeschreibung. Eigens Erwähnung findet, dass sich in Begleitung der Königin die Zwergin „Jungfer Kätherle“ befunden habe.

Die Überfahrt von Genua aus erfolgte am 14. Juli 1708 und nach zehn Tagen war die spanische Küste bei Mataro, in der Nähe von Barcelona erreicht. Die Königin beschreibt den jubelnden Empfang durch die Katalanen. Zunächst begegneten sich die Eheleute nur „inoffiziell“, denn König Karl III. kam am 28. Juli „inkognito“ nach Mataro, blieb fünf





Stunden und notierte abends in seinem Tagebuch: „Reite auf Mataro, Königin sehr schön, gar content.“ Zwei Tage später ist zu lesen: „Königin Nacht gar lieb.“ Immer wieder betonte König Karl III. in Briefen an die Eltern und den Großvater die besonderen Vorzüge Elisabeth Christines als Königin von Spanien. Daher sollte sie in Spanien weiter regieren, als er wegen des Todes seines Bruders nach Wien zurückkehren mußte. Es war ganz gewiß keine leichte Entscheidung, denn die Aufgabe in Spanien war schwierig und durch die äußeren Verhältnisse des Krieges auch gefährlich. Zwei wesentliche Gründe jedoch bestimmten Karl, gerade Elisabeth Christine als Regentin zurückzulassen: Zum einen stellte sie als Königin und seine Frau ein teures Pfand für die Katalanen dar, zum anderen war sie bei den Spaniern allgemein sehr beliebt, wie auch aus einem Brief des Grafen Althann an Prinz Eugen aus Barcelona vom 30. August 1711 hervorgeht, wo dieser meint: „Die Königin ist hier wahrhaft angebetet.“ Neben ihrer persönlichen Ausstrahlungskraft war es vor allen Dingen auch der Beweis ihrer vernünftigen und gekonnten Regierungsfähigkeit. Elisabeth Christine führte in Abwesenheit ihres Gatten die Regentschaft in Spanien und erwarb sich hohes Ansehen in dieser Zeit. Sie konnte beweisen, dass sie bedeutende politische Fähigkeiten besaß. In Wien stand die Kaiserin, deren Schönheit Legende war, im Schatten des Glanzes der Kaiserkrone Karls VI., dessen barock-autokratisches Regime zunächst der Kaiserin keine politische Wirkung zugestand. Erst Mitte der 1730er

Jahre gewann Elisabeth Christine auch politischen Einfluss, den sie insbesondere zugunsten der Durchsetzung der sog. Pragmatischen Sanktion einsetzte. Die Tochter Maria Theresia dankte ihr diesen Einsatz jedoch wenig. Von Neid gegenüber der Mutter erfüllt, unterband sie nach dem Tod Karls VI. energisch alle politischen Aktivitäten der Mutter und wies ihr 1742 Schloß Hetzendorf als Witwensitz zu, was einer politischen Verbannung gleichkam. Elisabeth Christine starb am 21. 12. 1750 und wurde in der Kapuzinergruft in Wien, dem Erbbegräbnis der Habsburger, beigesetzt. Elisabeth Christine war eine würdige Regentin und bestimmte für einige Jahre die europäische Politik entscheidend mit.

Die gelegentlichen Besuche aus Wien und Petersburg infolge der Verheiratung von Ludwig Rudolfs Töchtern zählten sicherlich zu den Höhepunkten der Blankenburger Residenz. So war sicher auch die Tochter des Kaiserpaares, Maria Theresia (Abb. 7), als Kind in Blankenburg, das zu diesem Zeitpunkt seine glanzvollste Entfaltung erlebte. Ein wenig Glanz von dieser großen Zeit verblieb noch für einige Jahre, weil nach 1735 Ludwig Rudolfs Witwe, Christine Luise, bis zu ihrem Tode im Jahre 1747 in Blankenburg lebte und dort Erstaunliches für das soziale, kulturelle und wirtschaftliche Leben der Stadt leistete. Sie förderte die berufliche Entwicklung mancher Blankenburger durch entsprechende Fürsprache bei ihrem Enkel Carl I. (1713-1780) und war bei den Bürgern Blankenburgs wohl beliebter als bei der fürstlichen Verwandtschaft in Braunschweig, wie aus einem Brief des preußischen Königs Friedrichs II. (1712-1786) an seine ältere Schwester Wilhelmine von Bayreuth (1702-1758) hervorgeht, in dem er über den Tod der 76-jährigen Christine Luise, der angeheirateten Großmutter ihrer gemeinsamen Schwester





Philippine Charlotte (1716-1801), berichtet: „Die alte Herzogin von Blankenburg ist glücklich gestorben. In Braunschweig wird sich wohl jeder darüber trösten. Die einen waren es satt, ihren Unterhalt zu bezahlen, die anderen, auf ihre Erbschaft zu warten, noch andere, sie zu sehen. Man vereinsamt, wenn man der Letzte seiner Generation bleibt. Neue Freundschaften knüpft man nicht mehr, und die alten zerreißt der Tod. Darum ist es klug, die Welt zu verlassen, bevor sie uns verläßt. Die Menschheit langweilt sich zu leicht, wenn sie immer das gleiche Gesicht sieht; die Sucht nach Neuem treibt sie stets zu neuen Gegenständen. Besser tut man, der Welt zuvorzukommen und ihr keine Zeit zur Langeweile zu lassen.“

Die glanzvollste Epoche Blankenburgs am Beginn des 18. Jahrhunderts endete, als der im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel regierende Herzog August Wilhelm (1662-1731) am 23. März 1731 ohne Erben starb. Sein Bruder Ludwig Rudolf übernahm nun die Herrschaft im gesamten Fürstentum, und Blankenburg wurde wieder mit Braunschweig-Wolfenbüttel vereinigt. Die Stadt Blankenburg mit ihren (1788) etwa 2500 Einwohnern versank in völliger Bedeutungslosigkeit. Sie wuchs auch im 19. Jahrhundert kaum und wurde darüber hinaus im Jahr 1836 zum großen Teil durch einen Brand zerstört. Noch um 1870 lag die Einwohnerzahl bei etwa 4000 Personen, bevor mit dem Bahnbau (1873) und dem beginnenden Fremdenverkehr ein langsames Wachstum in Gang kam. Es waren bekanntlich die Romantiker, die den Harz in seiner unberührten Schönheit entdeckt, beschrieben und gemalt haben und dadurch das Interesse großer Besucherkreise allmählich weckten, womit der Fremdenverkehr entstand.

Im Zeitalter der Aufklärung

Bereits zehn Jahre nach dem Tode der alten Herzogin Christine Luise von Oettingen am 12. November 1747 kehrte noch einmal höfisches Leben nach Blankenburg zurück, als während des Siebenjährigen Krieges (1757 und 1758) unter Herzog Carl I. zeitweise der gesamte Hofstaat – etwa 200 Personen – nach dort geflüchtet war. Carl I. war zuvor mehrfach zu Jagdaufenthalten in Blankenburg gewesen, insbesondere auf Einladung seiner Großmutter Christine Luise. Nach deren Tod aber hatte er sich dort selten aufgehalten. Noch zu Zeiten Ludwig Rudolfs wurde das Kleine Schloß im Jahre 1725 als Gartenschlo in Fachwerkbauweise errichtet, allerdings schon 1777 unter Carl I. – trotz großer Finanznot in den herzoglichen Kassen – im Stile des Rokoko bei Einbeziehung eines Terrassengartens umgebaut. Fast wäre Blankenburg sogar an Preußen gefallen. Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand (1735-1806) soll angeblich seine Mutter, die preußische Prinzessin Philippine Charlotte, zur Ordnung gerufen haben, als sie im Begriff stand, im Einver-

Abb. 12 Seite 7 oben:
Gesamtschau, von links unten die Zufahrt.

Abb. 13 Seite 7 unten:
Die Zufahrt.

Abb. 14 oben: Der alte Flügel und der Turmflgel.

Abb. 15 unten:
Der Turmrisalit.





Abb. 14-18: Rundblick im Schlosshof: Der Charakter der vierflügeligen Anlage ist vom Umbau zur barocken Residenz im 18. Jahrhundert bis heute erhalten geblieben. Noch immer stellt der Turmrisalit den Blickfang dar und fällt allen Gästen sofort auf. Die meisten Gebäudeflügel erstrahlen schon wieder in frischen Farben. Der weiße Punkt auf den Abb. 17 und 18 kennzeichnet die Ein- und Ausfahrt des Schloss-Innenhofes.

Abb. 16 oben: Turmflügel und Neuer Flügel/Theaterflügel.

Abb. 17 mitte: Neuer Flügel/Theaterflügel und Torhaus.

Abb. 18 unten: Torhaus und Kirchenflügel/Kapelle und Bibliothek.

Abb. 19 Seite 10: Der frisch renovierte Kaisersaal.

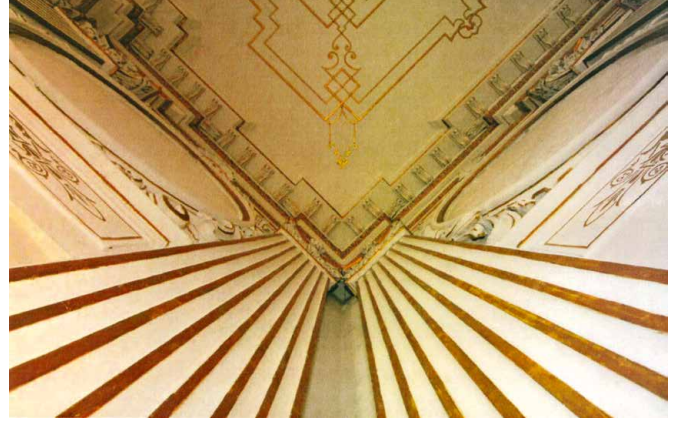
Abb. 20 Seite 11: Das Schloss-Café, frisch renoviert.



ständnis mit ihrem Ehemann Carl I. das gesamte Fürstentum Blankenburg für einen Betrag von 2 Millionen Taler an Preußen zu veräußern und dafür Diamanten zu erwerben. Carl Wilhelm Ferdinand, so berichtete damals die örtliche Presse, habe dieses Geschäft unterbunden und veranlaßt, daß seine Mutter bereits geleistete Zahlungen erstattete. Diese Neigung zu Diamanten, so wurde auch unterstellt, habe Philippine Charlotte offensichtlich an ihren Urenkel Karl II. (1804-1873), den „Diamantenherzog“, weiter vererbt.

Man kann wohl davon ausgehen, daß die Anregung zum Umbau des Kleinen Schlosses im Jahre 1777 ebenfalls vom Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand ausgegangen war. Immerhin war ihm aufgrund der katastrophalen Lage des Staatshaushaltes bereits 1773 die Aufsicht über die fürstlichen Finanzen übertragen worden. Im gleichen Jahre wurde ihm vom preußischen König, seinem Onkel Friedrich II., ein Regiment, das in Halberstadt garnisonierte, unter dem Namen „Erbprinz von Braunschweig“ verliehen. Gelegentlich hatte sich der Herzog, wenn er in Halberstadt sein Regiment besuchte, in Blankenburg mit Frau von Branconi (1746-1793), seiner Mätresse, getroffen. Fast überschwänglich schwärmte diese in Briefen aus den Jahren 1775 bis 1777 über die Annehmlichkeiten in Blankenburg: „Es ist der charmanteste Ort, den man sich vorstellen kann, jeder atmet hier das Landleben, die schlagenden Nachtigallen laden uns dazu ein, selbst wenn wir uns müde glauben und man kann sich nicht entschließen, sich des Abends einige Stunden dem Schlaf zu widmen, wir überlassen uns dann ganz der Betrachtung der Schönheit der Natur, die Blankenburg als ihr Paradies ausgewählt hat.“

Bei solcher Begeisterung überrascht kaum, dass, nachdem das Verhältnis zum Erbprinzen die anfängliche Leidenschaft verloren hatte, Frau von Branconi einen Landsitz suchte, in dem sie in gewohnter Art und Weise leben, und gleichzeitig ihre wirtschaftliche Existenz sichern konnte. Hierzu hatte sie – wohl noch auf Anraten des Herzogs – Langenstein, zwischen Halberstadt und Blankenburg gelegen, ausersehen und dem damaligen Besitzer, Prinz Friedrich Heinrich Ludwig von Preußen (1726-1802), abgekauft. Immerhin fanden unter Carl Wilhelm Ferdinand des Öfteren auch wieder fürstliche Besuche in Blankenburg statt, und brachten damit der Stadt einigen Aufschwung. Im Jahre 1785 ließ der Herzog beim Großen Schloß die äußere Bemalung erneuern und einige Jahre später veranlaßte er den Bau einer Promenade und eines Rondells mit Pavillon am Eichenberg. Als Carl Wilhelm Ferdinand dem französischen König Ludwig XVIII. (1755-1824), der damals in Verona lebte und auf Napoleons Druck die Stadt verlassen mußte, in Blankenburg vom 25. August 1796 bis zum 10. Februar 1798 Asyl gewährte, gab es erheblichen Zulauf und geschäftliche Belebung in dem kleinen Harzstädtchen, wie man einer alten Chronik entnehmen kann: „Die Stadt wimmelte von Herzögen, Grafen und Marquis, und es zeigte sich in allen Geschäftszweigen der Stadt der vorteilhafte Einfluß solcher vornehmer und reicher Gäste. Friseur- und Schneiderhandwerk vor allem hatten lohnenden Verdienst.“ Nach diesem Aufschwung kam eine längere Periode der Ruhe, weil sich Herzog Carl Wilhelm Ferdinand für Besuche in Blankenburg kaum noch



Zeit nahm. Hermann von Frankenberg berichtet von einer Harzreise im Jahre 1800 von Studenten aus Halle, die über Blankenburg auf den Brocken wanderten, und eine interessante Schilderung über die braunschweigische Harzstadt und die Sorgen der dortigen Bürger überliefert haben: „Der Anblick des lieblichen Städtchens Blankenburg mit seinem großen, hoch hervorragenden Schlosse überraschte die Wanderer, die noch ganz in die schauerlich-schönen Eindrücke des Bodetals vertieft sind. Sie kehren im ‚Goldenen Löwen‘ ein und sind des Lobes voll über die gastliche Aufnahme wie über die Reize der Stadt.“ Nachdem die Wanderer die nähere Umgebung, wie Teufelsmauer, Heimbürg, Regenstein, Michaelstein, nach „Gebühr gewürdigt“ hätten, setzten sie ihren Weg zum Harzgipfel fort und waren zutiefst beeindruckt von der großen Anhänglichkeit der Blankenburger an ihr Herrschergeschlecht. Bedauernd hatten die Einheimischen erzählt, daß Herzog Carl Wilhelm Ferdinand sich nur noch selten dort aufhalten würde, und sie könnten sich seines Anblickes kaum noch erfreuen, wenn „er hin und wieder bei der Durchreise einen Tag auf dem Schlosse verweile“. Aber dennoch hätten sie nur voller Hochachtung und Enthusiasmus von ihrem Herzog gesprochen.

Schließlich kam eine längere Pause durch Napoleons Sieg bei Jena und Auerstedt/Hassenhausen am 14. Oktober 1806 und den Tod von Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, dessen Sohn, Friedrich Wilhelm (1771-1815), der „Schwarze Herzog“, im Exil leben musste, war das Land doch von den Franzosen besetzt und Teil des Königreichs Westphalen geworden. Eine bessere Bindung als der Schwarze Herzog hatten seine Söhne Karl und Wilhelm zu Blankenburg, – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Herzog Karl II. bezog die Harzstadt in seine strategischen Planungen ein, als er sein Herzogtum, aus dem er am 7. September 1830 von den eigenen Landsleuten vertrieben worden war, zurückerobern wollte. Bruder Wilhelm (1806-1884), der von 1831 bis 1884 regierte, besuchte Blankenburg regelmäßig und gern, weil er die Jagd und die Harzer Forsten so sehr schätzte, aber auch weil er sich traditionell der Stadt und ihren Bürgern verpflichtet fühlte.

Herzog Wilhelm und der Weg ins 20. Jahrhundert

Im Gegensatz zu Karl II. war Herzog Wilhelm ein leidenschaftlicher Jäger, der regelmäßig in der Braunschweiger Umgebung zur Jagd ging; mit besonderer Begeisterung jagte er aber in den Revieren von Oels und Blankenburg, wie er wiederholt in seinen Tagebüchern vermerkt hat. In Blankenburg war der Herzog jedes Jahr in der Regel zwei- oder dreimal zu längeren (etwa 8 Tage) oder kürzeren Besuchen (2 bis

3 Tage). Sicherlich war Herzog Wilhelm von allen Braunschweiger Herzögen am häufigsten in Blankenburg. Von seinen Regierungsnachfolgern, Prinzregent Albrecht von Preußen (1837-1906) und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin (1857-1920), sind nur gelegentliche Besuche bekannt geworden, was auch darauf zurückzuführen ist, daß beide Regenten ein eigenes großes Schloß in bevorzugter Lage unterhielten, nämlich Johann Albrecht in Wiligrad am Schweriner See und Prinz Albrecht im schlesischen Kamenz. Die beiden Regenten haben am Inventar der Schlösser in Braunschweig und Blankenburg wenig Veränderungen vorgenommen, wie aus Schilderungen der Herzogin Victoria Luise (1892-1980) über die Umbauarbeiten in Blankenburg im Jahre 1926 bekannt geworden ist: „Wieder einmal galt es umzubauen, wieder einmal ordnete mein Mann alles mit fabelhafter Umsicht und Verständnis. Und auch hier trafen wir wieder, wie einst im Braunschweiger Schloß, auf die Spuren Herzog Wilhelms, des Junggesellen. Er hatte Blankenburg im eigentlichen Sinn nicht bewohnt und sich nur zur Jagd hier aufgehalten.“

Herzog Ernst August (1887-1953), der mit seiner jungen Frau Victoria Luise am 16. Mai 1914 in Blankenburg feierlichen Einzug gehalten hatte, bewohnte während des Ersten Weltkrieges bei seinen dortigen, gelegentlichen Besuchen bevorzugt das Kleine Schloß, wo auch Tochter Friederike (1917-1981), die spätere Königin von Griechenland, geboren wurde. Herzogin Victoria Luise betonte, dass sie im Kleinen Schloß in Blankenburg, da es „ungleich wohnlicher“ sei, lieber gelebt hätte als im riesigen Braunschweiger Residenzschloß oder im Blankenburger Großen Schloß. Das Kriegsende im April 1945 erlebte die herzogliche Familie allerdings auf Schloß Blankenburg. Von dort floh man am 22. Juli 1945 mit Hilfe englischer Offiziere unter Mitnahme zahlreicher Kunstgegenstände vor den einrückenden Russen nach der Marienburg bei Nordstemmen, wo Herzog Ernst August am 30. Januar 1953 verstarb. Das Große Schloß in Blankenburg blieb nach 1945 als „Beute“ in staatlichem Besitz und wurde der Sozialversicherungsanstalt Sachsen-

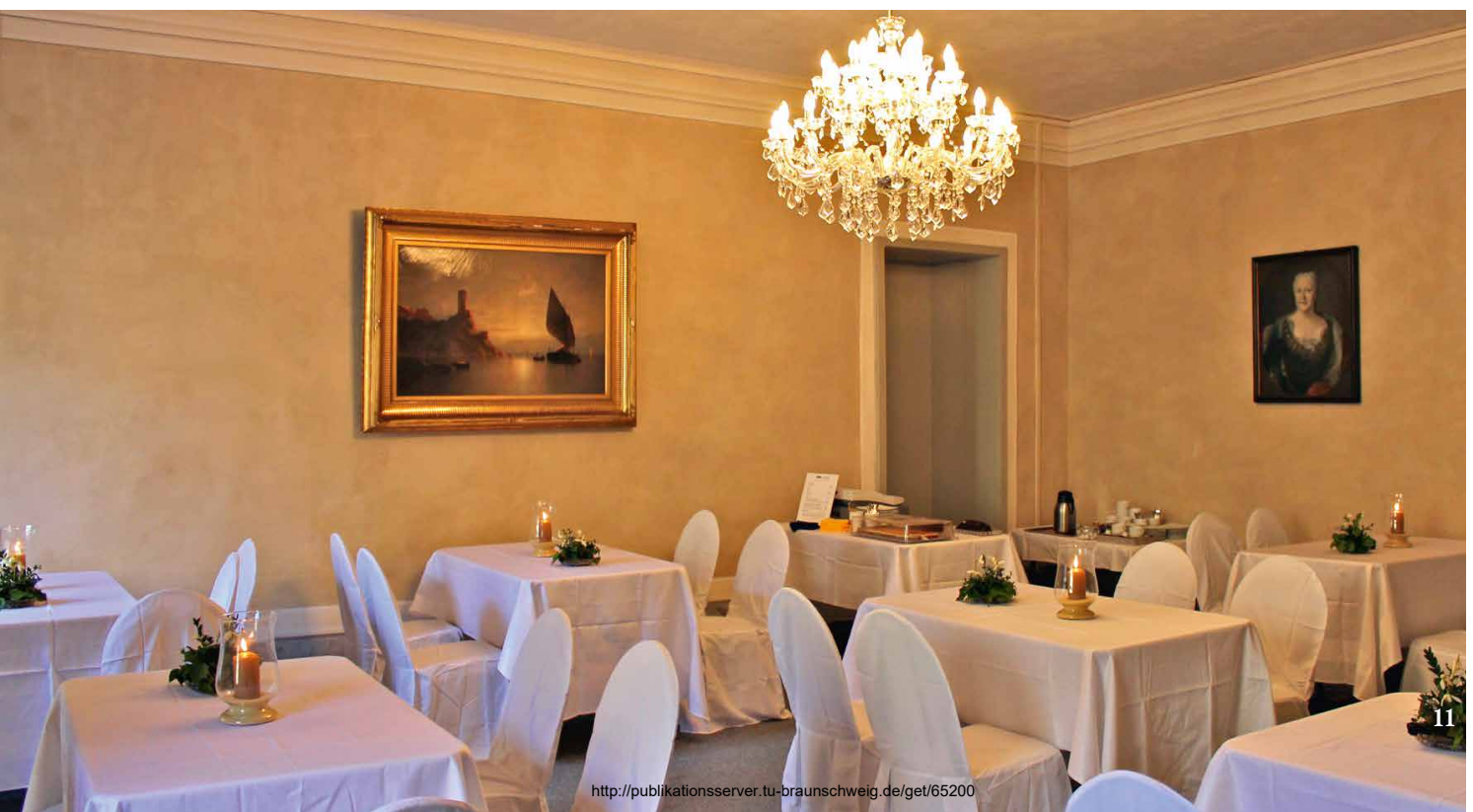
Anhalt übergeben, die es als Kureinrichtung nutzte. Im Jahre 1959 wurde im Schloß eine „Fachschule für Binnenhandel“ der Konsumgesellschaft mit Internatsbetrieb eingerichtet. Trotz energischer und mehrfacher Versuche hat der Enkel von Herzog Ernst August und Victoria Luise, der 1954 geborene Ernst August, Prinz von Hannover, seinen Eigentumsanspruch nicht durchsetzen können. Die im Grundgesetz definierte Eigentumsgarantie wurde mit fragwürdigen, politischen und juristischen Argumenten ausgehebelt. Es war die dramatische Phase einer dubiosen Investorlösung, die schließlich durch Investor-Vandalismus zur Teilzerstörung des Großen Schlosses geführt hat.

Gefährdung eines Denkmals

Die Turbulenzen nach Grenzöffnung und Wiedervereinigung führten nicht zuletzt wegen der erwähnten zweifelhaften Investorlösung zu einem Leerstand des Denkmals seit 1990 und in dessen Folge zu einer teilweise akuten Gefährdung der Bausubstanz. Um dieser Gefährdung entgegenzuwirken, fand sich schließlich ein kleiner Kreis geschichtsbewußter und denkmalinteressierter Bürgerinnen und Bürger aus Blankenburg und Braunschweig zusammen, um aktiv um den Erhalt und für eine zukunftsfähige Nutzung dieses großartigen Bauwerkes und braunschweigischen Geschichtsortes zu kämpfen (Abb. 8-11), dessen Rückholung zum historischen Kreis Blankenburg im Braunschweiger Land 1990 von der niedersächsischen Landesregierung leider nicht gewünscht war.

Verein „Rettung Schloss Blankenburg e.V.“

Der Verein „Rettung Schloss Blankenburg e.V.“ wurde am 11. Februar 2005 gegründet und hat derzeit europaweit mehr als 400 Mitglieder. Satzungsgemäßer Zweck des Vereins ist die Sicherung und der Erhalt des Blankenburger Schlosses als Einzeldenkmal, wichtigem Kulturgut mit überregionaler und nationaler Bedeutung sowie als regionalem Wahrzeichen für den gesamten Vorharzraum des Gebietes



um Blankenburg, Quedlinburg, Halberstadt und Wernigerode mit überregionaler Wirkungskraft. In kleinen Schritten konnte der Verein seit 2005 seine Hilfe zur Sicherung und Sanierung einsetzen. Durch das Land Sachsen-Anhalt wurde es schließlich ermöglicht, daß der Verein und seine eigens gegründete Schloß GmbH (alleiniger Gesellschafter ist der Verein Rettung Schloss Blankenburg e.V.) Eigentümer des Großen Schlosses wurden, um auf einer gesicherten Grundlage die Bemühungen und Tätigkeiten zugunsten des großartigen Denkmals zu realisieren. Seit 2005 wurden mit Fördermitteln und Eigenmitteln aus Spenden und Veranstaltungserlösen die Dachflächen abgedichtet, Schrammbefall lokalisiert und freigelegt, tragende Baukonstruktionen abgestützt, sodass der bauliche Erhalt des Gesamtgebäudes vorerst gesichert wurde. Durch finanzielle Mittel aus dem Konjunkturpaket II der Bundesregierung wurde es möglich, die Sanierungsarbeiten voranzutreiben. Ein erster großer Erfolg war die (Wieder-)Eröffnung des Theatersaals im Mai 2011 und die Sanierung des Neuen Flügels, sodass diese Räume für Veranstaltungen mit Einnahmen für kulturelle Nutzungen zur Verfügung stehen, um zugleich die Eigenmittel des Vereins aktiv zu erhöhen, die wiederum die Einwerbung von Drittmitteln verbessern helfen, sodass die Sicherungs- und Sanierungsarbeiten weiterhin kontinuierlich gewährleistet werden können. Parallel zu Sicherungsarbeiten ist beabsichtigt, das Große Schloss in mehreren Abschnitten schrittweise und raumbezogen zu sanieren. Die vorgesehenen Sanierungen zielen im Moment nicht auf eine spezielle Nutzung ab, sondern werden durch die Struktur und Eigenart der einzelnen Gebäudeteile definiert und dabei eine denkmalgerechte Sanierung realisiert, die alle angemessenen späteren Nutzungsvarianten ermöglicht. (Abb. 12-21)

Perspektiven

Eine unterbrechungsfreie Weiterführung und Ausweitung dieser Arbeiten ist grundlegend, um einen weiteren dramatischen Verfall des Baudenkmals zu verhindern und die gewinnbringende Nutzung nicht zu gefährden. Ziel der Vereinsaktivitäten ist dabei die denkmalgerechte Sanierung, Restaurierung, Erhaltung und Pflege des nach dem Denkmalschutzgesetz des Landes Sachsen-Anhalt anerkannten Kulturdenkmals „Großes Schloss Blankenburg“ und der zugehörigen Anlagen. Dazu eine denkmalgerechte Nutzung sowie die Vermittlung des Gedankens des Denkmalschutzes in breite Kreise der Bevölkerung, um diese zu aktiver Unterstützung zu motivieren und den „Geschichtsort Schloß Blankenburg“ fest in der deutschen Kulturlandschaft als beispielhaftes Denkmal und Vorbild für Bürgerengagement zu verankern. Dabei arbeitet der Verein mit vielfältigen Partnern und Förderern zusammen. Dieser Kreis reicht von der Landesregierung in Magdeburg, dem Landesamt für Denkmalpflege, dem Bund, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz bis zu Stiftungen, wie der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz, um nur einige Beispiele zu nennen. In der Sache sieht man längst die Erfolge dieser Hilfen. Auch Anerkennung des ehrenamtlichen Engagements der Vereinsmitglieder ist ein wichtiges Signal. So wurde im Oktober 2010 unser Verein von der Stadt Blankenburg mit dem Adolf-Just-Preis geehrt, der jährlich von der Luvos-Heilerde-Gesellschaft ge-

stiftet wird. Ein besonderer Höhepunkt war diese Anerkennung durch die Verleihung 2014 des Deutschen Preises für Denkmalschutz. Am 27. Oktober 2014 wurden der Verein und seine ehrenamtlichen Mitglieder im Krönungssaal des Aachener Rathauses mit diesem Preis des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz ausgezeichnet. Der Preis, die Silberne Halbkugel, wird jährlich vom Präsidium des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz vergeben und ist die höchste Auszeichnung auf diesem Gebiet in der Bundesrepublik Deutschland. Ihm folgte 2015 ein „Sonderpreis im Rahmen des Bundespreises für Handwerk in der Denkmalpflege“ verliehen. In der Begründung war u.a. zu lesen „Für die kluge schrittweise Instandsetzung, Nutzung und Öffnung für die Bevölkerung und Besucher wird der Verein ausgezeichnet. Der Preis soll Anerkennung für die bisherigen Leistungen sein und Mut machen für die weiteren Aktivitäten im respektvollen Umgang mit diesem wichtigen Baudenkmal.“ In diesem Sinne gilt es auch weiterhin für das Große Schloß in Blankenburg zu kämpfen. Das Welfenschloß ist ein braunschweigischer Geschichtsort im heutigen Land Sachsen-Anhalt, der Geschichte vermittelt, Bürgersinn widerspiegelt und für die gemeinsame Zukunft einer historisch bedeutsamen Region sich hoch über Blankenburg erhebt. Dies gilt es dauerhaft zu bewahren, ganz im Sinne wie es Ricarda Huch einst mit Blick auf die Geschichte formulierte: „Ich habe nun gefunden, dass man, wie man sagt, man könne die Gegenwart nicht verstehen, ohne die Vergangenheit zu kennen, auch sagen kann, ohne die Gegenwart zu kennen, könne man die Vergangenheit nicht verstehen.“

Abb. 21 unten: Vorträge und weitere Veranstaltungen, z. B. Theateraufführungen, Konzerte, Märkte und Führungen, bilden immer wieder Anziehungspunkte für auch weither angereistes Publikum.

Abbildungsnachweis: Archiv Verein „Rettung Schloss Blankenburg e.V.“





Ein Lehrpfad der Land- und Forstwirtschaft in Mascherode

Im Rahmen des Jubiläumsjahres 2017 in Braunschweig-Mascherode planten die Vereine und Institutionen zusammen mit dem Stadtteilheimatpfleger eine Reihe von Veranstaltungen und Projekten. Ziel soll sein, viele Bürger mit ihren Ideen und Sichtweisen ihres Wohnortes in die Aktivitäten einzubeziehen.

Eines der Projekte will dazu beitragen, die Landwirtschaft für die Öffentlichkeit transparent zu machen. Dazu bietet sich ein Lehrpfad durch die Feldmark an. In Zusammenarbeit mit den landwirtschaftlichen Betrieben des Ortes und dem Landvolk Braunschweiger Land e.V. entstand ein Informationskonzept. Aus den im Grünen Zentrum vorhandenen Erklärungstafeln, die seitens des Landvolks zur Verfügung gestellt wurden, hatte der Vorsitzende der Feldmarksinteressentschaft, Hans-Joachim Loges, geeignete ausgesucht. Sie sollten hinsichtlich ihrer thematischen Zuordnung zu Anbaumethoden in den südwestlich des Ortes gelegenen Ländereien passen. Volker Meier, Geschäftsführer des Landvolks, beriet dabei fachspezifisch.

Sowohl Einwohner, die auf ihren Spazierwegen Informationen aufnehmen können, als auch Schülerinnen und Schüler, die im Fach Erdkunde das Thema „Landwirtschaft“ behandeln, sollen angesprochen werden. Zusätzlich geben die ortsansässigen Bauern Auskünfte und ergänzen die fest installierten Hinweistafeln. Das Landvolk will Referenten, die auch in den Unterricht kommen, vermitteln. Zusatzinformationen in Form von Filmclips, Statistiken, Schaubildern und Hintergründen per QR-Code komplettieren das Angebot, um das aktuelle mediale Verhalten von Jugendlichen besonders anzusprechen bzw. gestaltend einzubeziehen.

Die Realisierung dieses Projektes wurde durch einen neuen Radfahr- und Fußweg längs der Landstraße nach Wolfenbüttel-Salzdahlum begünstigt. Diese Maßnahme, von der Landesbehör-

Henning Habekost

Abb. 1 oben: Eine Gruppe des Ev. Kindergartens am Spring.

Abb. 2 unten links: Eine Grundschulklasse vor dem Insektenhotel.

Abb. 3 unten rechts: Die Jugendfeuerwehr beim Nistkastenbau.





de als verkehrsberuhigte, flankierende Ergänzung von stark frequentierten Landstraßen inszeniert und finanziert, erwies sich als äußerst hilfreich. Denn so macht es Sinn, einen „Rundkurs“ durch die Feldmark zu konzipieren, der vom Rad- und Fußweg der Stöckheimstraße abzweigt und über den neuen Weg zurück in den Ort führt. Somit tangiert der Lehrpfad die Flur nur, ohne dem Niederwild durch permanente Beunruhigung den Lebensraum einzuschränken. Eine Besonderheit war allerdings noch zu beachten, denn es führt eine unterirdische Stromleitung mit paralleler Betriebstelefonleitung durch die Feldmark. Pläne dazu lieferte die Firma BS Energy, sodass einer Durchführung des Projektes nichts mehr entgegen stand.

Die praktische Umsetzung brauchte eine finanzielle Absicherung, die die Braunschweigische Sparkassenstiftung gewährte. – Eine komplette Anschaffung der Schautafelgestelle war zu teuer. Somit bot die Gedenkstein- und Wasserbruderschaft Mascherode ihre praktische Hilfe an. Deren seit 25 Jahren aktiven, dem Gemeinwohl sich verpflichtenden Mitglieder entwickelten die Baupläne und stellten den Materialbedarf fest. Dabei entschieden sie sich, gleichermaßen zwei Informationstafeln in Zusammenarbeit mit der Forstgenossenschaft für das Mascheroder Holz vorzubereiten. Der landwirtschaftliche Lehrpfad führt am Naturdenkmal „Spring“ vorbei. Es bot sich daher an, dort auch einen Rastplatz zu installieren. Für Kindergarten- und Grundschulkin-



Abb. 4 oben links: Die Jugendfeuerwehr beim Nistkastenbau.

Abb. 5 oben rechts: Lehrtafelbau auf dem Bauernhof.

Abb. 6 unten: Wasserbrüder fertigen Fundamente.



Abb. 7 unten: Montage einer Lehrtafel.

Abb. 8 oben: Einweihung des Lehrpfades am 06.05.2017.

Abbildungsnachweis: Abb. 1-7: Henning Habekost, Abb. 8.: Wolfgang Sump.

der platzierten die Wasserbrüder Kommunikationsbalken in U-Form unweit der Quellteiche am „Spring“. Sie laden zu Gesprächen über die Natur ein und bieten die Möglichkeit zum Frühstück, wie ein Foto vom Evangelischen Kindergarten Mascherode zeigt. (Abb. 1)

Außerdem bot das Landvolk e.V. einen hölzernen Rohling für ein Insektenhotel an, der in diesem Umfeld als erster Teil des Lehrpfades aufgestellt wurde. Kindergarten, Grundschule Mascheroder Holz in der Südstadt und für die oberen Gefache die Jugendfeuerwehr des Ortes suchten Materialien zur Implementierung aus. Es entstand ein wegweisendes Objekt, welches Wildbienen, Florfliegen, vielerlei Wespen und anderen Insekten ein adäquates Zuhause bietet. (Abb. 2) Gleichzeitig bauten die Jungfeuerwehrleute in den Wintermonaten Nisthilfen, die im Frühjahr 2017 in und um Mascherode angebracht wurden. (Abb. 3 und 4)

Für den Lehrpfad sind von den Wasserbrüdern im Winter 2016/17 die Fundamente erstellt worden. Auf dem Bauernhof fertigten sie die insgesamt 12 Holztafeln, sodass im März 2017 der vollständige Parcours fertig war. (Abb. 5 bis 7) Inzwischen ist der Lehrpfad durch die Initiatoren und die Braunschweigische Landessparkassenstiftung der Öffentlichkeit übergeben worden. (Abb. 8) Er wird seitdem rege genutzt.

Der Braunschweigische Landesverein könnte den Mascheroder Lehrpfad im Jahr 2018 besuchen, um dort z. B. durch Volker Meier, Geschäftsführer vom Landvolk Braunschweiger Land e.V., weitere Informationen aus fachlicher Sicht erhalten zu können. Im Internet unter www.braunschweig/mascherode sind Details dazu abrufbar. Alle an Landschaftschutz und Landwirtschaft Interessierten sind herzlich eingeladen, sich unter 0531 67630 für eine Führung anzumelden.





Das Braunschweiger Kolonialdenkmal

Vorwort

Lars Hybsz

Die Stadt Braunschweig ist untrennbar mit dem Löwen verbunden. Mindestens seit 1438 schmückt er als Wappentier das Stadtwappen. Zuvor war er schon über 200 Jahre auf dem Siegel der Stadt zu finden. Der welfische Herzog von Sachsen und Bayern, Heinrich, der die Stadt mit seiner Bautätigkeit am Dom Sankt Blasius sowie an der Burg Dankwarderode weit nach vorne brachte, trug nicht nur den Beinamen „Der Löwe“, er schenkte Braunschweig um 1166 auch den bis heute wohl wichtigsten Identifikationspunkt der Stadt: den Braunschweiger Löwen, Denkmal und Wahrzeichen, zu finden auf dem Burgplatz, einem der historischen Stadtzentren.

Doch nur wenige Menschen wissen, dass es in der „Löwenstadt“ noch eine zweite Statue der Großkatze gibt. Denn am Ende der Jasperallee, kurz vor dem Prinz-Albrecht-Park, befindet sich das Braunschweiger Kolonialdenkmal, in Form eines Löwen, der seine rechte Pranke schützend oder unterdrückend auf eine Weltkugel legt. Im Jahre 1925 wurde diese Statue initiiert, entworfen, gebaut und eingeweiht. Die Hintergründe für deren Schaffung waren einerseits Aufmerksamkeit für die Interessen ehemaliger deutscher Kolonisten, andererseits aber auch ganz direkt die Forderung, die deutschen Kolonien zurück zu erlangen.

Im Dritten Reich wurde das Denkmal von seinem ursprünglichen Standort am Ende der Kaiser-Wilhelm-Straße in den Stadtpark versetzt, was Teil eines größeren Bauvorhabens war. Nach dem Krieg geriet die Statue bis etwa 1990 weitestgehend in Vergessenheit. Seither gab es einige Aktionen und Debatten rund um das Thema, teilweise im Rahmen von tagespolitischen Diskussionen.

Obwohl diese Vorgänge meist ein nicht unerhebliches Medienecho hatten, muss man beim Denkmal dennoch von einem recht unpopulären Geschichtsort in Braunschweig sprechen. In diesem Zusammenhang sei auch unbedingt noch auf den Umstand verwiesen, dass es mit dem Bewusstsein für die deutsche Kolonialgeschichte im Allgemeinen nicht besser aussieht. So legen etwa Medien, Schule und Politik den Fokus, was deutsche Geschichte angeht, in der Mehrheit zumeist auf den Nationalsozialismus oder die DDR, was den öffentlichen Diskurs natürlich auch vor allem auf diese Themen lenkt.

Allerdings gibt es noch viele weitere Kapitel deutscher Geschichte, die ebenso diskussionswürdig sind, zum Beispiel, weil sie aus heutiger Sicht als moralisch fragwürdig gesehen werden können, oder auch einfach nur, weil sie sehr unpopulär sind. Hierfür ist der deutsche Kolonialismus sicherlich ein gutes Beispiel.

Genau diese Überlegungen führten zu dem studentischen Projekt, was diesem Text zugrunde liegt. Es wurde am Institut für Geschichtswissenschaft an der TU Braunschweig durchgeführt und in Form einer Internetseite, die unter „kolonialdenkmal-braunschweig.de.tl“ einzusehen ist, für die Öffentlichkeit dokumentiert. Dabei sei darauf verwiesen, dass die Verfasser keinerlei politische

Abb. oben und unten:
Das Kolonialdenkmal 2017.

Abb. rechte Seite: Während der Einweihung am 14. Juni 1925. (Quelle: BLM)

Abb. rechte Seite unten:
Detail der Inschrift, 2017.



Ambitionen verfolgten, sondern lediglich die Geschichte des Denkmals, auch in Bezug auf die Rezeption, dargestellt haben. Selbiges gilt auch für den vorliegenden Text.

Rahmenkapitel

Nachdem Spanier und Portugiesen im 15. Jahrhundert vor allem in Lateinamerika den Grundstein für die moderne europäische Expansion gelegt hatten, begannen auch die Briten (spätestens mit der Weltumseglung durch Sir Francis Drake) damit, ihre Herrschaftsansprüche und politischen Ambitionen in der Welt auszuweiten. Etwa um 1800 begann das sogenannte „Imperiale Zeitalter“, an dessen Ende im Jahre 1922 das „Empire“ seine größte Ausdehnung innehatte.

Der Deutsche Kolonialismus versuchte erst spät, hier nachzueifern: in den Jahren des Deutschen Bundes (1815-1866), des Norddeutschen Bundes (1866-1871), sowie in den ersten Jahren des Deutschen Kaiserreiches (etwa bis 1880) waren staatliche Bestrebungen zur Erschließung von Kolonien kaum vorhanden. Als Grund hierfür kann die fehlende Flottenstärke als militärisches Druckmittel einerseits, aber auch die bevorzugte Konzentration auf die innereuropäische Politik mit ihren komplexen Bündnissystemen andererseits gesehen werden. Dieser Umstand gipfelte in Bismarcks Aussage, das Deutsche Reich sei „saturiert“, das heißt „zufrieden“ mit dessen territorialer Ausdehnung. Auch wenn ein solches Statement aus heutiger Sicht durchaus auch als politisches Mittel gesehen werden kann, um den anderen europäischen Staaten ein friedliches Deutschland zu suggerieren, beschränkten sich deutsche koloniale Ambitionen zu dieser Zeit eher auf den privatwirtschaftlichen Bereich. Bündnisse wie etwa der Deutsche Zollverein oder die Hamburger Kolonialgesellschaft kommunizierten ab etwa 1840 vermehrt den Wunsch nach eigenen deutschen Kolonien. Vereinzelt wurden auch erste praktische Anläufe in den interessanten Gebieten unternommen, teilweise basierte dies sogar „nur“ auf dem Engagement einzelner Personen, zum Beispiel von Kaufleuten. Langsam begann auch die Politik damit, sich für das Thema Kolonien zu interessieren. Dennoch waren die ersten staatlichen Maßnahmen eher zaghaft. So fuhr etwa das deutsche Kriegsschiff „Augusta“ 1867/68 in die Karibik, um vor Ort Flagge zu zeigen, 1876 wurde ein Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Tonga geschlossen und nach und nach wurden in fremden Ländern auch erste Marinestützpunkte für die entstehende deutsche Flotte aufgebaut.

Ungefähr ab 1880 änderte Bismarck seine Politik in Sachen Kolonialismus, versuchte zunächst ein privates deutsches Kolonialunternehmen, das in finanzielle Not geraten war, mit staatlichen Mitteln zu unterstützen und bat schließlich den Hamburger Kaufmann Adolph von Hanseemann darum, er möge ihm doch eine Schrift zu möglichen deutschen kolonialen Zielen im Pazifik und deren Umsetzung anfertigen. Der Bremer Tabakhändler Adolf Lüderitz kaufte schließlich etwas Land auf dem Staatsgebiet des heutigen Namibia, das er mittels eines Betruges immens vergrößerte, wodurch er



das Kernland des späteren Deutsch-Südwestafrikas schuf. 1884 stellte Bismarck dieses Gebiet unter deutschen Reichsschutz und legte damit den Grundstein für die aktive deutsche Kolonialpolitik. Es folgten Gebiete in West- und Ostafrika, Neuguinea, sowie einige Südseeinseln, die häufig auf ähnliche Art und Weise annektiert wurden.

Unter Kaiser Wilhelm II. (ab 1890) und später auch unter dem Einfluss des damaligen Außenministers Bernhard von Bülow (ab 1897), der schließlich bis zum Reichskanzler aufstieg, wurde die deutsche Kolonialpolitik immer offensiver und direkter. Man forderte „einen Platz an der Sonne“, wünschte „keinen Sonnenuntergang im Reich“ und propagierte „die Zukunft liegt auf dem Wasser“. Diese aggressiven Äußerungen und die damit verbundene Politik taten ihr Übriges und der europäische Wettlauf um die Kolonien in Übersee verschärfte sich. Denn natürlich waren auch die anderen Kolonialmächte vor allem darauf bedacht, das eigene Einflussgebiet zu vergrößern, was zwangsläufig zu Konflikten führte. Zwar gab es Versuche, das Ganze durch Verhandlungen und Konferenzen friedlich zu regeln, aber insgesamt verschärfte sich der Ton ungemein. Ein extremes Wettrüsten, vor allem was die Seestreitkräfte anging, sowie ein äußerst komplexes Bündnissystem erschwerten die Lage zusätzlich. Spätestens ab etwa 1905 äußerten die europäischen Nationen nach und nach immer mehr offen vorgetragene Feindschaft und militärische Ambitionen, jeder im Rahmen der jeweiligen Bündnisse. Im Deutschen Reich hatte zuvor, auch bedingt durch Erfolge im kolonialen Kontext, ein großes Selbstbewusstsein die Runde gemacht. Als schließlich der österreichische Thronfolger erschossen wurde und in der Folge der Erste Weltkrieg ausbrach, war die Stimmung in Deutschland positiv. Heute spricht man von einer regelrechten Begeisterung für den Krieg, belegt durch die zahlreichen Freiwilligen, die sich zum Militärdienst meldeten. Offenbar war man sehr erpicht darauf, die deutsche Stärke zu demonstrieren und sich durch militärische Erfolge gegenüber den anderen europäischen Mächten und auch Russland weitere Vorteile zu verschaffen.

Das Deutsche Reich verlor schließlich den Krieg und musste



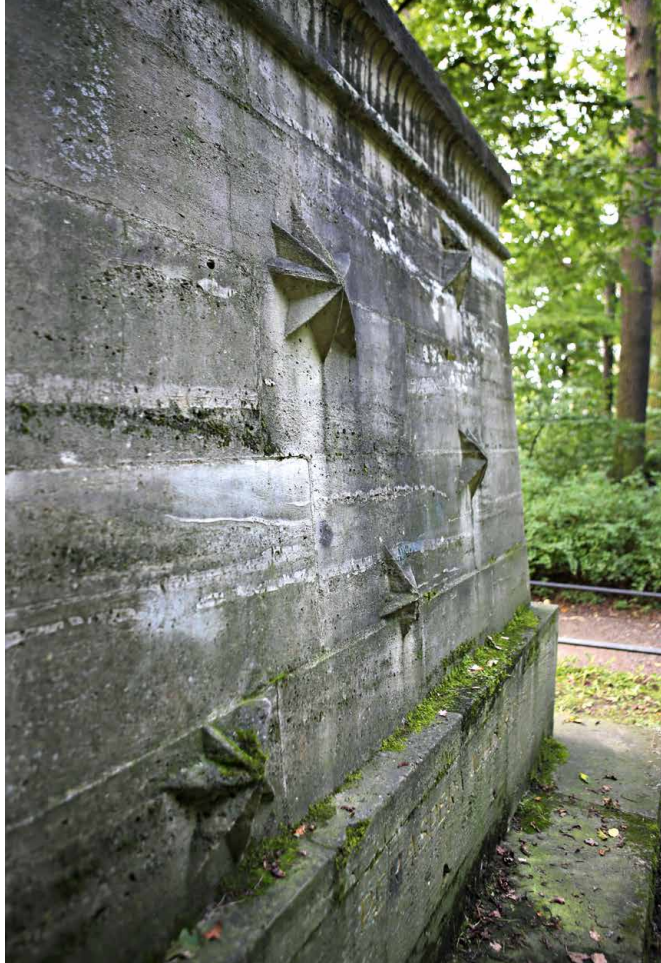


Abb. oben: Rückseite des Denkmals, 2017.

In die Vorderseite des Sockels ist eingemeißelt: **GEDENKET UNSERER KOLONIEN UND DER DORT GEFALLENEN KAMERADEN**
 Auf der Rückseite des Denkmals befindet sich das Sternbild „Kreuz des Südens“ und die lateinische Inschrift „**PER ASPERA AD ASTRA**“ (wörtlich: „Durch das Raue zu den Sternen“, in der Bedeutung: „Durch Mühsal gelangt man zu den Sternen“)
 Auf den beiden Schmalseiten sind als Namen deutscher Kolonien aufgelistet: **TOGO, KAMERUN, SÜDWESTAFRIKA, OSTAFRIKA, NEU-GUINEA, SAMOA-INSELN, KIAUTSCHOU und INSEL YAP, PALAU-INSELN, KAROLINEN-INSELN, INSEL PONAPE, INSEL NAURU, MARIANEN-INSELN, MARSHALL-INSELN.**

Abb. unten: Inschrift an einer der Schmalseiten, 2017.

Abb. rechte Seite: Schmalseite des Denkmals. (Foto Fabian Lampe)



im Vertrag von Versailles nicht nur die volle Kriegsschuld auf sich (und seine Verbündeten) nehmen, sondern auch enorme Abrüstungen vornehmen, das Rheinland entmilitarisieren und in alliierte Besatzung geben, hohe Reparationen zahlen und vor allem große Gebietsverluste hinnehmen. Dazu zählten Gebiete innerhalb Europas, wie etwa Elsass-Lothringen, Nordschleswig, Posen, das Memelgebiet oder Teile Westpreußens und Oberschlesiens. Darüber hinaus musste Deutschland auf sämtliche Kolonien verzichten, das heißt jegliche Aktivitäten vor Ort waren einzustellen. Allerdings waren die meisten dieser Gebiete ohnehin schon faktisch in alliierte Hände gefallen, da der Großteil deutscher Kolonialtruppen gar nicht für aktive kriegerische Handlungen aufgestellt und ausgestattet war und somit bei Angriffen meist schnell unterlag. Dennoch muss der Verlust der deutschen Kolonien ganz klar im Kontext mit dem verlorenen Krieg begründet werden.

Die Ausgangslage vor Errichtung des Denkmals

In der neu gebildeten ersten deutschen Demokratie, der Weimarer Republik, waren Enttäuschung und Zorn wegen des verlorenen Krieges und den damit verbundenen aufgezungenen Bestimmungen durch die Sieger groß. Hinzu kam erschwerend, dass es in der Republik vor allem in Politik und Verwaltung, aber auch in Teilen des Bürgertums an überzeugten Demokraten mangelte. Anstatt die Verbindung zwischen der aggressiven deutschen Politik (vor allem in der Spätphase des Kaiserreiches) und dem Krieg beziehungsweise der Niederlage (sowie den damit verbundenen Verlusten) zu sehen, wurden in der Bevölkerung Stimmen laut, wonach man sich seinen früheren Besitzes zurückholen müsse. Kommuniziert und angeheizt wurde das Ganze durch verschiedenste politische Kräfte, die teilweise später noch beim Zusammenbruch der Weimarer Republik eine Rolle spielten. Dennoch muss klar gesagt werden, dass es sich hierbei keineswegs um elitäre Strömungen handelte, sondern auch beim „kleinen Mann“ ähnliche Ansichten durchaus üblich waren.

Vielerorts entstanden beispielsweise Interessenverbände ehemaliger Kolonisten, die teilweise eine äußerst aggressive Rhetorik an den Tag legten, was die Forderung nach der Rückerlangung der ehemaligen Gebiete anging. In Braunschweig gründeten ehemalige Angehörige der deutschen Kolonialtruppen den „Verein ehemaliger Ostasiaten und Afrikaner“, der auf rund 75 Mitglieder anwuchs und später für das Braunschweiger Kolonialdenkmal eine entscheidende Rolle spielen sollte.

Die Errichtung des Denkmals

Am 01. April 1925 erschien in der Braunschweigischen Landeszeitung ein Spendenaufruf, den der Verein der ehemaligen Ostasiaten und Afrikaner wie folgt formulierte:
 „Um den Gedanken an unsere Kolonien wachzuhalten und das Interesse dafür im deutschen Volke zu wecken, vor allem aber auch um unseren weitab von der Heimat im fernen Weltteil gefallen Helden, die im gleichen Kampfesmut bis zum Ende für unsere heißumstrittenen Kolonien gekämpft und gelitten haben, sinnbildlich monumental Unsterblichkeit zu verleihen, wird der Verein ehem. Ostasiaten und Afrikaner, ein kleiner Verein (75 Mitglieder), von denen Angehörige

ge in jeder Kolonie gekämpft haben, im Stadtpark zu Braunschweig ein Kolonial-Denkmal errichten, dessen Einweihung voraussichtlich im 14. Juni d. Js. erfolgen soll. [...] Da es dem Verein infolge seiner geringen Mitgliederzahl schwer fällt, aus eigenen Mitteln die sehr erheblichen Kosten für die Errichtung des Denkmals aufzubringen (etwa 5000 Mark), wenden wir uns vertrauensvoll an alle Kolonialfreunde mit der Bitte um Unterstützung durch Geldspenden. Auch die kleinste Gabe wird dankend angenommen.“

Zweierlei geht hieraus hervor, nämlich einerseits, dass man wohl davon überzeugt war, dass das Thema in der Bevölkerung auf Interesse stoßen würde und in diesem Kontext auch, dass man äußerst zuversichtlich war, das Ziel zu erreichen. Schließlich wird bereits ein Termin für die Fertigstellung des Denkmals genannt. Tatsächlich war es möglich, das Projekt auf die Art und Weise zu finanzieren.

Der Entwurf der Statue stammt von Herman Flesche, der seit 1924 den Lehrstuhl für Baukunst an der Technischen Hochschule Braunschweig innehatte. Modelliert wurde es vom Bildhauer Jakob Hoffmann, der seit 1913 Zeichnen und Modellieren an der TH Braunschweig unterrichtete.

Die Feierlichkeiten zur Fertigstellung des Denkmals dauerten vom 12. bis zum 14. Juni (damit hatte man das eingangs formulierte Ziel erreicht). Auf einen Festabend im Konzerthaus folgten Gottesdienst und Denkmalsweihe. Anwesende und Redner waren unter anderem Vertreter des Kolonialkriegerbundes, Adelige sowie Angehörige des mittleren Bürgertums. Außerdem war auch „Seine Hoheit, Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg“ vor Ort, der in seiner Rede verkündete: „Wir kämpfen ohne Unterlass für unseren Kolonialbesitz!“ Der ebenfalls anwesende Landesverbandsführer des Stahlhelm, Wilhelm Uhlenhaut, forderte: „Heraus mit unseren Kolonien!“ Weiterhin waren auch von anderen politischen Kampfgruppen und aus der Reichswehr mehrere Vertreter vor Ort. Insgesamt kann von großem Zuspruch aus konservativen, reaktionären und rechten Kreisen gesprochen werden. (Abb. Seite 17 oben)

In der Braunschweigischen Landeszeitung hieß es einen Tag später: „Wie ein Sinnbild der Kämpfe der Vergangenheit und der Zukunft regierte der Sturmgott diesen Tag. Wild zerfetzt flogen die Wolken am Himmel, und durch die Straßen der Stadt und die alten Bäume des Stadtparkes fegte der Wind mit wilder, unbändiger Kraft. Auf dem weiten Franzschen Felde waren die Abordnungen des Kolonial-Kriegerbundes, der vaterländischen Verbände, des Stahlhelms, des Jungdeutschen Ordens, der Marine-Vereinigungen und der Kriegerverbände Braunschweigs neben einer Ehrenkompanie der Reichswehr und den Ehrengästen wie den Vertretern der Stadt zu einer stolzen, stattlichen Heerschau aufmarschiert. Wohl an die fünfzig Banner und Standarten flatterten luftig im Winde und zeugten von Deutschlands großer Vergangenheit, wie dem Willen seiner Jugend, Gleiches für die Zukunft zu erringen.“ Auch wenn sich im Text keine wirklich expliziten Äußerungen vorfinden lassen, wirkt er doch sehr kämpferisch und kommuniziert wohl die Sicht der oben genannten politischen Kreise.

Was die Rolle der Linken, der Sozialdemokraten und Sozialisten angeht, so gibt es einige interessante Besonderheiten. Einerseits waren auch SPD-Mitglieder bei der Planung beteiligt und während der Festivitäten anwesend, andererseits

äußerte ein Autor – im „Braunschweiger Volksfreund“ (dem von Wilhelm Bracke gegründeten Organ der Partei) – am 16. Juni 1925 unter dem Pseudonym „Herzchen Goldig“ eine Kritik am Denkmal. Nachdem zunächst die Oberflächlichkeit der Veranstaltung, sowie die allzu bürgerliche Prägung des Ganzen im Fokus steht, geht es rasch ans Politische: das bloße Gedenken an die Gefallenen und die Kolonien sei in Ordnung. Selbst die Forderung nach der Rückerlangung sei akzeptabel, aber man müsse Acht geben, nicht in übersteigerten Patriotismus zu verfallen, da dies wieder zum Kriege führen könne. Stattdessen wird empfohlen: „Zu den Kolonien geht ein ganz gerader, einfacher, anständiger Weg: der Weg über den Völkerbund, beschritten mit Offenheit und Würde und mit der Bewußtheit ehrlichen Wollens. Die Löwenzeiten sind vorbei, und die Bildhauer hätten andere Symbole meißeln sollen, die zeitgemäßer sind.“

Trotz einer relativ direkten Kritik kann keinesfalls von einer generellen Ablehnung gesprochen werden, weder was das Denkmal, noch was Kolonien und Kolonialismus im Allgemeinen angeht. Dies zeigt deutlich, dass es hierüber in der Breite der Bevölkerung eigentlich keine beziehungsweise kaum Grundsatzfragen vorhanden waren. Aus heutiger Sicht ist dies sicher schwer vorstellbar, aber um den Entstehungskontext zu verstehen, ist dieser Umstand von größter Bedeutung. Wenn Zeitgenossen Kritik äußerten, so war diese in den seltensten Fällen moralisch aufgeladen, sondern blieb meist auf einer oberflächlich-pragmatischen Ebene (Kriegsprävention o.ä.).



Das Denkmal im Dritten Reich

Anders, als vielleicht zu erwarten wäre, wurde dem Kolonialdenkmal in der Zeit des Nationalsozialismus keine allzu große Bedeutung beigemessen. 1936 wurde es von seinem ursprünglichen Standort am Ende der Kaiser-Wilhelm-Straße in den Stadtpark versetzt. Dies wiederum hing mit der Straßenverlängerung zusammen, die eine direkte Verbindung vom Nussberg zum Braunschweiger Dom schaffen sollte. Dieses Bauvorhaben zählt ganz klar in die Kategorie der nationalsozialistischen Prestige-Projekte, die auch weitere Aufmarsch-Plätze, Straßen und Plattformen in Braunschweig betrafen.

Am Volkstrauertag wurden am Denkmal regelmäßig Kränze niedergelegt, in den ersten Jahren der NS-Herrschaft wurde dies von größeren Truppenverbänden zelebriert. Politische Deutungen lassen hier einige sinnvolle Schlüsse zu, wie etwa, dass man auf diese Weise indirekt den Versailler Vertrag und die damit verbundenen Maßnahmen kritisierte. Außerdem kann dieses Vorgehen mit der allgemeinen nationalsozialistischen Expansionspolitik kontextualisiert werden. Auch fand eine allgemeine Instrumentalisierung des Heldengedenkens für politische Zwecke zu dieser Zeit vermehrt statt und kann hier gewiss vorgefunden werden.

Debatten und Aktionen in der Moderne

Nach Kriegsende geriet das Denkmal nach und nach in Vergessenheit. Zunächst wurden lediglich einige Steine und Balken vor Ort entfernt, welche wiederum bei der Reparatur von Kriegsschäden zum Einsatz kamen. Trotz der alliierten Anordnung von 1945, man solle alle nationalsozialistischen und militärischen Denkmäler und Straßennamen entfernen, blieb das Braunschweiger Kolonialdenkmal in seiner damaligen Form erhalten.

Erst 1990 geriet das Denkmal wieder in den Fokus der Öffentlichkeit. Damals stellte die SPD-Ratsfraktion im Stadtbezirksrat 120 einen Antrag auf Versetzung des Denkmals, was zu einer Diskussion führte. Im Wesentlichen standen sich hier die Fraktionen von SPD und CDU gegenüber und verfolgten unterschiedliche Argumentationen: aus den Reihen der SPD hieß es zunächst, das Denkmal stehe an der falschen Stelle (Jasperallee), da der frühere Braunschweiger SPD-Staatsminister Heinrich Jasper, nach dem die Straße benannt ist, im KZ Bergen-Belsen umkam. Weiterhin bedürfe es einem zu hohen Maß an politischer und historischer Kompetenz, um bei der Einschätzung des Denkmals nicht zu zeitfremden Schlüssen zu kommen. Das Denkmal gehöre als Gedenkstätte für Tote entweder auf einen Friedhof oder als geschichtliches Zeugnis in ein Museum. Insgesamt sei gefährlich, dass es als Aufhänger rechtsradikaler Tendenzen in der Politik dienen könne.

Die CDU vertrat einen deutlich anderen Standpunkt, nämlich dass das Denkmal an ein abgeschlossenes Kapitel der deutschen Geschichte erinnere und zudem zur Auseinandersetzung mit Geschichte reize. Dessen Erhaltung solle keinesfalls als Identifikation mit den Zielen und Ansichten der 20er Jahre verstanden werden. Zudem könne es seine Zeugnis- und Mahnfunktion nur an Ort und Stelle entwickeln.

Aus der Debatte ging der Vorschlag der CDU hervor, das Denkmal durch eine Erläuterungstafel über die Entstehungsgeschichte des Denkmals zu ergänzen. Was letztlich auch geschah.



1993 kam es erstmals zu einer pädagogischen Nutzung des Kolonialdenkmals im Schulunterricht. Unter dem Motto „Geschichte vor Ort“ erarbeitete der Braunschweiger Lehrer Reinhard Bein zusammen mit seinem Geschichtsleistungskurs ein Projekt, dessen Intention es war, „Licht in das Dunkel des Denkmals“ zu bringen. Die Ergebnisse des Projektes wurden von Bein aufgearbeitet und erschienen in Form einer Publikation in der geschichtsdidaktischen Fachzeitschrift „Praxis Geschichte“.

Zunächst wurde das Denkmal von den Schülern selbst vor Ort „erforscht“. Sie wurden aufgefordert, das Denkmal zu zeichnen, es zu beschreiben, einzuordnen und die Umgebung zu bestimmen. Im nächsten Schritt sammelten die Schüler Fragen zu dem Denkmal, die später als Recherchegrundlage dienten. Es folgte eine „Spurensuche“, um die erarbeiteten Fragen beantworten zu können. Archive wurden durchsucht, Personen befragt, Zeitungsartikel gesammelt, u.v.m. Der entscheidende Schritt, die Materialsuche wurde arbeitsteilig in kleinen Gruppen vorgenommen. In der folgenden Woche wurden die gesammelten Ergebnisse zusammengetragen und in der Klasse vorgestellt.

Mitte Februar 2004 wurde das Kolonialdenkmal von Unbekannten mit roter Farbe beschmiert. Auf der Vorderseite stand geschrieben: „KOLONIALISMUS WAR MASSENMORD“. Auf dem Kopf des Löwen fanden sich 2 Farbklecks, die nach unten herunterliefen und (gewollt oder nicht) an blutende Wunden erinnerten.

Auf der Rückseite des Denkmals wurde mit schwarzer Farbe ein Zeichen gesprüht, das eher an einen unter Sprayerbanden verwendeten „Tag“ erinnerte und vermutlich in keinem Zusammenhang mit der vorderseitigen Beschmierung stand. Im Rahmen einer Sitzung des Braunschweiger Kulturausschusses vom 04.02.2005 ging es um den Umgang mit dem Braunschweiger Kolonialdenkmal. Hierbei beantragte Udo Sommerfeld von der PDS, das Denkmal ins Museum zu bringen. Der Bezirksrat hingegen hatte eine Erläuterungsta-

fel initiiert, die einen Text der Braunschweigischen Landeszeitung von 1925 tragen sollte, in welchem die Errichtung des Denkmals aus dem damaligen Zeitgeist erklärt wurde: „Um den Gedanken an unsere Kolonien wachzuhalten“ und der dort gefallenen Soldaten zu gedenken.

Isolde Saalmann von der SPD kritisierte, das Ganze sei missverständlich. Bei Nicht-Beachtung des Datums könne der Eindruck entstehen, es handele sich um eine heutige Rechtfertigung des Denkmals. Bürgermitglied Dr. Reinhard Goedecke vermisste darüber hinaus die Stellungnahme, dass man derartige Eroberungen heute bedauere.

In Bezug auf die Erläuterungstafel des Denkmals äußerte der damalige Landesmuseumsdirektor Gerd Biegel, der Text verstärke den Eindruck, man wolle den Kolonialismus ehren. Auch das Bildmotiv sei missverständlich, der Löwe repräsentiere die Stärke Afrikas und keinesfalls eine mögliche braunschweigische Großmannssucht. Der damalige Kulturdezernent Wolfgang Laczny sprach von einer Interimslösung, man wolle hier ein Schülerprojekt miteinbeziehen und anschließend nacharbeiten.

13 Schüler und 2 Lehrer der IGS Franzisches Feld kamen im Sommer 2006 zusammen, um in einer Arbeitsgemeinschaft ein Kunstprojekt zum Kolonialdenkmal zu erarbeiten. Das gemeinsame Anliegen der Schüler und Lehrkräfte Astrid Schrobsdorff und Fredegard Henze war es, das eher unbekannte Denkmal etwas mehr in das Bewusstsein der Menschen zu bringen. Dazu nahmen sie das Wort Denkmal kurzerhand auseinander und schufen damit das Motto ihrer Aktion: „Denkmal anders“

Man könne die Aussage des Denkmals, dem Gedenken an die verlorenen Kolonien und der dort gefallenen Kolonialsoldaten nicht ohne Weiteres stehen lassen. Außerdem kritisierten die Schüler, dass bis in das Jahr 2003 jährlich zum Volkstrauertag Kränze für die Soldaten am Denkmal niedergelegt worden, die von 1904 bis 1907 das Volk der Herero zur Hälfte vernichtet hätten. Daher sollte die Aktion zu einem kritischen Umgang mit dem Denkmal und der Thematik des Kolonialismus anregen.

Das seit Juli 2006 verhüllte Denkmal wurde zudem mit Spruchbändern ergänzt, die zum Nachdenken anregen sollten. Das erste Spruchband enthielt ein Zitat des deutschen Erstbesteigers des Kilimandscharo: „Der Kilimandscharo heißt jetzt Kaiser-Wilhelm-Spitze. Er ist der höchste Berg Deutschlands.“ Diese Zitate wurden in regelmäßigen Abständen gewechselt.

Die Aktion verfehlte ihre Wirkung nicht. Dennoch kam es zu mehreren Zwischenfällen: Zwischenzeitlich wurde das Kunstprojekt mit einem rechtsradikalen Spruch beschmiert, in den Sommerferien sogar zerstört. Ein Unbekannter zerschnitt die Verhüllung, sodass eine neue Plane gekauft werden musste.

Zwischen Sonntag, dem 21.06.2015 und Mittwoch, dem 24. 06.2015 hoben Unbekannte vor dem Kolonialdenkmal ein Grab aus. Die Aktion war Teil der bundesweiten Protestaktion „dietotenkommen“. Dabei wurden in ganz Deutschland symbolische Gräber ausgehoben, um auf die vor den Grenzen Europas umgekommenen Flüchtlinge aufmerksam zu machen.

Ins Leben gerufen wurde der Protest vom „Zentrum für politische Schönheit“. In einem Ankündigungsvideo behaupteten die Künstler, sie hätten 10 Leichen von Flüchtlingen in Europa exhumiert, um sie mitten in Berlin menschenwürdig zu bestatten. Bei dem am Sonntag, den 21.06.2015 stattgefundenen „Marsch der Entschlossenen“ huben hunderte Demonstranten schließlich symbolische Gräber vor dem Berliner Kanzleramt aus.

Fazit

Insgesamt ist das Braunschweiger Kolonialdenkmal ein gutes Beispiel dafür, wie Geschichte in Form von historischen Artefakten über die Zeit einen Bedeutungswandel erfahren kann. Zur Zeit seiner Aufstellung wurden dessen Hintergründe nicht öffentlichkeitswirksam hinterfragt. Heutzutage hat sich die Sicht auf den Kolonialismus zwar gewandelt, dennoch scheint es schwierig, absolut konsensfähige Ansätze im Umgang mit dem Thema zu finden. Dass dies generell die Auseinandersetzung mit dem Thema fördert, ist sicher erfreulich, ist doch das allgemeine Bewusstsein für den deutschen Kolonialismus in den Köpfen der Bevölkerung kaum vorhanden. Generell gilt es bei den Aktionen und Debatten auch zu unterscheiden zwischen sinnvollen Grundsatzfragen und der kurzweiligen tagespolitischen Instrumentalisierung des Denkmals für gewisse Zwecke.

Zudem existiert offenbar das überwiegende Bedürfnis, das Denkmal an seinem Standort (übrige Abbildungen) zu belassen, wenn es sich hierbei auch nicht um den Originalstandort handelt. Geschichte aus dem Weg zu räumen scheint hierbei keine Option. Stattdessen muss wohl in Zukunft darüber reflektiert werden, ob zum Beispiel die vorhandenen Erläuterungen ausreichen, noch zeitgemäß sind etc.

Die Grundlage dieses Textes ist ein Studienprojekt, das in Kooperation mit Fabian Lampe entstand.

Abb. linke Seite: Das Denkmal, 2017.

Abb. unten: Detail des Denkmals, 2017.

(Fotos von 2017: Uwe Krebs)





Ein Braunschweiger Lied zur Einigung der Niedersachsen

Adrian Schäfer

Das Land Niedersachsen ist nun älter als 70 Jahre und das Braunschweiger Land ist ein wichtiger Teil hiervon. In den letzten 70 Jahren ist aus kleinen und größeren eigenständigen Territorien ein starkes, neues Bundesland entstanden. Hermann Grote hat bereits 1926¹ mit der Dichtung des „Niedersachsenliedes“ eine erste Initiative gestartet, um eine „niedersächsische Identität“ zu etablieren. Grote war Musiklehrer an der Braunschweiger Lessingschule und Dirigent mehrerer Chöre. Er wurde 1885 in Hohegeiß im Oberharz geboren und starb 1971 dort.² (Abb. 1) Auch wenn es keine offizielle Hymne des Bundeslandes ist, wird dieses Lied auch heute mit Inbrunst bei Festen, Feiern und Versammlungen in ganz Niedersachsen gesungen. Aber wovon handelt der Text eigentlich und wer war der besungene Herzog Widukind?

Die erste Strophe umreißt das geografische Gebiet Niedersachsens und betont, dass die Niedersachsen auch in den unruhigen Zeiten standhaft bleiben und ihr Land verteidigen. Hierbei bedient sich Grote der symbolischen „Deutschen Eiche“. Diese zierte spätestens seit der Reichsgründung 1871 nationale Insignien und gilt als Zeichen für Unsterblichkeit und Standhaftigkeit. Gleichzeitig wird in der ersten Strophe betont, dass Niedersachsen ein fester Teil des „deutschen Vaterlands“ ist.

Bei dem besungenem „Herzog Widukind“ handelte es sich um den Sachsenführer in den Sachsenkriegen Karls des Großen.³ Dieser Konflikt und die Bedeutung Widukinds werden in der dritten Strophe noch einmal aufgegriffen.

1. Strophe

Von der Weser bis zur Elbe,
Von dem Harz bis an das Meer
Stehen Niedersachsens Söhne,
Eine feste Burg und Wehr
Fest wie unsre Eichen
halten alle Zeit wir stand,
Wenn Stürme brausen
Übers deutsche Vaterland.
Wir sind die Niedersachsen,
Sturmfest und erdverwachsen,
Heil Herzog Widukinds Stamm!
Wir sind die Niedersachsen,
Sturmfest und erdverwachsen,
Heil Herzog Widukinds Stamm!

2. Strophe

Wo fielen die römischen Schergen?
Wo versank die welsche Brut?
In Niedersachsens Bergen,
An Niedersachsens Wut
Wer warf den römischen Adler
Nieder in den Sand?
Wer hielt die Freiheit hoch
Im deutschen Vaterland?
Das war'n die Niedersachsen,
Sturmfest und erdverwachsen,
Heil Herzog Widukinds Stamm!
Das war'n die Niedersachsen,
Sturmfest und erdverwachsen,
Heil Herzog Widukinds Stamm!





Wo die „römischen Schergen“ fielen, ist bekannt. Im Osnabrücker Land wurden in den letzten Jahrzehnten mehrere Ausgrabungen durchgeführt und immer wieder Indizien für die sogenannte Varusschlacht gefunden.⁴ Bei der „Varusschlacht“ 9 n. Chr. wurden drei römische Legionen unter Leitung des Feldherren Varus vernichtend von den Germanen unter Leitung Arminius’ geschlagen.⁵ Aber was ist die „welsche Brut“? Der Begriff „welsch“ bezeichnet etwas Fremdländisches.⁶ Also kann davon ausgegangen werden, dass mit der „welschen Brut“ auch die Römer gemeint sind. Die zweite Strophe beschreibt also die Schlacht, bei der auf niedersächsischem Gebiet der Vorstoß der römischen Truppen in germanisches Gebiet gestoppt wurde. Das Hermannsdenkmal in Detmold dient als steingewordenes Erinnerungstück für diesen Kampf. Ein Verbund aus mehreren germanischen Stämmen besiegte die römischen Legionen und „warf den römischen Adler in den Sand“. Die Germanen verteidigten ihre Freiheit gegenüber einer möglichen römischen Unterjochung oder Versklavung.

3. Strophe

Auf blühend roter Heide
 Starben einst vieltausend Mann
 Für Niedersachsens Treue
 Traf sie des Franken Bann.
 Viel tausend Brüder fielen
 Durch des Henkers Hand.
 Viel tausend Brüder
 Für ihr Niedersachsenland.
 So war’n die Niedersachsen,
 Sturmfest und erdverwachsen,
 Heil Herzog Widukinds Stamm!
 So war’n die Niedersachsen,
 Sturmfest und erdverwachsen,
 Heil Herzog Widukinds Stamm!

Der Frankenkönig Karl der Große führte von 772 bis 804 Krieg gegen die Sachsen zwecks Vergrößerung seines Reiches. Mit diesem Krieg gingen Massentaufen einher, die von Widukind und den Bauern abgelehnt wurden. Der Aufstand der Bauern wurde von den Franken niedergekämpft. In Folge der Schlachten waren die Felder „blühend rot“ vom Blut der Gefallenen. Es gelang den Sachsen ein fränkisches Heer am Süntelgebirge, zwischen Hameln und Hannover, zu schlagen. Woraufhin Karl der Große zur Strafe 782 in Verden 4.500 Sachsen „durch des Henkers Hand“ hinrichten ließ.⁷

Zwar unterlag Widukind mit seinen Anhängern den Franken und musste sich taufen lassen, aber dennoch stärkte dieser Krieg den Zusammenhalt der Niedersachsen.

4. Strophe

Aus der Väter Blut und Wunden
 Wächst der Söhne Heldenmut.
 Niedersachsen soll’s bekunden:
 Für die Freiheit Gut und Blut.
 Fest wie unsre Eichen
 halten allezeit wir stand,
 Wenn Stürme brausen
 Über’s deutsche Vaterland.
 So sind die Niedersachsen,
 Sturmfest und erdverwachsen,
 Heil Herzog Widukinds Stamm!
 So sind die Niedersachsen,
 Sturmfest und erdverwachsen,
 Heil Herzog Widukinds Stamm!

Die vierte Strophe fasst im Grunde die in den vorangegangenen Teilen des Liedes beschriebenen Kämpfe zusammen. Und stellt eine Kontinuität zwischen der „Varusschlacht“ im Jahr 9 nach Christus und den Sachsenkriegen zwischen 772

und 804 her. Die vorangegangenen Generationen fungieren für den Dichter als Inspiration für die Jüngeren. Es wird auch wieder der Bogen zur ersten Strophe und den unsterblichen sowie standhaften Eichen gespannt. Auch der Verweis aufs Gesamtdeutschland ist wieder gegeben.

Das Niedersachsenlied handelt hauptsächlich von militärischen Konflikten, die mehr oder weniger siegreich gegen auswärtige Agitatoren ausgetragen wurden. Zentrale Gemeinsamkeit dieser Konflikte ist der Zusammenschluss verschiedener Stämme zu einer gemeinsamen Aktion. Hermann Grote stellt also den niedersächsischen Teamgeist und das Zusammenwachsen unterschiedlicher Gruppen in den Mittelpunkt. Das Niedersachsenlied griff also zu seinem Entstehungszeitraum Themen auf, die besonders nach der Gründung des neuen Bundeslandes Niedersachsen 1946 neue Aktualität bekamen. Auch hier mussten zuvor eigenständige Länder zu einem Neuen zusammenwachsen. Mit dem heutigen Blick lässt sich sagen, dass dieser Schritt in den meisten Lebensbereichen gelungen ist. Das Niedersachsenlied hatte mit Sicherheit seinen Anteil daran. Wenn auf einer landesweiten Veranstaltung ein Braunschweiger neben einem Oldenburger steht und beide gemeinsam dieses Lied singen, wer würde dann nicht von einer „niedersächsischen Identität“ reden?

Anmerkungen:

¹ Garzmann, Manfred u. Schuegraf, Wolf-Dieter: *Braunschweiger Stadtlexikon. Ergänzungsband.* – Braunschweig, 1996, S. 56 f.

² Siehe Anm. 1.

³ Wattenbach, Wilhelm: *Widukind*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 42. 1897, S. 364 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118503820.html#adbcontent>, Zugriff 11.06.2017.

⁴ <http://www.kalkriese-varusschlacht.de/forschung/archaeologie/ausgrabungen-in-kalkriese/>, Zugriff 11.06.2017.

⁵ Kinder, Hermann u. Hilgemann, Werner: *dtv-Atlas zur Weltgeschichte. Karten und chronologischer Abriss. Band 1. Von den Anfängen bis zur Französischen Revolution.* dtv. 19. Auflage. – München, 1984, S. 95.

⁶ <http://www.duden.de/rechtschreibung/welsch>, Zugriff 11.06.2017.

⁷ Kinder, Hermann u. Hilgemann, Werner: *dtv-Atlas zur Weltgeschichte. Karten und chronologischer Abriss. Band 1. Von den Anfängen bis zur Französischen Revolution.* dtv. 19. Auflage. – München, 1984, S. 123.



Abbildungen: Hermann Grote – Statue und Gedenkstein beim Heimatmuseum Hohegeiß und Notensatz des Niedersachsenliedes. (Fotos Uwe Krebs)

Friedrich „Fritze“ Kummer – Bäckermeister aus Leidenschaft

Rolf Ahlers



Aus dem Schoß der Erde, gemahlen, gewirkt, zum Laib geformt, im Feuer vollendet, der Arbeit zum Lohne, dem Menschen zum Leben das tägliche Brot.

Es begann mit der Holländer-Windmühle am Südrande des Ortes Denstorf, Ferdinand Kummer (1834-1900) aus Hoheneggelsen ließ sie 1861 erbauen und siedelte sich hier an. Das Schroten des Getreides für Futterzwecke und das Vermahlen zu Mehl für Backzwecke stellte ihn auf Dauer nicht zufrieden. Als Müller und Bäckermeister lag es nahe, dass er den Mühlenbetrieb dann 1865 um eine Bäckerei erweiterte. Als der Vater verstorben war, übernahm Sohn Richard Kummer (1876-1942) den Betrieb. Als Mühlengeselle und Bäcker-

meister (Meisterprüfung 1900) ließ er bereits 1901 ein neues Bäckereigebäude mit zwei Backöfen errichten. Das Backen eines schmackhaften Brotes in gleichmäßig guter Qualität stand weiterhin eindeutig im Vordergrund. Brötchen, Kuchen und weitere Backwaren gab es auch, insbesondere „auf Bestellung“. Aber was nützt die Herstellung großer Mengen, wenn nicht der Absatz gesichert ist? Denstorf war damals ein Ort, in dem etwa 550 Personen wohnten. Im nicht weit entfernten Klein Gleidingen wohnten etwa 140 Personen. Das war als Absatzgebiet deutlich zu klein. Richard Kummer schaffte sich in Braunschweig weitere Absatzgebiete, vor allem in dicht besiedelten, bevölkerungsreichen Straßen. Zur Beförderung seiner Waren ließ er fünf pferdegezogene

Kutschwagen „Brotwagen“ bauen. Wovon vier für den werktäglichen Einsatz erforderlich waren, der fünfte Wagen kam bei Ausfall eines Wagens (Reparatur) zum Einsatz, um den Absatz und die Versorgung sicherzustellen. Nach den Notzeiten des Ersten Weltkrieges und der Inflation ging es gut weiter und den Betrieb setzte Bäckermeister Friedrich Kummer (1908-1982), Meisterprüfung 1934, zielstrebig fort. Leider, der Zweite Weltkrieg führte zur Betriebsunterbrechung von 1942 bis 1945, nach Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft ging es aber weiter. Zunächst herrschte wieder eine Notzeit. Angepasst an den Fortschritt wurde einer der Backöfen sogar zweimal durch einen modernen Dampfbackofen ersetzt. Auch ersetzten und erweiterten modernere Maschinen den 1901 angeschafften Maschinenpark.

Bäckermeister Friedrich „Fritze“ Kummer (*1949), Meisterprüfung 1972, führte den Betrieb in vierter Generation von 1982 bis 2015. Anfangs tätigte seine Mutter Ursula (*1922) den Verkauf weiterhin allein. Als verlässlicher Arbeitgeber und belohnt durch die Treue der Stammkundschaft (ich kenne sie alle), war „Fritze“ bestens bekannt, auch mit seiner ruhigen und bescheidenen Wesensart.

In guter handwerklicher Tradition bestand das Brot bis zuletzt aus den vier Zutaten: Mehl, Wasser, Salz und Sauerteig. Wobei die fortlaufende Sauerteigführung besonderer Beobachtung unterliegen muss, um Qualitäts-Brotlaibe herzustellen. Der „Vollblut-Bäcker“ in ihm ist zu spüren, wenn er darüber spricht. „Ich backe mit Sauerteig, den muss man zweimal bewegen – dass muss in einem sitzen“ und zeigt dabei auf sein Herz. Das Angebot unterschiedlicher Brotsorten gab es allerdings nicht jeden Tag gleich. Manches gab es montags, mittwochs und freitags, anderes gab es dienstags, donnerstags und sonnabends, und eine Sorte nur freitags. Ähnlich war es mit den Brötchen, eine Sorte gab es alle Tage, andere Sorten an bestimmten Tagen. Kuchen und Konditoreiwaren: Mal gab es das, mal jenes – aber eine Auswahl gab es immer. Und dann die Bestellungen, vor allem an Sonnabenden waren sie vorherrschend.

Aber dem Verkauf ging naturgemäß die Herstellung voraus. Morgens 2.30 Uhr begann der Arbeitstag und dauerte auch bis in die späten Nachmittagsstunden. Immer und immer wieder mit der Abfolge: Zutaten abwiegen, Teig anmengen, formen, „gehen lassen“, abbacken, nachbereiten. Und das Jahrzehnte lang. „Eigentlich hatte ich nur Sonntagsnachmittags frei“, meinte „Fritze“, aber so ganz stimmig war das nicht. Denn als Sänger im Denstorfer Chor war er bekannt, wie auch als Besucher sonnabendlicher Tanzveranstaltungen und anderer Anlässe mehr. Auch als Vorstandsmitglied der „Landbäckervereinigung“ stand er in Verantwortung. Zur Betriebsschließung – ein Nachfolger war nicht zu finden – kam es durch den Trend zu Supermärkten „da bekommen die Leute doch alles“ und „Fritze“ erkennt an: „Die Zeit kann man nicht aufhalten.“



Abb. 1 oben: Blick im Jahr 1950 vom Denstorfer Kirchturm nach Süden. Die Holländer-Windmühle, 1942 war ein Flügelpaar bei Sturm zerbrochen, damit endete der Mühlenbetrieb, Abbruch der Mühle 1961. Das vorgelagerte große Gebäude ist die Bäckerei, rechts davon das Wohnhaus mit Laden.

Abb. 2 linke Seite: Ein „Brotwagen“ blieb erhalten und wurde restauriert, hier bei einem Festumzug.

Abb. 3 unten: Blick von der Straße „Mölderweg“: Links das Wohnhaus mit Laden, rechts die Bäckerei mit dem großen Schornstein.





Abb. 4 oben: Die Brötchen – hier: „Kaisersemmeln“ – bekommen einen „Wasserstrich“, damit sie beim Backen „Glanz“ bekommen.

Abb. 5 unten links: Friedrich „Fritze“ Kummer – Bäckermeister aus Leidenschaft; eine gewisse Originalität in Verbindung mit einigem „Mutterwitz“ erfreute immer wieder.

Abb. 6 unten rechts: Der restaurierte „Brotwagen“, mit der seitlichen Aufschrift: Mühle u. Bäckerei F. Kummer Inh. Richard Kummer Denstorf, Fernruf Vechelde 287

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 2 und 6:

Archiv Kummer.

Abb. 3: Elke Meike.

Abb. 4: Robert Kagelmann.

Abb. 5: Hans-Joachim

Boensch.

„Fritze“ Kummers Rezept für weihnachtliche Gewürzplätzchen

Zutaten: 500 Gramm Weizenmehl, 300 Gramm Butter, 150 Gramm Zucker, etwas Zitronensaft und Vanille, sowie Zimt, Kardamom und Sternanis nach Geschmack, 1 Ei bei Bedarf.

Zubereitung: Zucker und Butter mit den Gewürzen, Zitronensaft und Vanille vermischen und zu einer schaumigen Masse mixen oder kneten. Dann Mehl dazugeben und zum festen Teig kneten (nicht zu lange, weil der Teig sonst dunkel wird.) Gibt man das Ei dazu, wird er geschmeidiger. Die Teigmasse einen Tag kühl und trocken lagern, damit die Gewürze durchziehen. Anschließend in gewünschter Dicke (z. B. 3 Millimeter) ausrollen und mit Formen (Sterne, Herzen, Tannenbäume) ausstechen. Im Backofen bei etwa 225 Grad backen bis zur gewünschten „Bräune“ – etwa 5 bis 10 Minuten.



50.

Volks- und Schützenfest in Bortfeld vom 22. bis 25. Juni 2017

Bodo Fricke



Im Jahre 1968 fand in Bortfeld das erste Volks- und Schützenfest als großes Festereignis und quasi als Folgeveranstaltung für das traditionelle Bortfelder Fahnenjagen statt. Das auf Pferden ausgetragene Fahnenjagen hatte sich aufgrund fehlender Pferde im Zuge der fortschreitenden Technisierung in der Landwirtschaft überholt und lief als Großereignis im Jahre 1967 aus.

Anfangs wurden die Schießwettbewerbe zur Ermittlung der Schützenköniginnen und Schützenkönige in der Schweineweide auf dem Schießstand der Kyffhäuser-Kameradschaft ausgetragen. Dazu musste sich die gesamte Festgemeinde auf einen „langen“ Weg durch die Bortfelder Feldmark begeben. Mit dem Neubau einer Schießanlage auf dem örtlichen Sportplatz veränderte sich die Situation dahingehend, dass nunmehr die Schießwettbewerbe innerhalb des Ortes in einem geschlossenen Gebäude der Turnerbrüderschaft Bortfeld ausgetragen werden konnten. Die Mitglieder der Schützenabteilung stellen diese Räumlichkeiten zur Verfügung und sorgen alljährlich in professioneller Form dafür, dass die Schießwettbewerbe reibungslos ablaufen.

Im Verlauf der Zeit gewann das Fest immer mehr an Popularität und Zuspruch, sodass die Feierlichkeiten aus Platzmangel nicht mehr auf dem Saal der Gaststätte „Zum Wilden Keiler“ ausgetragen werden konnten und nach Alternativen gesucht werden musste. Eine sinnvolle Alternative bot der Sportplatz am Ortsausgang nach Wendeburg. (Abb. 1) Auf dieser Fläche finden nunmehr neben einer großen Zeltanlage auch noch eine Reihe von Fahrgeschäften, Spaßbuden und eine „Futtermeile“ ausreichend Platz. Damit konnten alle Programmpunkte an diesem Ort an- und ausgerichtet werden.



Abb. 1 oben: Werbetafel am Ortseingang.

Abb. 2 unten: Interessiert wird der Vortrag verfolgt.



Wie dem Programm zu entnehmen ist, bot jeder der 4 Festtage zum Teil gleich mehrere Höhepunkte. Im Vorfeld zum Programmpunkt „Die Geschichte zum Fest und Dorf in Bildern“ (Abb. 2) erfolgte ein Aufruf an die Bevölkerung, doch in den Familienalben nach historischen Fotos zu suchen und diese für die Präsentation zur Verfügung zu stellen. Der Zuspruch war überwältigend und nach Informationen der Initiatoren Roland Scholz (Vorsitzender) und Lutz Vollrath (Koordinator) derart groß, dass zum Schluss über 12.000 Aufnahmen zur Verfügung standen. Aus diesem Angebot wählten – nach Jahren strukturiert – die Mitglieder der Volksfestgemeinschaft repräsentative Aufnahmen heraus und belegten damit Aushänge, die anschließend auf dem Festzelt präsentiert wurden. Ergänzt wurde diese Präsentation durch historische Aufnahmen des Ortsheimatpflegers Bodo Fricke sowie durch Filmaufnahmen von früheren Volksfestveranstaltungen. Diese Veranstaltung mit heftigem Gewitter sowie einem anschließenden Höhenfeuerwerk verfolgten rund 500 Besucher/innen.

Neben den zahlreichen Musikveranstaltungen, Sportwettbewerben waren auch in diesem Jahr wieder das traditionelle Sonntagsfrühstück und der anschließende Festumzug weitere Highlights des Festes. An dem stimmungsvollen Frühstück, das auch intensiv für humorvolle Einlagen genutzt wird, nahmen nach Angaben der Veranstalter über 1.200 Personen teil. Damit waren alle Plätze belegt. (Abb. 3 und 4)

Der anschließende Umzug mit über 30 Festwagen und Gruppen durch das Dorf fand ebenfalls große Zustimmung, was die zahlreichen Zuschauer an Straßenzügen durch Beifall honorierten. Mit einer anschließenden Zugparty und wunderbaren Eindrücken endete der Sonntag und damit auch das diesjährige 50. Volks- und Schützenfest in Bortfeld.

Programm-Übersicht

Donnerstag:

Geschichte von Fest und Dorf in Bildern Vortrag mit Bildern und Filmen 1967 bis 2017, Ausstellung, Höhenfeuerwerk.

Freitag:

Familien- und Seniorennachmittag, Kinderdisco, Festgottesdienst. Sweety Glitter & The Sweethearts.

Sonntag:

Frühstück der Majestäten 2016 am Bauernhausmuseum. Schießen auf die Königsscheiben. 1. Bortfelder Sommerbiathlon als Teamwettbewerb. Unterhaltung für „Kind + Kegel“. Gewinnausgabe Lichtpunktschießen und Preisschießen. Proklamation der Majestäten 2017, Annageln der Königsscheiben. Festball mit der Partyband Let's Dance.

Sonntag:

Königsfrühstück, begleitet von den „Bayern-Stürmern“. Festumzug, Empfang des Festumzuges auf dem Festplatz. Luftballonwettbewerb. Zugparty mit DJ Lothar.



Abb. 3 oben: Die Majestäten 2017.

Abb. 4 unten: Blick in das Festzelt.

Abbildungsnachweis: Autor.

Eigene Veranstaltungen und vom Braunschweigischen Landesverein mitbeworbene Veranstaltungen von Januar bis August 2017.

31.01.2017: Moskau gestern und heute - Wandel der russischen Gesellschaft von Boris Jelzin zu Wladimir Putin, Vortrag mit Lichtbildern von Sigbert Goebel im Dorfgemeinschaftshaus Broitzem.

16.02.2017: Bau der Reichsautobahn bei Wendeburg in den 1930er Jahren, Lichtbildervortrag von Gemeindeheimatpfleger Rolf Ahlers, Wendeburg. Braunschweigisches Landesmuseum. (Abb. 1)

11.03.2017: Menschen für Natur und Landschaft begeistern! – Aber wie? Der Niedersächsische Heimatbund e.V. (NHB) lud gemeinsam mit dem Förderkreis Umwelt- und Naturschutz Hondelage e.V. (FUN) zum Tag des Heimatwissens in das NaturErlebnisZentrum des FUN nach Hondelage ein. Die Tagung fand unter Beteiligung des Braunschweigischen Landesvereins statt. Info: Klaus Hermann.

25.03.2017: Zuckerberg und Salztal – ein Architekturspaziergang über die Charlottenhöhe, Veranstaltung der Braunschweigischen Landschaft e.V., AG Natur und Umwelt. Info: Klaus Hermann.

30.03.2017: Das Jubiläumsjahr der Reformation – Veranstaltungen des Braunschweigischen Landesmuseums, Vortrag von Frau Dr. Heike Pöppelmann; anschließend: Jahreshauptversammlung. Braunschweigisches Landesmuseum. Info: Dieter Heitefuß.

04.04.2017: Auf englischen Wegen zur Baumschule. Das Lechelnholz: Fürstenpark und Försteracker, Veranstaltung der Braunschweigischen Landschaft e.V., AG Natur und Umwelt. Info: Klaus Hermann.

29.04.2017: Ganztägige Exkursion in das Werratal, Stadtbesichtigung Witzenhausen, Besichtigung des Stockmachermuseum, Rundgang durch Lindewerra, Erinnerungsstätte „Werrabrücke, Grenze 1945-1989“, Treffurt Burg Normannstein, Blick vom Bergfried in das Werratal, Ausstellung „Thüringer

Burgen im Werratal“. Leitung: Dieter Heitefuß. (Abb. 2 u. 3)

29.04.2017: Vom Augusttor zum Schloss Richmond, Veranstaltung der Braunschweigischen Landschaft e.V., AG Natur und Umwelt. Info: Klaus Hermann.

03.05.2017: Orte der Einkehr zwischen Herzogtor und Augusttor: Café Turc – Sternhaus – Thieder Lindenberg – Kurhaus Richmond – Hänsens Garten, Veranstaltung der Braunschweigischen Landschaft e.V., AG Natur und Umwelt. Info: Klaus Hermann.

01.06.2017: Wer ower die Brügge geiht, mot swören – oder: Die Geschichte der Gärtner vor dem Herzogtor, Veranstaltung der Braunschweigischen Landschaft e.V., AG Natur und Umwelt. Info: Klaus Hermann.

10.06.2017, 20.00 Uhr: Großes Reformationskonzert des Orchesters des Nordharzer Städtebundtheaters Halberstadt vor der Dorfkirche in Mascherode, Leitung: Musikdirektor Johannes Rieger; Info: Henning Habekost.

14.06.2017: Auf den Spuren eines verschwundenen Schlosses – Antoinettenruhe, Veranstaltung der Braunschweigischen Landschaft e.V., AG Natur und Umwelt. Info: Klaus Hermann.

24.06.2017: Führung im Lehrpfad der Landwirtschaft in Mascherode, Referenten: Die örtlichen Bauern und das Landvolk Braunschweiger Land, Info: Henning Habekost.

04.08.2017: Führung durch die Ausstellung „500 Jahre Reformation“ im Braunschweigischen Landesmuseum, Info: Dieter Heitefuß. (Abb. 4)

Abb. 1: Denkmal in Röhre bei Peine. Foto: Rolf Ahlers.

Abb. 2: An der Werrabrücke bei Lindewerra. Foto: Dieter Heitefuß.

Abb. 3: An der Burg Normannstein. Foto: Dieter Heitefuß.

Abb. 4: Führungsteilnehmer vor dem Braunschweigischen Landesmuseum. Foto: BLM.



(1)



(2)



(3)



(4)

Das Gärtnermuseum Wolfenbüttel

Andreas Meißler

Historische Einführung

Grund für die Entwicklung der Gärtnereien und des Berufsstandes der Gärtner in Wolfenbüttel waren einerseits die fruchtbaren Böden, andererseits die politische, gesellschaftliche und soziale Lage. Der politische Anstoß war in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Rückverlegung des fürstlichen Hofes mit den herzoglichen Beamten nach Braunschweig. Die Hofbeamten samt ihrer Familien zogen um. Die Einwohnerzahl Wolfenbüttels halbiert sich.

Für die Gärtner ergab sich hingegen eine entscheidende Verbesserung und sie nutzten diese Gelegenheit. Das größte Betätigungsfeld lag vor dem Herzogtore, und zwar östlich der Oker, entlang des Alten und des Neuen Weges. Hier befindet sich heute auf dem Grundstück „Neuer Weg 33“ das Gärtnermuseum.

Da sich der Wandel von gärtnerisch genutztem Land zum Bauland in Wolfenbüttel immer schneller vollzieht und darüber hinaus von dem im Jahr 1958 noch 131 ansässigen Gemüseanbaubetrieben nur noch vier vorhanden sind, wurde 2001 der Verein Gärtnermuseum gegründet. Sein Ziel: Die Spuren und Geschichte der Gemüsegärtner zu erhalten. 2007 konnte der Verein den Streckhof „Neuer Weg 33“ erwerben. Von 2010 bis 2013 wurden in drei Bauabschnitten die ma-

roden Gebäudeteile, also Wohnhaus, Remise und Stall, in Abstimmung mit der Denkmalpflege behutsam saniert. Diese Sanierung wurde 2014 mit dem Niedersächsischen Denkmalpreis der Stiftung Nord/LB/Öffentliche ausgezeichnet. Zum Erntedankfest 2014 konnte die feierliche Eröffnung gefeiert werden. (Abb. 1-4)

Museumsinhalte

Für die Wohn- und Funktionsräume sowie Remise, Stall und Dachboden wird zurzeit ein Museumskonzept erarbeitet. Eine Dauerausstellung soll gezeigt werden. Das Außengelände vermittelt einen Ausschnitt zum Gemüseanbau und den Nutzgärten der Wolfenbütteler Gärtner.

Besuchergruppen

Das Gärtnermuseum besuchen Wolfenbütteler Bürgerinnen und Bürger, Familien mit Kindern, Schülerinnen und Schüler sowie regionale Gruppen, Verbände und Interessenvertretungen.

Das kulturelle Angebot

Das Gärtnermuseum Wolfenbüttel vermittelt kulturelle Angebote, welche durch besondere Alleinstellungsmerkmale gekennzeichnet sind. Hierzu gehören vor allem die Projek-



te und Veranstaltungen des ganzjährigen Programms. Auf den Grundlagen von innovativen und kreativen Ideen, deren Formen und Durchführungen sowie unter aktiver Einbindung von Mitgliedern, Freunden und Förderern des Gärtnermuseums entstehen mithin offene Angebote ohne Zugangsbeschränkungen und vollständigen Partizipationsmöglichkeiten für die Adressaten. Die kontinuierliche und langjährige Entwicklung von Ideen und deren Umsetzung, immer entstanden aus der „Mitte der Bürgerinnen und Bürger“ mit ihrem ehrenamtlichen Engagement, ist der entscheidende Faktor für die Kulturvermittlung in diesem Bereich. Aus den vielfältigen und abwechslungsreichen kulturellen Angeboten seien beispielhaft genannt:

- Einladung externer Referenten zu öffentlichen Vorträgen
- (Ferien-)Aktionen für Schulkinder
- Besuchergruppen (Führungen, Fachgespräche)
- Präsentation und Beteiligung im Rahmen
Wolfenbütteler Kulturangebote
- Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen
- Vorstellung historisch wertvoller Kulturgüter

Vermittlung

Das Gärtnermuseum Wolfenbüttel vermittelt die kulturellen Inhalte der Projekte und Veranstaltungen zielgruppengerecht in vielfältiger und leicht zugänglicher Art und Weise. Im Hinblick auf die einmaligen Kombinationsmöglichkeiten von Exponaten, multimedialen Aspekten und historischen Elementen des ehemaligen Streckhofes werden so unmittelbar erlebbare und lebendige Inhalte aus über dreihundert Jahren Gärtnergeschichte authentisch geschaffen.

Besonderer Wert im Rahmen der Vermittlung wird dabei auf die generationenübergreifenden Aspekte gelegt. So tragen im historischen Kontext bedeutende gesellschaftliche und wirtschaftliche Ereignisse, aber auch aktuelle Fragen wie Nachhaltigkeit und Ökologie entscheidend dazu bei, welche Angebote zur Verfügung gestellt werden sollen.

Qualität des Angebotes

Die besondere Qualität des Angebotes besteht in der ausgewogenen Präsentation. Adressaten werden mit einer offen, übersichtlichen, freundlichen und farbenfrohen Eingangssituation empfangen. Geschmückte und liebevoll dekorierte Orte laden zum Verweilen ein. Sie schaffen eine persönliche und vertraute Atmosphäre, die einen leichten Zugang für Kommunikation und Gespräche der entsprechenden Themen ermöglicht.

Das historische Ambiente bildet darüber hinaus dank der detailgetreuen Restaurierung den „Rahmen der Ästhetik“. Beispielhaft sei hierzu die Farbgebung in den Räumen genannt, welche sich an dem 19. Jahrhundert orientiert oder das Anlegen verschiedener Gartenformen.

Kontakt und Informationen: www.gaertnermuseum.de

Literatur:

Sippel-Boland, Marion: ... uns gesambten Gärtnern vor hiesiger Stadt ...
– Geschichte(n) eines Wolfenbütteler Berufsstandes. – Wolfenbüttel, 1997.



Abb. 1 linke Seite: Außenansicht des Gärtnermuseums.

Abb. 2 oben: Der Federwagen ist mit Erntegaben geschmückt.

Abb. 3 mitte: Die historische Küche mit Herd zeigt das einstige Alltagsleben.

Abb. 4 unten: Historische Waagen auf dem Dachboden.

Abbildungsnachweis: Fotos von Andreas Meißler (Abb. 1) und Thorsten Raedlein (Abb. 2 bis 4).

Der Kuckuck

Dr. Reinhard Ziegler



Jeder kennt diesen Frühlingsboten, aber nur wenige haben ihn gesehen oder ihn nicht erkannt, wenn er falkengleich vorüberfliegt. Markant ist der Ruf des Männchens, der laut-malerisch namensgebend war nicht nur in der deutschen Sprache, auch sein wissenschaftlicher Name lautet *Cuculus canorus*. Ab Mitte April bis Anfang Mai kehrt der Kuckuck als Langstreckenzieher aus seinem Winterquartier südlich des Äquators in unsere Breiten zurück. Das Männchen trifft etwa eine Woche vor dem Weibchen im Revier ein. Eine längere Paarbindung findet nicht statt. Das Weibchen verteilt als Brutparasit die Eier dann einzeln jeden zweiten Tag jeweils sekundenschnell auf verschiedene Nester z. B. die des Teichrohrsängers, um sie von diesem dann ausbrüten und aufziehen zu lassen. Das sperberartige Aussehen hilft als Mimikry dabei, die Wirtseltern zur Eiablage von deren Nest zu vertreiben. Nach dem Schlüpfen wirft der Jungvogel mit Hilfe einer Kuhle auf seinem Rücken dann Eier oder bereits geschlüpfte Jungvögel aus dem Nest seiner Wirtseltern. Diese kümmern sich dann sofort nur noch um ihr Kuckuckskind. Der Kuckuck ernährt sich hauptsächlich von Insekten und Raupen, wobei er als Besonderheit auch behaarte Raupen

vertilgt, die von den anderen Vögeln meistens gemieden werden. Im Volksglauben war der Vogel weit verankert. So viele Rufe er rief so viele Jahre waren noch bis zur Hochzeit oder waren noch Lebensjahre vergönnt. Wer beim ersten Kuckucksruf Geld dabei hatte, der hatte das ganz Jahr Geld. Als der Vogelzug noch nicht bekannt war, herrschte auch der Glaube vor, dass der Kuckuck zum Herbst sich in einen Greifvogel z. B. Sperber verwandelt. Der Bestand des Kuckucks ist in Europa und somit auch hier in unserer Heimat deutlich rückläufig. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Die Anzahl der Wirtsvögel ist erheblich geschrumpft infolge von Nahrungsmangel und Umgestaltung der Landschaft. Infolge des Klimawandels beginnen die Wirtsvögel früher mit ihrem Brutgeschäft, sodass der Kuckuck zu spät kommt. Auch als Langstreckenflieger ist er vielerlei Gefahren ausgesetzt wie z. B. den Hunderte von Kilometern langen Vogelnetzen an der nordafrikanischen Mittelmeerküste. Weiterhin werden inzwischen auch in seinen Überwinterungsgebieten vermehrt Insektizide eingesetzt. Es bleibt zu hoffen, dass der Frühlingsbote uns auch im Braunschweiger Land weiterhin jedes Jahr begrüßt.

Abbildungsnachweis: Autor.

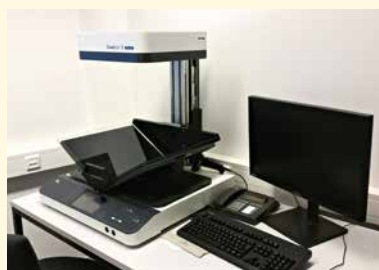




Braunschweigische Heimat



103. Jahrgang, Ausgabe 3/2017



Aus dem Inhalt:

Die St. Annen-Kirche in Oelber am weißen Wege,
eine frühe nachreformatorische Pfarrkirche

Der Park des Rittergutes Beienrode (Königslutter)

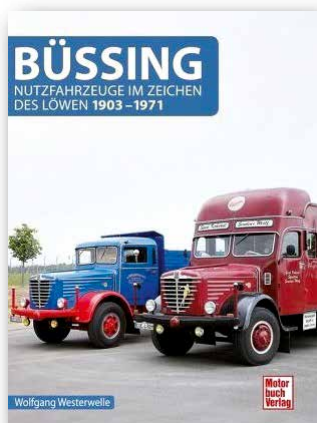
Die Universitätsbibliothek Braunschweig
digitalisiert die Braunschweigische Heimat



Kurze Geschichte der Hansestadt Braunschweig

Zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert war Braunschweig eine der führenden Städte in der Hanse. Auf Initiative der Braunschweig Stadtmarketing GmbH ist nun ein neues Buch über die Geschichte der Hansestadt Braunschweig erschienen. Der Autor Dr. Henning Steinführer stellt darin die wichtigsten Ereignisse und Orte Braunschweigs während der Hansezeit vor, ergänzt um neue Ergebnisse der geschichtlichen Forschung.

Kurze Geschichte der Hansestadt Braunschweig von Henning Steinführer, Herausgeber: Braunschweig Stadtmarketing GmbH – Braunschweig, 2017 Broschüre, 16,5 x 24 cm, 72 Seiten, zahlreiche Abbildungen, ISBN 978-3-944939-31-5, 8,00 Euro, Appelhans Verlag



Büssing Nutzfahrzeuge im Zeichen des Löwen 1903-1971

Lastwagen und Omnibusse von BÜSSING hatten jahrzehntelang beste und fortschrittlichste Techniken für Nutzfahrzeuge in Deutschland. Dargestellt sind in dem Buch alle wichtigen Modelle mit ihren technischen Besonderheiten, detailliert in Wort und Bild, vom ersten Lastwagen des Jahres 1903 bis zum letzten „Burglöwen“ des Jahres 1971. Seit der Übernahme durch MAN zu Anfang der 1970er-Jahre erinnert der Büssing-Löwe an den MAN-Fahrzeugen weiterhin an die gute Tradition.

Westerwelle, Wolfgang: Büssing Nutzfahrzeuge im Zeichen des Löwen 1903-1971. – Stuttgart, 2016. Darin: Ahlers, Rolf: Mit Omnibussen begann der Erfolg, S. 17-23. Hardcover, 24 x 31 cm, 240 Seiten, 188 Farb- und 430 S/W-Abb., ISBN 978-3-613-03918-6, 29,90 Euro

3 Die St. Annen-Kirche in Oelber am weißen Wege, Kreis Wolfenbüttel
Falko Rost

12 En U-Boot mitten in den Dorpe
Rolf Ahlers

13 Braunschweigische Pioniere – und die Erfindung „einer neuen Art Papier von Holtz Materie“ durch Johann Georg von Langen
Joachim Lehrmann

21 Vom Pfarrhaus ins Rathaus – Magistratsdirektor Wilhelm Bode
Gerd Biegel

22 Braunschweigische Heimat Digital
Carsten Elsner

24 Zweckverband/Regionalverband „Großraum Braunschweig“
Rolf Ahlers

26 Der Braunschweiger Chemiker Friedrich Ludwig Knapp
Gerd Biegel

28 Park des Rittergutes Beienrode (Königslutter)
Klaus Hermann

31 Der Mathematiker Richard Dedekind
Gerd Biegel

32 Libellen – Räuber der Lüfte mit schillernden Flügeln
Horst Günter Meier

Abbildungen Titelseite:

Abb. oben:

Wilhelm Bode (Seite 21).

Abb. mitte:

Rittergut Beienrode links unten im Vordergrund, rechts anschließend die Parkanlage. Ansicht von Westen. Luftbild von Dieter Heitefuß. (Seite 28).

Abb. unten links:

Innenansicht der Kirche Oelber. (Seite 3).

Abb. unten rechts:

Digitalisierungsplatz in der Universitätsbibliothek der TU Braunschweig. (Seite 22).

Impressum:

Braunschweigischer Landesverein
Geschichte-Heimat-Natur e.V.
– Herausgeber –
www.bs-heimat.de

Unser Mitgliedsbeitrag beträgt
25,00 Euro pro Kalenderjahr,
Beitragshöhe für Schüler/innen
und Student/innen auf Anfrage.

Unser Konto: IBAN:
DE19 2505 0000 0000 1116 90
BIC: NOLADE2HXXX

Namentlich gekennzeichnete
Beiträge verantworten die
Urheber/innen, nicht der
Verein oder die Redaktion.

Die Braunschweigische Heimat
erscheint auch in: „Digitale
Bibliothek Braunschweig“ –
Ein Dienst der Universitätsbi-
bliothek der TU Braunschweig.

Vorsitzender: Dieter Heitefuß,
Buchfinkweg 10,
38122 Braunschweig,
vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion: Rolf Ahlers,
Wendzeller Ring 10,
38176 Wendeburg,
heimat@bs-heimat.de

Gestaltung: Uwe Krebs
www.verlag-uwe-krebs.de

Braunschweigische Heimat
ISSN 2198-0225



Die St. Annen-Kirche in Oelber am weißen Wege, Kreis Wolfenbüttel, eine frühe nachreformatorische Pfarrkirche im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel

Diese Untersuchung befasst sich hauptsächlich mit der Baugeschichte der 1592-1594 errichteten Renaissancekirche in Oelber am weißen Wege. Es handelt sich hierbei um eine der ersten Kirchenneubauten in der Reformationszeit, soweit erkennbar um die einzige im Raumkörper erhaltene. Im Gedenken an die Reformation vor 500 Jahren im Jahr 2017 ist nicht nur die ev.-luth. Kirchengemeinde Oelber an der aktuellen Bauforschung ihrer Kirche interessiert.

Ein Vortrag und die Veröffentlichung durch Armgard von Reden-Dohna von 2014, im Vorfeld des Gedenkjahres, schilderte die konfliktreiche politische und konfessionelle Situation im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel des 16. Jahrhunderts (Jh.). Anschaulich wurden darin die Konflikte im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel des 16. Jh. beschrieben, die sich in den zwei örtlichen Adelsfamilien von Cramm und von Bortfeld fortsetzten. Unterschiedliche Standpunkte traten nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb der Familien auf. (von Reden-Dohna) Die kirchliche Situation war dadurch auf einen Tiefstand gefallen, kirchliche Gebäude waren zuletzt nicht mehr vorhanden, die Gemeinde war nach Baddeckenstedt eingepfarrt. Da obiger Vortrag mit dem Jahr des Kirchenbaues endet, ist die vorliegende Untersuchung und Baubeschreibung als dessen Fortsetzung unter Verwendung anderer Quellen¹ aufzufassen. (Abb. 1)

In wenigen Worten umrissen, war Oelber ein Junkerdorf mit Burg, Rittergut und adligem Untergericht, das seit 1523 zum Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel gehörte. Die aus je zwei Linien bestehenden Familien von Cramm und von

Bortfeld besaßen je zur Hälfte als herzogliches (hzgl.) Lehen Burg und Rittergut, sowie den gesamten Grundbesitz der kleinen Kothöfe und Brinksitzer. (GOV) Im Mittelalter hatte es wohl eine Pfarrkirche St. Anna gegeben, von der 1542 eine Kapelle gleichen Namens verblieben war. (GOV; von Reden-Dohna) Ein Mietpfarrer versah dort den Gottesdienst (Simm). Nach der Reformation 1568 wurden in der Kapelle auf Kosten des nicht auf Seiten der Reformation stehenden Burchard „des Älteren“ (d. Ä.) von Cramm gelegentliche Gottesdienste gehalten. Bei der örtlichen Machtfülle der Burchinhaber wird ohne Beleg vermutet, dass ihnen „wohl stets“ das Patronat über die kirchlichen Einrichtungen oblag. Beide Familien bemühten sich jedoch bei drohendem Verfall der Kapelle Ende des 16. Jh. um einen als Pfarrkirche unter ihrem Patronat geplanten Neubau. Dazu gab es wohl um 1580 einen Vertrag zwischen den von Cramm und den von Bortfeld, dass auf beider Kosten eine Kirche gebaut werden sollte. Luleff und Claus von Bortfeld bestimmten einen Geldbetrag zu deren Unterhalt. Der Vergleich der Familien von Cramm und von Bortfeld von 1585 (Ewig) besagte, dass die erste Linie von Bortfeld zum Bau ein früher der Kapelle vermachtes Kapital und Material, die zweite Linie eine gewisse Geldsumme beitragen sollte. Dafür könnten die von Bortfeld für sich und ihre Nachkommen die Kirche „mit benutzen“. (Simm) Die zunächst die Initiative ergreifenden von Bortfeld ließen die Kapelle abreißen und begannen einen nicht vollendeten Neubau in ihrem Garten. (BuK; Simm) Die Familie von Cramm übernahm erst die Initiative zum Kirchenbau,

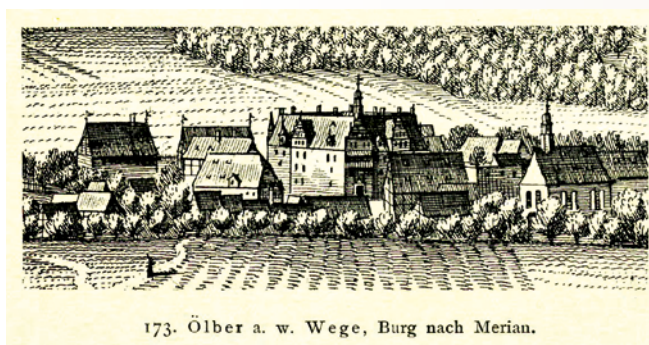


Abb. 1 oben: Kirche Oelber, Ansicht Südost, 2011. Foto: LKA, Ref. 41.

Abb. 2 unten links: Oelber a. w. Wege, Burg nach Merian, aus BuK, Bd. 3.

Abb. 3 unten rechts: Kirche Hämelschenburg, Ansicht Südost 2016, Foto Wolfgang Ewig.



nachdem die der Reformation zugetanen einflussreichen Vettern Burchards d. Ä., Burchard der Jüngere (d. J.) und Franz von Cramm 1587 das Erbe des Ersteren übernommen hatten. Der tatkräftige Burchard d. J. von Cramm, Statthalter von Marburg, ließ, nachdem er die Wasserburg Oelber um 1588 zum Renaissanceschloss umgestaltet hatte, 1592- 1594 nach fürstlichem Konsens und hauptsächlich mit eigenem Geld südlich des Schlosses die Kirche erbauen. Schon 1592 war bei ihr ein eigener Kirchhof vorhanden.

Patrozinium, Patronat, Kirchen- und Pfarrstiftung

Das Patrozinium St. Anna der mittelalterlichen Pfarrkirche und der Kapelle ist in Oelber bis in die Neuzeit lebendig geblieben, obwohl es erst seit 1990 wieder offiziell verwendet worden ist. (BuK; Simm; Varia 59/1; Chronik 1992) 1722 vermachte der Freiherr G. L. von Coppenstein der Kirche Oelber 100 Reichstaler (rtl.) mit der Auflage, dass von den Zinsen jährlich am St. Annen-Tage (26.7.) Brot gebacken und an die Oelberschen Armen verteilt werden solle. (OA Oelber 19) Das galt bis ins 19. Jh. In den Inventarisierungen des 19. Jh. der Kirchenrechnungen (R5-R8) wurde unter den Kirchengütern stets das St. Annen-Bleek (= Wiese, Bleiche, auch Grabeland) vor Klein Elbe aufgeführt. Das Patronatsrecht stand beiden Familien offenbar erst 1612 zu, nachdem die Pfarrstiftung mit dem Bau des Pfarrhauses, der Dotierung mit 52 Morgen Land und Bestellung des Pfarrers mit Einwilligung des Konsistoriums vollendet war. (Simm; Varia 59/1) Dabei ergibt sich die Frage, ob die Adelsfamilien je im Besitz eines älteren Patronats waren, oder ob dieses bei Verlust der mittelalterlichen Kirche erledigt worden war. Beide Familien, nach Aussterben der von Bortfeld 1685, allein bis zum heutigen Tage die von Cramm, konnten seither dem Konsistorium die Pfarrer präsentieren. Pfarrer waren aber schon seit 1593 vorhanden, eine eigene Pfarrstelle Oelber war verzeichnet in der Superintendentur Baddeckenstedt 1594/1599. (Seebaß/Freist; Reller) Die Kirchenstiftung umfasste den Kirchenbau, den geringen Landbesitz von $\frac{3}{4}$ Morgen Acker, 2 $\frac{1}{2}$ Morgen Kirchengräserei sowie das St. Annen- und das Fischbleek, außerdem die seit 1606 bekannten sechs Obligationen über insgesamt 300 rtl., belegt bei dem Goslarer Stadtschreiber. Ein Teil dieser Dotation dürfte aus dem erwähnten Besitz der früheren Kapelle stammen, spätere Geldbeträge von den Patronen vermacht worden sein. (Simm; Varia 59/1, R 11) 1739 schenkte „eine adlige vornehme

Person“ der Kirche Oelber 100 rtl., durch Obligation bei Fürstlicher Kammer, bestimmt für Reparaturen bzw. Aufbesserung der Pfarrwitwenkasse. (OA Oelber 49) Der Ertrag des Landes und die Zinsen beider Geldbeträge konnten lediglich kleinere Reparaturen sowie die Kosten kirchlicher Handlungen decken. (OA Oelber 49 und 50)

Zwecks Kontrolle der dotierten Gelder beanspruchten die Patrone bis 1721 die Führung der Kirchenrechnungen, später oblag dies in der Regel den Ortspfarrern (R9, R11, R10-12). Seit frühester Zeit, belegt 1731, wurden die kirchlichen Gebäude auf Kosten der von Cramm unterhalten. Die Gemeinde, durchweg „kleine Leute“, die mehr oder weniger vom Rittergut abhängig waren, leistete hauptsächlich Handlangerdienste bei anstehenden Bauten. Erst im Dezember 1943 einigten sich Landeskirchenamt (LKA) und Kirchenvorstand (KV) mit der Familie von Cramm auf die Ablösung der Unterhaltungspflicht für Kirche und Pfarrhaus gegen Zahlung von 15 000 Reichsmark. (R10-R12, Corpus bonorum, OA Oelber 3)

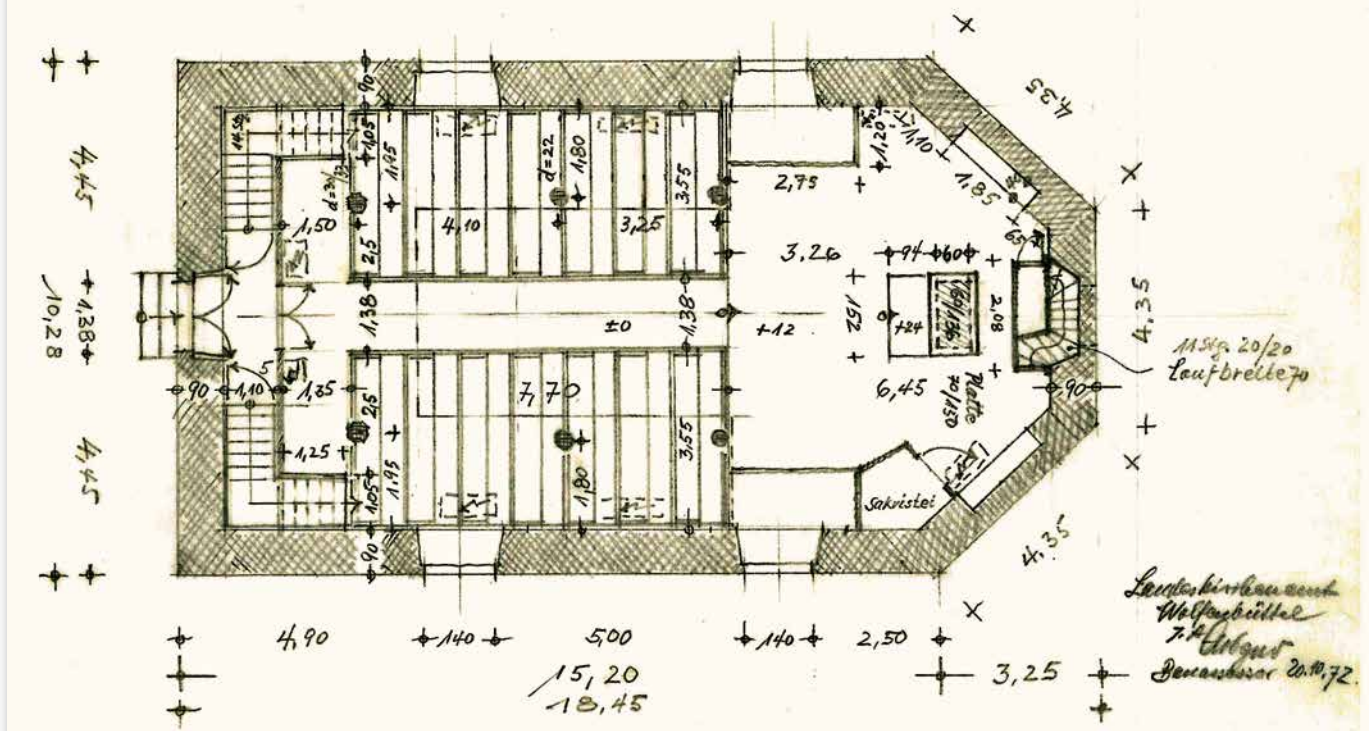
Der Neubau der Renaissancekirche von 1592-1594

Der später kaum veränderte, massive Raumkörper des Baues entsprach dem in der Reformationszeit und auch danach im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel mehrfach anzutreffenden Typ des „Saalbaues“. Er bestand aus dem insgesamt 18,45 m mal 10,28 m großen Grundriss, zusammengesetzt aus dem rechteckigen Schiff und dem angeschlossenen Chorraum mit $\frac{3}{8}$ Schluss. Der flach gedeckte Innenraum war im Lichten 6,83 m hoch, über dem Westgiebel war ein achteckiger Dachreiter mit Laterne und geschweifelter Haube angeordnet. (Abb. 2) Dieser Bautyp mit saalartigem Raum, mit oder ohne Turm, mit geradem oder polygonalem Schluss entsprach dem lutherischen Bedürfnis nach einer praktischen bescheidenen Kirche. Es gab ihn vereinzelt schon um die Mitte des 16. Jh., so in den „Bergstädten“ des Oberharzes Grund, Zellerfeld, Lautenthal und Wildemann. Neben diesen nicht erhaltenen Kirchen könnte als Vorbild z. B. die ganz ähnliche, 1563 erbaute adlige Patronatskirche in Hämselshausen, „einer der ersten protestantischen Kirchenbauten“ (Abb. 3), gedient haben. Als früher, noch erhaltener „Saalbau“ der Reformationszeit im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel muss man St. Anna in Oelber eine regionale Bedeutung zusprechen.²

Nähere Nachrichten zum Bau sind wenig bekannt. Schon



Grundgeschoss



1591 hatte Herzog Heinrich Julius dem Burchard d. J. das Brechen und Anliefern von Werksteinen aus seinem Steinbruch am Wohldenbergr zugestanden (OA Oelber 44). Die Steine sollten „zur Einfassung von zwei Chorfenstern, vier hohen Fenstern und anderer Orte der Kirche“ dienen. Hilfreich ist die Darstellung von Südwest des um 1650 angefertigten Merian-Stiches südlich der Burg Oelber. Der Raumkörper der Kirche wird sich in den etwa 60 Jahren nach Erbauung wohl kaum verändert haben.³ Aus dem Merian-Stich und der Beschreibung von 1827 (R 12) gehen Einzelheiten der ursprünglichen Fassaden wie folgt hervor: Es gab außer dem West- noch das Nordportal, darüber ein Fenster, weiter 10 Fenster 0,60 m breit, 3,56 m hoch, 4 Fenster etwa 0,60 m breit, 2,20 m hoch. Der Merian-Stich zeigt zwei Fenster und das Westportal, auf der Südfassade vier paarweise angeordnete Fenster. P. J. Meier (BuK) beschreibt 1906 den noch vorhandenen „Stein mit dem Wappen von Cramm und 1592“ (Baubeginn) über dem Nordportal. Von der ursprünglichen Einrichtung ist fast nichts bekannt. Immerhin war der Raum durch die vielen schmalen Fenster gut belichtet, was für die Bedürfnisse des lutherischen Gottesdienstes nützlich war. Der wohl damalige und noch heutige Altar bestand aus dem gemauerten Unterbau und der 1,48 m mal 0,70 m großen mittelalterlichen gekahlten Kalksteinplatte mit einer Reliquiengruft. (Abb. 4) Es gibt Hinweise auf „Prieche“ und

„Bestuhlung unten in der Kirche“ um 1782 (Varia 60/6), die Prieche legen die L-Form nachreformatorischer Emporen nahe. Über die Sitzverteilung und die Lage der sicherlich vorhandenen Patronatslogen (Kirchen 16. Jh) wird nichts berichtet. Desgleichen ist über Aussehen und Stellung der Kanzel, normalerweise gegenüber der Längsempore an der Chorstufe, nichts bekannt. 1750 (Corpus bonorum) war ein geborstener, wohl älterer Taufstein verzeichnet. Es ist anzunehmen, dass, wie in den Kirchen St. Georg in Gandersheim und Nordassel (Kirchen 16. Jh.), eine zeitgerechte Vermalung des Raumes vorhanden war. Zwei Hinweise gibt es auf frühe Kunstwerke, beide 1906 beschrieben (BuK): Noch jetzt sind Glasmalereien von vier Wappen über der Windfangtür erhalten, davon zeigt das Früheste den hessischen Löwen als Herzschild, von Landgraf Ludwig von Hessen dem Burchard d. J. zur Erbauung gestiftet. Neben zwei weiteren von Crammschen Wappen gibt es auch eines der von Bortfeld von 1596. (von Reden-Dohna; Ewig) Eine weitere Erwähnung betrifft die, „wohl vom alten Altar um 1600? herührenden mäßigen Malereien mit der Grablegung und den Aposteln auf Holz“, sie hingen vermutlich bis in neuerer Zeit an den Wänden des Kirchenraumes. Kürzlich sind im Pfarramt von Baddeckenstedt sechs auf Holz gemalte, etwa 36 cm mal 41,5 cm große Tafelbilder der Apostel mit halbrundem Abschluss und profilierten Rahmen aufgefunden worden. Dazu eine etwa 68 cm mal 80 cm große ähnlich gerahmte T-förmige Darstellung der Grablegung und das einfacher gerahmte, 97/75 cm große Abendmahlsbild. Es liegt nahe, dass es sich hier um die Bestandteile eines früheren Altaraufsatzes handelt. Erkennbar ist, dass die Figur des Jacobus des Älteren (Abb. 5) Renaissance-tracht trägt und alle Gesichter lebhaft, individuelle Züge aufweisen. Dass es sich um den Renaissance-Altaraufsatz in Oelber handeln könnte, ermöglicht der Vergleich mit dem Aufsatz der 1611 wohl nach dem

Abb. 4 linke Seite links: Kirche Oelber, mittelalterlicher Altar 2016, Sakristeistuhl 1889, Taufständer vor 1889. Foto: Dr. Helga Mische.

Abb. 5 linke Seite mitte: Kirche Oelber (Pfarramt Baddeckenstedt), Tafelmalerei Jacobus d. Ä., Renaissance, Foto: LKA, Ref. 41.

Abb. 6 linke Seite rechts: Kirche Nordassel, Ansicht Altaraufsatz, aus Architektonische Rundschau 1909, Heft 4. Foto: A. Schuler.

Abb. 7 oben: Kirche Oelber, Aufmaßplan EG M 1: 100 von 1972, LKA, Ref. 41



Vorbild Oelbers gebauten Kirche in Nordassel. (Kirchen 16 Jh.) Dort war bis 1942 ein ähnlicher Altaraufsatz vorhanden, bestehend aus der Predella mit dem Abendmahl und der oberen Reihung von fünf halb- und geschlossen Tafeln mit den Evangelisten⁴. (Abb. 6) Frau Dr. S. Gatenbröcker vom Herzog-Anton-Ulrich-Museum, Braunschweig, hielt am 13.1.2017 die zeitliche Einordnung der Tafeln im 16./17. Jh. und ihre Verwendung als Altaraufsatz für möglich.

Aktivitäten, Einrichtung und Bestattungen im 17. und 18. Jahrhundert

Es ist nirgendwo ersichtlich, dass es seit 1594 größere bauliche Aktivitäten gab, der Bau und seine weitgehend unbekannte Einrichtung verblieben unverändert bis zum Anfang des 19. Jh. Das führte dazu, dass die Kirche um 1750 sowohl in Dach und Fach als auch im Innern in schlechtem Stand war (Corpus bonorum). Drost Schwarzkoppen, der Kurator derer von Cramm, hatte 1783 sogar die Untersuchung zwecks Reparatur untersagt (Varia 60/6). Nach 1783 soll eine Reparatur der Bauschäden erfolgt sein (Chronik 1992). Das Nordportal diente als normaler Eingang und das Westportal, wohl Zugang zur Patronatsloge, war beständig geschlossen. Bemerkenswert ist, dass wegen der, soweit bekannt zwischen ca. 1600 und 1734 erfolgten 13 Bestattungen der Patronatsfamilien, der Fußboden im Kirchenraum nicht befestigt war. Viele eingesunkene und nicht ordentliche verfüllte Gräber bewirkten eine Gefahr für die Besucher. Die wohl nach 1834 an der Nordfassade angebrachten 11 Grabsteine sollen, wie auch anderswo üblich, im Fußboden gelegen haben. (Corpus

bonorum; Chronik 1992; Ewig) Eine besondere Behandlung erhielten die zwei Grabdenkmäler: die des kunstgeschichtlich erwähnten Ascanius von Cramm, gest. 1660 (BuK; Dehio Oelber; Ewig) und des Achaz Heinrich von Cramm, gest. 1734. Sie wurden zur Aufwertung des Raumeindrucks in den Nischen der Chorschrägen befestigt. Die Nischen könnten, zu unbekanntem Zweck, schon zur Bauzeit vorhanden gewesen sein. Das Fassadenmauerwerk der Schrägen erscheint ungestört, was bei späterem Einbruch der Nischen wohl kaum möglich war.

Um 1750 (Corpus bonorum) wurden eine alte eiserne Schlaguhr, zwei Glocken und eine „tannene Lade“ verzeichnet. Es gab keine Orgel mehr, jedoch soll es früher eine solche gegeben haben. Die Inventarisierung von 1862 (R 9) verzeichnet, dass die Turmuhr steht und nicht mehr zu reparieren ist. Eine nähere Beschreibung der Glocken von 1836 (R 9) gibt die Maße wie folgt an: Die „große Glocke“ hat 2 Fuß 1 Zoll Durchmesser und Höhe 1 Fuß 9 Zoll, die „kleine Glocke“ hat 1 1/2 Fuß Durchmesser und Höhe 1 Fuß. Bei der 1906 (BuK) verzeichneten einzigen Glocke von 46 cm Höhe und 48 cm Durchmesser, von Borstelmann in Braunschweig gegossen, kann es sich um die „kleine Glocke“ gehandelt haben, die in der Glockenkartei von 1968⁵ als Glocke II von 1638 festgestellt worden ist. Die „große Glocke“ ist wohl diejenige, die 1834 geborsten und repariert worden war, sie musste 1918 zu Kriegszwecken abgegeben werden (Chronik 1992; OA Oelber 3). Auch noch 1791 (R 11) war „ein altes tannernes repositum, worin 62 Stck. alte Bücher“ in der Kirche. Die wertvollen theologischen Drucke des 16. Jh., als

Pfarrbibliothek 1906 genannt (BuK), waren Burchard d. J. um 1593 (OA Oelber 44) von hochgestellten Persönlichkeiten, darunter Herzog Heinrich Julius, für seine Kirche geschenkt worden.

Die klassizistische Umgestaltung von etwa 1827 bis 1834

Nach etwa 230 Jahren seit der Erbauung gestaltete man die Kirche sowohl im Inneren als auch im Äußeren neu aus. Das geschah nach den gottesdienstlichen und architektonischen Bedürfnissen der Zeit, im Stil des Klassizismus. Die gesamte Federführung des Bauvorhabens, von der Wahl des Architekten über die Auftragserteilungen bis zur Finanzierung lag in den Händen der Patronatsfamilie von Cramm. Die Familie war außer der Einholung der Genehmigung beim Konsistorium niemandem Rechenschaft schuldig, behielt deshalb alle Bauunterlagen. Diese, einschließlich der späteren bis 1943, sind inzwischen verloren gegangen. Es gibt es zur klassizistischen Umgestaltung nur wenig Archivmaterial im LAW⁶, von der bemerkenswerten Inneneinrichtung und der geänderten Fassade ist jedoch das Meiste erhalten. Weitere Hilfsmittel zur Beurteilung sind Vergleiche und Folgerungen anhand anderer Kirchenbauten der Zeit.

Die Kirchenarchitektur um 1820 wurde von Kammerbauinspektor Carl Liebau dominiert, sein bekanntestes Werk ist der 1823 errichtete Neubau in Lobmachtersen. Zur Zentrierung der Gemeinde mittels U-förmiger Empore und Ausrichtung auf die in der Mittelachse stehende Kombination von Kanzel und Altar nutzte er die seit der Barockzeit bewährte Einrichtung, hierzulande „Saalkirche“ genannt (nicht zu verwechseln mit dem „Saalbau der Renaissance“). Einige Merkmale sind: klassizistische Stilelemente, gut belichteter Chorbereich, Mittelgang, Westeingang und die kathedrartige Kanzel in einer Nische der Kanzelaltarwand. Zu den von Liebau beeinflussten Staatsbaubeamten gehörte der Kammerbaumeister Georg Heinrich Gotthard, dem 1818 der Baudistrikt Wolfenbüttel zugeteilt worden war. Obwohl er seit 1822 nur dessen östlichen Teil bedienen musste, behielt er doch seine Nachfolger im Westteil im Auge. Das waren die schon unter Liebau tätigen Baukondukteure C. Th. Lemme bis 1831, danach der nicht sehr angesehene W. Koch bis 1846.⁷ Es gibt zwar keinen Hinweis auf den Architekten in Oelber, jedoch die sehr ähnliche Umgestaltung der zuvor barock eingerichteten Kirche in Wendhausen, Kreis Helmstedt, ausgeführt von Gotthard 1826/1827. Es erscheint möglich, dass Gotthard aufgrund der Vorgehensweise und Einrichtung in Oelber beteiligt war. Er setzte in Wendhausen durch, für eine „zweckmäßige, symmetrische“ Aufteilung zunächst die „gänzlich unpraktische alte Einrichtung“ einschließlich der barocken Kunstwerke zu entfernen. Ähnlich wie in Oelber ordnete er die U-förmige Empore, die kathedrartige Kanzel in einer Nische inmitten der Ostwand und Anlage von besonderem Gestühl im Chor an. Der hölzerne Altar musste zwecks Umgang beim Abendmahl von der Kanzel abgerückt sein. Es gab auch größere Rundfenster zur guten Belichtung sowie die typisch klassizistische, kühle Verma- lung in



Abb. 8 linke Seite: Kirche Oelber, Ansicht Nordwest 2002, Foto: LKA, Ref.41.

Abb. 9 oben: Kirche Oelber, Detail Kanzel, Altar, Apostel-Holzplastiken 1993, Foto: Holger Windmann.

Abb. 10 unten: Kirche Oelber, Innenansicht Ost 1955, Foto: LKA, Ref. 41.

Hellgrau- und Weißtönen.⁸ In der zweistufigen Renovierung zwischen etwa 1827 und 1834 erhielt die Kirche in Oelber ihr Gesicht, wie es 1972 im Aufmaßplan (Abb. 7) festgehalten und seither nur unwesentlich verändert worden ist. Der Innenraum bietet die zeitgemäße, für den Predigtgottesdienst bis heute gut geeignete, architektonisch ausgewogene Aufteilung. Die U-förmige Empore schließt mit der Chorstufe ab, darunter sind die Sitzbänke. Vom Westeingang führt der Mittelgang zum Chor mit der mittigen Kanzelkonstruktion, davor abgerückt der massive Altartisch. Eine Nische bot bereits der $\frac{3}{8}$ Chorschluss, zusätzlich brach man später eine Nische in der Ostwand ein. Die Kanzelform von 1827 ist nicht bekannt. An den Seitenwänden des Chores gab es besondere Stände, später für den Kirchenvorstand bestimmt (Chronik 1992) sowie die kleine Sakristei, der Patronatssitz befand sich im Bereich der Südepore. Geringe klassizistische Stilelemente fanden sich z.B. an den Säulenkapitälern. Zwei Paar große Fenster mit Rundbögen belichteten Schiff und Chor.

Zu Beginn der Renovierung hatte ein Patronatswechsel stattgefunden. Wenn, was anzunehmen ist, eine Bauplanung mit Architektenbegleitung stattgefunden hatte, so war sie nicht weitergegeben worden. Ganz unüblich geschah der Einbau der Einrichtung vor den Änderungen des Raumkörpers, die Kirche war nach Einbau nicht benutzbar. Der hilflose Legationsrat von Breymann, Vormund des minderjährigen Patronatserben Adalbert Hilmar von Cramm, hatte 1827 vom Maurermeister Gittermann, Schöppenstedt, ein Angebot über Restarbeiten an den Massivteilen, Tischler- und Malerarbeiten angefordert (R 12). Daraus ist erstens zu ersehen, dass die Deckenverkleidung, Emporen, Stühle und „Altarwand“ fertig, aber nicht vermalt waren. Es mussten also alle vorher noch vorhandenen Einrichtungen einschließlich der Kunstgegenstände entfernt worden sein. Zur Raumnutzung hatte Gittermann das Vermauern der Nordtür, Fenster für die vielen ursprünglichen schmalen Öffnungen sowie Treppen und Verschalungen im Emporenbereich, auch Plattenbelag des Fußbodens vorgesehen. Der 1827 vorhandene Fußboden des Schiffes war nicht, der des Chores schlecht (wohl mit den Grabplatten) gepflastert. Es lag zweitens also keine Planung für die Veränderung der Fassaden und Ver-

wendung der Grabplatten vor. Ob notwendige Arbeiten in gewissem Umfang in den nächsten Jahren ausgeführt worden sind, ist nicht bekannt.

Aufbewahrt und wieder verwendet wurden nur die oben erwähnten vier Glaswappen von 1596 (BuK; Ewig) oberhalb der Windfangtür und die einzeln an den Längswänden befestigten acht auf Holz gemalten Bilder des Renaissance-Altars. Im Juni 1834 beschloss der Vormund des Patronatserben, Freiherr Hayno von Münchhausen die Fortführung der Reparaturen unter Bewilligung der Kosten. Bereits im Oktober 1834 waren die Arbeiten fertig gestellt und die Kirche konnte am 22. Sonntag nach Trinitatis zum kirchlichen Gebrauch geweiht werden. (OA Oelber 3) Fortan hatten die Fassaden mit den großen Fensteröffnungen, der repräsentativen Ausbildung des Westportals mit dem Renovierungsdatum 1834 einschließlich des oberen Fensters und der Befestigung der Grabplatten auf der Nordseite ihr heutiges Aussehen. (Abb. 8) Spätestens jetzt waren auch die zwei Grabdenkmäler von 1660 und 1734 in den Chornischen angebracht worden. Die qualitative Arbeit zeigt eine Architektenbegleitung an, Näheres ist auch hier nicht bekannt.

Eine Orgel von Bentroth, Seesen, mit zunächst 12 Stimmen auf der Westempore konnte 1860 eingeweiht werden. Die Baronin Mechthild von Cramm, die die hauptsächlichen Kosten übernommen hatte, ließ 1862 den Orgelprospekt und die Kirche neu vermalen (Chronik 1992). 1882 erhielt der Raum mit Kostenbeteiligung der Gemeinde zwei eiserne Regulieröfen (R 9).

Die historistische Ausgestaltung des Kirchenraumes von 1887/1888

In der Kirchenvorstandssitzung am 21.12.1887 eröffnete der Patron Edgar von Cramm den Anwesenden, dass er eine umfassende Restaurierung bzw. Verschönerung des Kirchenraumes beabsichtigt. Ohne dass im Protokoll Einzelheiten genannt wurden, erklärte sich der Kirchenvorstand einverstanden. Pfarrer Bertling holte 1888 die Genehmigung des Konsistoriums ein und führte aus, dass der Patron sich mit Baurat Ernst Wiehe von der Hzgl. Baudirektion und dem Hof-Dekorationsmaler Adolf Quensen, Braunschweig, zwecks Bauplanung in Verbindung gesetzt hatte. (PA Oelber

Abb. 11: Kirche Oelber,
Innenansicht Ost 2003, Foto.
Holger Windmann.



KV-Protokolle, OA Oelber 3) Wiehe muss den Reg.-Baumeister A. Bierberg zu dem Situationsplan von 1887 und zur Bauleitung veranlasst haben, der eine veränderte, aber nicht umgesetzte Kanzelkonstruktion vorsah. Über den entscheidenden Einfluss Ernst Wiehes auf den Kirchenbau seit 1877 sowohl seitens der Baudirektion als auch des Konsistoriums ist z. B. in der Harz-Zeitschrift 2015 des Harzvereins für Geschichte berichtet worden.⁹ Seit 1863 hatte sich das Konsistorium vom traditionellen, lutherisch geprägten Kirchenbau zugunsten einer Ausrichtung auf das Mittelalter distanziert. Neubauten wie in Benzingerode erfolgten in der Stilepoche des Historismus nach Vorbildern der Gotik und Romanik, sie wurden überwiegend mit den historisierenden, mittelalterlich anmutenden Vermalungen des überregional tätigen Adolf Quensen ausgestaltet. Quensen vermalte, was angemessen erscheint, unter Förderung und Begleitung der Baudirektion auch Kirchen des Mittelalters wie Kneitlingen oder solche mit historistischer Erweiterung wie in Dettum. Aber auch, dem Zeitgeschmack folgend, erhaltene klassizistische Neubauten wie in Süplingen und klassizistische Kirchenräume wie in Oelber. Die heutige Denkmalpflege hätte diesen letzteren Beispielen wohl eine stilgerechte schlichte Vermalung zugeordnet. Stattdessen kam es dort zwar zu qualitätvollen Vermalungen des bekannten Kirchenmalers Quensen, damit aber zur Überlagerung zweier Stilrichtungen. Quensen vermalte alle Wand- und Deckenflächen sowie auch, weniger bekannt, alle hölzernen Bauteile. Die Wandflächen des Schiffes erhielten eine Gliederung durch Fries mit oberer Quaderung und unterer Schablonenmalerei, die im Chor durch Friese geteilte obere Quaderung, Vorhangmotive und Sockel. Herausgehoben wurden die Flächen über den Chornischen durch die Figuren der Apostel Petrus und Paulus im Tor des Motivs „himmlisches Jerusalem“. Quensen muss die zwei 0,90 m hohen geschnitzten Barockplastiken dieser Apostel gekannt und darauf Bezug genommen haben. Sie waren, bei ungeklärter Herkunft bisher nicht in der Kirche bekannt, erst etwa 90 Jahre später erscheinen sie an der Chorwand.

Die Trennung von Wand und Decke geschah durch den mit Schablonenmalerei bedeckten Wand-Deckenfries, die Decke war gegliedert durch den schmaleren umlaufenden und den breiteren Mittelstreifen aus Rankenmalerei. Der Chorbereich erhielt das Spruchband, der Mittelstreifen über dem Chor das Taufmotiv der Taube, die Schiffsmitte das Christusmotiv des Lammes, umgeben von den Symbolen der vier Evangelisten, der Orgelbereich die segnende Hand, alle im Strahlenkranz. Offenbar ist die Kanzelkonstruktion von 1827 damals geändert worden. Quensen vermalte sie mit brauner Lasur, die Füllungen der Kanzelbrüstung erhielten Vorhangelemente sowie mit dunklerer Lasur aufgetragene Bibelsprüche, auch farbige und vergoldete Zierleisten. Obere und untere Füllungen des Unterbaues wiesen mit dunklerer Lasur aufgemalte Motive der „Lutherrose“ auf. (Abb. 9) Auch die jetzt überdeckten Emporenbrüstungen und Säulen waren vermalte. Im Verzeichnis der Inventarisierung von 1889 (R 9) gibt es weitere, vom Patron geschenkte Einrichtungsstücke: Die neugotischen Gegenstände aus Eichenholz, wie Lesepult für den Küster, Taufständer mit Vergoldung, geschnitzter Stuhl für die Sakristei sowie den Messing-Kronleuchter für 18 Kerzen und 25 ein- und zweiarmige Messing-Wandleuch-

ter. Nicht verzeichnet, aber zur Zeit passend wurden damals weitere Bauteile angebracht. Das sind das bleiverglaste farbige Rundfenster mit dem Christuskopf über der Kanzel und ähnliche Verglasungen der vier Rundbogenfenster. Außerdem der noch in Resten vorhandene, vor 1955 entfernte neugotische Altaraufbau (Hauptregistratur 68). Bis zur oben erwähnten Ablösung der Unterhaltungspflicht 1943 gibt es zu berichten, dass 1915 das Eigentumsrecht des Kirchengebäudes laut Mitteilung des Konsistoriums der Kirchenstiftung zusteht (OA Oelber 3).

Baumaßnahmen seit der Zuständigkeit des Baureferates des Landeskirchenamtes 1946

Während des Zweiten Weltkrieges waren keine Bauschäden repariert worden, 1946 stellte der Bausachverständige des LKA, Baurat Rudolf Schadt, die abgängige Dachdeckung und Schwammbefall fest. Erst nach 1948 konnten die Schäden behoben werden. Das LKA gab bekannt, dass die Kirche unter Denkmalschutz steht (OA Oelber 4). In den Jahren zwischen etwa 1950 und 1970 boten viele Kirchen durch kriegsbedingte Schäden, baulichen Nachholbedarf oder Verschmutzung einen unschönen Anblick. Weil die Gemeinden nach dem Zeitgeschmack eine „schlichte, helle und freundliche Kirche“ haben wollten, sind manche Kirchen ohne Rücksicht auf gewachsene Strukturen und vorhandene Kunstgegenstände ganz oder teilweise ausgeräumt worden. Später, als man den Verlust erkannte, hatte man große Mühe, den Raumcharakter wieder herzustellen. Das trifft auf Oelber nur bedingt zu, denn nennenswerte Substanz ging nicht verloren und die meist überdeckte Quensen-Vermalung konnte später größtenteils restauriert werden.

Zur Wiederherstellung des Innenraumes waren 1953 Prof. Friedrich Berndt vom LKA-Baureferat und Amtsrestaurator Fritz Herzig von der Bezirksdenkmalpflege in Oelber anwesend. (Hauptregistratur 68) Vorgeschlagen wurde, den „unschönen neugotischen Altaraufsatz“ zu entfernen und durch die Holzplastiken der Apostel Petrus und Paulus zu ersetzen. Letztere sind damit erstmalig erwähnt worden. Von der Quensen-Decke sollte nur der Mittelstreifen und das Gesims ausgebessert, die übrigen Flächen im warmen Grauton gestrichen werden. Alle Wände und Holzflächen, auch die bis dahin vorhandenen bemalten Emporenfüllungen, sollten im Grauton (wahrscheinlich in drei Abstufungen), die Bänke rotbraun gestrichen werden. Mit der Farbgebung ging man stilgerecht auf die klassizistische Einrichtung ein.

Vorstehendes wurde 1955 hauptsächlich verwirklicht, der Kanzelaufbau blieb unverändert. Eine Elektro-Anlage konnte installiert und Leuchten aufgehängt werden. Über diesen Zustand gibt es ein Foto (Abb. 10), aus dem zu ersehen ist, dass der Messing-Kronleuchter noch vorhanden war, ebenfalls die auf die Chorwand gemalten Quensen-Apostel ohne Umrandung. Auf dem Altar standen außer den Leuchtern das neugotische Tatzenkreuz mit Korpus und die Buchstütze, Reste des Altaraufsatzes. Das LKA empfahl 1960, die Holzplastiken der zwei Apostel Petrus und Paulus durch das Amt für Denkmalpflege, Braunschweig restaurieren zu lassen und später an geeignetem Ort anzubringen. Als Ersatz für die Ofenheizung wurden 1962 Nachtstrom-Speichergeräte eingebaut.

Für die zweite Nachkriegsrenovierung 1972/1973, von 1968

bis 1975 war die Orgel mit dem Prospekt von 1861 erneuert worden, waren wieder das Baureferat des LKA und der Amtsrestaurator Herzig zuständig. Es handelte sich hauptsächlich um Erhaltung der Bausubstanz, Abbruch der besonderen Stände im Chorbereich, Erneuerung der Bänke nach alten Vorbildern und eine weitere monochrome Vermalung aller Flächen (Hauptregistratur 68). Danach gab es den Messing-Kronleuchter nicht mehr, der Kanzelaufbau blieb trotz Kritik unverändert. Hier unternahm man ohne rechten Erfolg die Ablaugung der verzierten Quensen-Lasur, danach Lackierung aller Sichtflächen. Zur Aufstellung der Apostel-Holzplastiken auf Konsolen beidseitig der Kanzel gibt es keine Notiz, sie wird spätestens während dieser Maßnahme erfolgt sein.

Zum 400. Jubiläum des Baubeginns der Kirche 1992 wünschte die Kirchengemeinde gewisse Renovierungsarbeiten (Hauptregistratur 68). Weil dazu die Untersuchung auf ältere Vermalung unter den Anstrichen von 1955 und 1972 gehörte, ergab diese 1991 und 1992, dass die historistische Quensen-Vermalung erhaltenswert vorhanden war. Es folgte die unter Leitung des LKA-Baureferates und im Benehmen mit der Denkmalpflege in zwei Bauabschnitten durchgeführte größere Renovierung 1994 bis 2003. Diese umfasste substanzerhaltende Maßnahmen und z. B. Beleuchtungskörper sowie Einbau einer gasbefeierten Heizanlage. Wichtig im Sinne der Beschreibung des Denkmalwertes war jedoch die Freilegung und Restaurierung des größten Teiles der historistischen Vermalung von 1887/1888. (Abb. 11 und 12) Auf Vorschlag von Dr. Paarman vom Institut für Denkmal-

pflege wurde 1992 beschlossen, zuerst die Vermalungen der Decke, später auch die der Wände und vielleicht die der Emporen wieder herzustellen, Letzteres steht noch aus.

Der erste Bauabschnitt 1994/1995 umfasste die Wiederherstellung des gesamten Decken- und Gesimsbereiches im Zustand von vor 1955. Ausführender war der Restaurator Holger Windmann, Liebenburg. Bei der Herstellung eines Probefeldes ergaben sich nach der Konservierung zusätzliche Rekonstruktionsarbeiten, die im Einvernehmen mit der Denkmalpflege vom Kirchenvorstand beschlossen wurden. Dadurch standen für mehrere Jahre keine Mittel für die Wandflächen zur Verfügung.

Zwischen 2001 und 2003 erfolgte, nachdem 1998 die Heizanlage eingebaut worden war, der zweite Bauabschnitt der Restaurierung der Wandflächen gemäß dem vorgefundenen Zustand der Quensen-Vermalung. Ausgeführt wurden, mit erheblichen Eigenmitteln und Unterstützung des Kloster- und Studienfonds, die gesamten Wandflächen im Chor, die Wandflächen des Schiffes und die Holzstützen der Emporen. Damit war die Restaurierungsmaßnahme der Vermalung von 1887/1888, wie in den (Abb. 11 und 12) dokumentiert, abgeschlossen.

Bemerkenswert ist die zeitliche Ähnlichkeit der historistischen Vermalungen um 1888 in den vom Klassizismus geprägten Kirchenräumen in Süpplingen¹⁰ und Oelber und deren zwischenzeitliche Übermalung. Im Benehmen mit dem Institut für Denkmalpflege wurde deren Wiederherstellung von den Kirchengemeinden beschlossen und ab den 1990er Jahren durchgeführt. Der Denkmalpflege und den Gemein-



den ging es nicht darum, wie noch in Oelber 1955, in beiden Räumen den klassizistischen Raumeindruck durch stilgerechte Farbgebung herzustellen. Vielmehr akzeptierte man die Wertigkeit beider Stilrichtungen nebeneinander.

Bau- und Kunststile der Kirche Oelber

In dem Gebäude treffen für eine Dorfkirche ungewöhnlich viele Stilrichtungen zusammen. Die im Raum gleichzeitig vorhandenen Zeitdokumente von Mittelalter, Renaissance, Barock, Klassizismus und Historismus der etwa 420 Jahre alten Kirche üben auf den Besucher besonderen Reiz aus.

Die Kirche in Oelber ist ein Baudenkmal vor allem deswegen, weil der Baukörper als „Saalbau“ eine der in Deutschland nicht zahlreichen Neubauten der Reformationszeit im Stil der Renaissance ist. Die Fenster- und Türöffnungen von 1594 waren bis 1834 vorhanden. Erhaltene Kunstwerke der Renaissance (Ewig) sind die vier, heute über der Windfangtür angebrachten gläsernen Wappenscheiben der Patronatsfamilien von Cramm und von Bortfeld. Im gleichen Stil erscheinen die figürlichen Grabplatten der Nordfassade des Heinrich von Cramm, gest. 1606 und Claus Heinrich von Bortfeld, gest. 1625. Im Besitz der Kirchengemeinde, aber im Raum seit etwa 1992 nicht mehr vorhanden, sind die acht 2016 aufgefundenen Tafelbilder, die vermutlich zum Renaissance-Altaraufsatz gehörten. Im Chorbereich befindet sich der rätselhafte Altar, bestehend aus massivem Unterbau und einer mittelalterlichen Altarplatte mit Kehlung und Reliquiengruft. War die Platte vielleicht ein Bestandteil der abgebrochenen St. Annen-Kapelle? Die Stilepoche des Barock ist mit dem Grabdenkmal des Ascanius von Cramm, gest. 1660 und den zwei Holzplastiken der Apostel Petrus und Paulus im Chorbereich vertreten.

Eine Umgestaltung des Raumes 1827 bis 1834 im Sinne der klassizistischen, zeitgemäßen Predigtkirche erfolgte nach den Vorgaben Carl Liebaus (Liebau). Der angestrebten Zentrierung und Ausrichtung auf die kathedrartige Kanzel kam die gedrungene Rechteckform des Schiffes entgegen, die Raumteilung ähnelte der in der Kirche Wendhausen vor 1954. Das Konzept ist erhalten, wenn auch Einzelteile entfernt oder verändert worden sind.

Nach der um 2003 fertigen Restaurierung des größten Teiles der historistischen Vermalung von 1887/1888 dominiert diese die Stilvielfalt des gesamten Raumes. Zu dieser Dominanz tragen die farbig verglasten großen Fenster bei, außerdem die um diese Zeit geänderte Kanzelkonstruktion und die erwähnten neugotischen Teile im Chorbereich. Die noch nicht freigelegten Emporenbrüstungen in den schlichten Farbtönen von 1972 bewirken, dass die klassizistische Einrichtung weniger durch den historistischen Einfluss überlagert wird. Quersens Lutherrosen an der Kanzel stellen schließlich die Verbindung zum Thesenanschlag von 1517 her.

Abb. 12: Kirche Oelber, Innenansicht West 2016, Foto: LKA, Ref. 41.

Anmerkungen:

Die Abbildung (Abb.) 1, 5, 7, 8, 10 und 12 wurden vom Landeskirchenamt Wolfenbüttel (LKA), Ref. 41, die Abb. 2 und 6 vom Landeskirchlichen Archiv Wolfenbüttel (LAW) einschließlich des Rechtes zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Desgl. Abb. 3 von Wolfgang Ewig, Abb. 4 von Dr. Helga Mieke, Abb. 9 und 11 von Holger Windmann. Für die Korrekturlesung vielen Dank an Hans-Jürgen Engelking, für die Digitalisierung und Bearbeitung der Abbildungen an Friederike Mischke, LAW.

¹ Von Reden-Dohna, Armgard: *Wie kam die Reformation nach Oelber, Reformation und Politik*, in: *Brs. Jb. für Landesgeschichte* Bd. 95, 2014 (von Reden-Dohna). / Simm, C.: *Zur Geschichte des Amtes Salder*, S. 98, *Parochie Oelber*, in: *Brs. Magazin*, 6. Bd., Jg. 1900, Braunschweig 1900 (Simm). / Kleinau, Hermann: *Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig* Bd. L-Z, Hildesheim 1968, S.439 (GOV). / Meier, Paul Jonas: *Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig*: Bd.3, Krs. Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1906, S. 357 (BuK). / Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (LAW), nachstehende LAW-Archivalien werden im Text ohne den Zusatz LAW aufgeführt: OA Oelber, Varia 59/1, OA Oelber 19, Kirchenrechnungen R5-R8, Kirchenrechnungen R 11, Kirchenrechnungen R 9, Kirchenrechnungen R10-R12, OA Oelber 49 und 50, OA Oelber 3, OA Oelber 4, OA Oelber 44, *Corpus bonorum* Stand 1750, (Rechts- und Besitzverzeichnisse der kirchlichen Stiftungen) (*Corpus bonorum*), PA Oelber II Kirchenvorstand Protokolle 1887 (KV-Protokolle). / Seebaß, Georg und Freist, Friedrich-Wilhelm: *Die Pastoren der Braunschweigischen Ev.-Luth. Landeskirche*, Bd. 1, Landeskirchenamt Wolfenbüttel 1969 (Seebaß/Freist). / Reller, Horst: *Vorreformatrische und reformatorische Kirchenverfassung im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel*, Göttingen 1959, S. 219. / Kirchenvorstand der Ev.-luth. Kirchengemeinde Oelber a.w. Wege (Hg.): *400 Jahre Ev.-luth. Schlosskirche St. Annen, Baddeckenstedt*, September 1992. / Landeskirchenamt Wolfenbüttel (LKA): *Hauptregistratur 68 (Hauptregistratur)*. / Ewig, Wolfgang: *Die Grabmale der Familien v. Cramm und v. Bortfeld in und an der ev.-luth. Schlosskirche St. Annen in Oelber a. w. Wege*, Barsinghausen 2014 (Ewig).

² Rost, Falko: *Kirchenbauten im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel seit etwa Mitte des 16. Jh. bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges*, in: *Harz-Zeitschrift*, 65. Jg. 2013, S.63 (Kirchen 16. Jh.). / Dehio, Georg: *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler – Bremen Niedersachsen*, München/Berlin 1992, darin: S. 578, Hämelschenburg, Kr. Hameln-Pyrmont (Dehio).

³ LAW: OA Oelber 44, R 12.- BuK: Merian- Stich S. 361: Ölber a. w. Wege, Burg nach Merian.

⁴ Schreiben von Pfarrerin Christiane Coordes-Bischoff, Baddeckenstedt, vom 22.9.2016. / Pfeifer, Hans: *eine Bauernkirche aus dem 17. Jahrhundert* (Nordassel) mit Fotos, in: *Architektonische Rundschau* 1909, Heft 4. / Schreiben von Pfarrerin Christiane Coordes-Bischoff vom 13.1.2017 mit Bericht über Begutachtung der acht Tafelbilder im Pfarramt Baddeckenstedt durch Frau Dr. S. Gatenbröcker, Herzog-Anton-Ulrich-Museum, Braunschweig.

⁵ LAW: Karl- Friedrich Waack, *Glockenkartei*, Landeskirche Braunschweig, Stand 1968.

⁶ Telefonat 18.11.2016 mit Freifrau Helena von Cramm. Demnach gibt es kein Familienarchiv, die Bauunterlagen sind nicht aufzufinden. / LAW: Kirchenrechnungen R 12 mit Schriftverkehr zur Renovierung 1827, OA Oelber 3 mit Notiz zur Reparatur 1834.

⁷ Rost, Falko: *Oberbaurat Carl Liebau (1780-1842). Der Architekt klassizistischer Kirchen zur Wirkungszeit Peter Joseph Krahes in Braunschweig 1803-1837*, in: *Harz-Zeitschrift für den Harzverein für Geschichte*, Berlin und Wernigerode 2009, 61. Jg., 2009, S.161 (Liebau). / Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel (NStAW): 76 Neu, Fb. 2, Nr. 242 (Gotthard) und Nr. 286 (Koch).

⁸ NStAW: 39 Neu 14, Nr. 597. / Rost, Falko: *St. Dionysius Aeropagita, Die Kirche in Wendhausen*, in: *Braunschweigische Heimat*, 98. Jg., Ausgabe 02/2012.

⁹ Rost, Falko: *Fünf historistische Kirchenbauten im früheren braunschweigischen Landkreis Blankenburg*, in: *Harz-Zeitschrift* 2015, 67. Jg., S.142. / LKA/ Ref 41: *Aufmaßplan Kirche Oelber von Reg.-Baumeister Bierberg* 28.12.1887.

¹⁰ LKA: *Hauptregistratur, Kirche Süplingen*, Nr. 8459 und 25642.



En U-Boot mitten in den Dorpe

Rolf Ahlers

„Da hinten, da an de Ecke von Waterstrate, da is en U-Boot üt de Eere ekumen“, prahle Jochen rumme, as hei in den Bäckerladen rin edölmert was. De Lüe keeken bidutt un schürren mit de Köppe. „Dü wutt üsch wol for detsch varköpen“, reip denne en Mannsmische, da al güet bie Johren was, „en U-Boot kummt üt Water huch un nich üt de Eere.“ Aber Jochen stok nah „Wenn jie mik nich glöben wüllt, könnt jie ja midde kumen un jüch dat ankieken“ un süse weer af.

Un wat was nü wahrhaftig? Härre Jochen sik dat as Schabernack ütedacht? Aber et was doch nich de 1. April. Oder wat was et?

Leiwe Lüe, jie möt wetten, dat dat Dorp sik in de Tied von veelen Johren tä en richtig „greunet“ Dorp ütstaffiert hat. Hier un da un noch anderwoans gift et „greune“ Ecken mit Strükern un Bömen un uk mit Blämen. An wecke Straten lang, wo et freuher Stakitt an Stakitt gaf, härren de Lüe nü Heggen aneplant. Wo freuher Plaster was, un wat denne nich mehr nödig was, gaf et Rasengreun oder uk Wieschegreun. In de niee Siedlung gaf et „Versickerungsmulden“, in den „ulen“ Dorpe gaf et „Regenrückhaltebecken“ un da, wo et irgends möglich was, gaf et „Straßenbegleitgrün“, wie dat up amtsdütsch heten deit. De Gemeinderat härre vor Johren de Oart un Wiese wisse eleggt: „Dat Regenwater schall ja nich dor dicke Rohre weglupen, sondern et schall in de Eere varsickern. Dat is güet for de Natur un for de Minschen un dat Grundwater steiht denne weer högger an.“

Davor hat et nämlich ne Tied egeben, wo dat Grundwater deiper stund. Un ne Folge davon was, dat dat Water in den Füerdiek an de Ecke von de Waterstrate wenniger huch anstund, wie uk in de Borns for dat Drinkewater. Dat ganze Dorp kreeg de „Zentrale Wasserversorgung“ aneleggt, damidde de Minschen nich vardösten mössten un dat Vieh kreeg uk sien Deil af. For de Füerwehr gaf et mehre Hydranten, wo se de Spritze anslüten können. Aber, dat

recktet for den Füerschutz nich, et mott uk noch de „netz-unabhängige Löschwasserversorgung“ geben: Üt en Diek, üt ne Beeke, üt ne Zisterne oder üt ne Watertunne. In den Dorpe was de Diek ütedrögt un ne Beeke gaf et da uk nich, also for veel Geld ne Zisterne aneleggen laten? Wenn de Füerwehr üt de Zisterne mal Water rütepumpet hat, denne lupt se bie den nächsten Regen von boben her sülmst weer vull. – Et was aber wennig Geld da, wie dat oftmalen sä is. Da drop et sik güet, dat einer von de Ratslüe bie de Iesenbahn was, denn von da könne de Gemeinde for wennig Geld de lange Tunne von en Kettelwaggon köpen. Eseggt un edan. En Bagger make in den drögen Füerdiek in origet Lock, de Tunne da rin, Eere darober un balle was in den nieen Grase küme mehr wat tä seihen, bluß noch de Deckel for dat Rinfüllen un Afpumpen von Water un for dat Rinkieken. Jedet Johr ein Mal – wenn de Dag for „Hydrantenpflege“ was – häbbet Füerwehrlüe da rin ekeeken un jedetmal was allens stimmig.

Aber, un nü kummt et, nist hult ewig un en Johr is lang. Wie sik hinderher rüestelle, was de ieserne Watertunne rustorig eworn un härre en Lock ekreegen un dator was dat Water mit de Tied rütesickert un de Watertunne was denne leddig, wat keinein emerket hat. In düssen Johre hat et in ganz korte Tied veel Himmelswater egeben, mal hat et edrüppet, mal egatschet, mal egoten. Dator is veel Water in de Eere ekumen – et is ja en „greunet“ Dorp. Un wahrhaftig, dat Grundwater was anestegen un härre denne de leddige Watertunne huchedrückt.

Leiwe Lüe, sä wat hat et wol noch nienich egeben, wat da tä kieken was. De Watertunne was wie en U-Boot vor Dageslicht ekumen, boben uppe wärren noch grute Grastünze, aber süss: En U-Boot mitten in den Dorpe!

Foto: Abgedruckt in der PAZ vom 29.07.2017.

Papier zu machen ist ein Kunst/
Die Gott geoffenbart aus gunst/
Aus Lieb vnd Gnad/ sag ich fürwar/
Man ihn drumß preist billch immerdar/

Braunschweigische Pioniere –

und die Erfindung „einer neuen Art Papier
von Holtz Materie“ durch Johann Georg von Langen

Joachim Lehmann

1. Aufkommen und Verbreitung eines neuartigen Beschreibstoffs

Das aus Ostasien kommende Papier verbreitete sich über den arabischen Raum bis ins Mittelmeergebiet und verdrängte allmählich das teurere Pergament. So sind die ersten europäischen Papierproduktionsstätten im 11. Jahrhundert in Spanien und Sizilien nachgewiesen. Von dort breitete sich die Technologie, jetzt gründlich weiterentwickelt und in Form der Wassermühle, allmählich auch über die Alpen aus. Als Deutschlands erste Papiermühle gilt die Gleismühle vor den Toren Nürnbergs (1390). Infolge Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks (1446) sowie Luthers Bibelübersetzung (1534) ins Deutsche war eine zunehmende Schriftlichkeit in den Verwaltungen und im wirtschaftlichen sowie privaten Bereich zu verzeichnen. Ein Übriges brachte das aufkommende Zeitungswesen sowie eine wachsende Literaturproduktion, wie sich diese gerade an einem Standort nahe einer Universität auswirken musste. Hieraus resultierte ein stetig wachsender Papierbedarf, dem man durch den extensiv voranschreitenden Ausbau weiterer Papier-Produktionsstätten begegnete.

Beispielhaft sei im „niedersächsischen“ Rahmen die im Jahr 1576, und zwar in modernem, protestantischem Zeitgeist erfolgte Gründung der Welfen-Universität (Academia Julia oder später Academia Julia Carolina) zu Helmstedt angeführt. Entsprechend hatte sie sich rasch zur drittgrößten Hochschule im Reich entwickelt. Die sehr hohe Buchproduktion ihrer angesehenen Professoren lastete die Druckerei schon mehr als nur aus, doch hinzu kamen noch zahlreiche Veröffentlichungen namhafter externer Autoren aus einem weiten Einzugsbereich.

Zwar war es seitens der Fürstlichen Kammer vorgesehen, dass die Herzogliche Papiermühle zu Oker am Harz das für die Alma-Julia erforderliche Papier bereitzustellen habe, doch die war angesichts dieser Aufgabe recht bald überfordert – zumal sie auch den fürstlichen Amtsstuben gegenüber verpflichtet war. Als der Welfen-Universität buchstäblich das Papier ausging, wurde im Jahre 1594 in der Nähe Helmstedts am Elm, an der damals wasserreichen Schunter, das erste Rübker Papiergewerk „seiner Fürstlich Gnaden Julius Universität zur Ehren“ konzessioniert. Und da der Papierbedarf ganz offensichtlich weiter anstieg, kam auch noch die 1609 von Rübke aus neu gegründete Papiermühle zu Salzdahlum als nunmehr dritte ebenfalls der Welfen-Universität verpflichtete Papierproduktionsstätte hinzu.

Dennoch stellte die Verfertigung des Kulturträgers Papier gegen Ende des 16. Jahrhunderts in der hiesigen Region noch etwas derart Besonderes dar, dass der niedersächsische Chronist Johannes Letzner 1596 in seiner „Dasselischen und Einbeckischen Chronika“ der einige Jahre zuvor gegründeten Relliehausener Papiermühle (spätere Büttenpapierfabrik Hahnemühle bei Dassel am Solling) ein eigenes Kapitel widmet (8. Buch, Kap. 13). Seiner Begeisterung lässt er in einem längeren Gedicht freien Lauf, dessen Anfangsstrophe lautet: Papier zu machen ist ein Kunst / Die Gott geoffenbart aus gunst / Aus Lieb und Gnad / sag ich fürwar / Man ihn drumß preist billch immerdar. (Abb. 1)

Er lobpreist diese „herrliche Kunst, aus alten unflätigen verworffenen Lumpen (bzw. „Hadern“) ein so fein reinlich Papier zu machen“, dass es selbst Könige in ihren Händen halten. Für die nicht wenig beeindruckten Zeitgenossen war das beinahe ein Akt von Magie.

*Abb. 1: Johannes Letzner:
Dasselische und Einbeckische
Chronika. – Erfurdt, 1596.*

2. „Lumpennoht“ zu Zeiten des Merkantilismus

Die angedeutete Zunahme des Papierbedarfs bekam abermals einen bedeutenden Schub, als nach dem Dreißigjährigen Krieg die Wirtschaft im Begriff war, allmählich wieder Tritt zu fassen. Dies führte jedoch bald zu einer Rohstoffverknappung, die sich seit ca. 1700 zu einer allgemeinen „Lumpennoht“ auswuchs und zum Hauptsorgenproblem der seinerzeitigen Papierfabrikanten wurde. Insbesondere betraf dies die Beschaffung der „unabdinglich nötig habenden Quantitäten“ der weißen Leinenlumpen zur Herstellung feiner weißer Papiersorten.

Aus dem Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, wo das erste echte Lumpen-Ausfuhrverbot bereits 1692 verfügt wurde, sei diese Situation anhand der drei Mitte des 18. Jahrhunderts in Rábke bei Helmstedt vorhandenen Papiermühlen veranschaulicht: Diesen war zu den jetzigen Zeiten des Merkantilismus seitens der obrigkeitlichen Regelung ein Lumpensammeldistrikt mit der an sich stolz anmutenden Zahl von gut 100 Dörfern und einigen Städten zugeteilt, auch hatten sie ihre eigenen Lumpensammler unter Eid, die mit speziellen Sammelpässen autorisiert waren und „auf Gott und sein heiliges Evangelium – so wahr mir Gott helfe“ schwören mussten, ihre zusammengetragenen Hadern, unter Androhung drakonischer und teils willkürlicher Strafen, nicht an fremde Mühlen zu liefern. Und dennoch reichten diese bei weitem nicht aus. Stattdessen litten die Papierfabrikanten unter rohstoffbedingten Lieferengpässen und hatten es zudem mit den Problemen der „Einschleichung fremder



Abb. 2: Johann Georg von Langen (1699-1776), um 1740. Quelle: Walter Kremser: „Niedersächsische Forstgeschichte ...“ – Rotenburg (Wümme), 1990.

Lumpensammler“ sowie mit der „Vorkaufung und Wegschleppung derer Lumpen außer Landes“, also schlichtweg mit Lumpenschmuggel zu tun. Mit ihren Worten entwickelte sich die „Auswanderung derer Haader-Lumpens ... nacher Hamburg, Bremen, Holland“ etc. allmählich gar „zum größten Praejudice beyderley Staaten“! Um die Ausfuhrverbote durchzusetzen, scheute man nicht einmal vor Waffengewalt zurück. Der Siebenjährige Krieg (1756-1763) hatte diese Lage noch verschärft, denn nun benötigte man die ohnehin raren und entsprechend „kostbaren“ Leinenlumpen zudem für Verbandsmaterial in den Lazaretten.

Das alles bedeutete „nahrungslose Zeiten“ für die Fabrikanten, und groteske Konstellationen ließen nicht allzu lange auf sich warten. So kam es dazu, dass (1776) Papiermacher in Deutschland (insbes. Georg Christoph Keferstein – s.w.u.) mit ihren Klagen darüber vorstellig wurden, wie viele Pfund feinstes Leinen für Totenhemden den Papiermühlen verlorengelassen würden, „daraus herrliches Papier gemacht werden könnte“. Stattdessen aber würde man sie „unverantwortlich den Würmern zur Speise in die Erde vergraben“. Sie plädierten stattdessen für Hemden aus tierischer Wolle. Und in Amerika kamen Schiffsladungen mit Mumien an, die abgewickelt wurden, um Papiermühlen mit deren Verbandsmaterial zu versorgen. Das führte zur Einschleppung einer Choleraepidemie und zum Konflikt mit der ägyptischen Eisenbahngesellschaft, die auch mit Mumien ihre Lokomotiven zu beheizen pflegte.

3. Suche nach alternativen Rohstoffen

Um solcher Probleme Herr zu werden, sann kluge Köpfe europaweit nach einer „Neuerung in den Künsten“. Es ging nun darum, nicht erst aus dem Flachsanzbau gewonnene „Linnenkleidung“ herstellen und abtragen zu müssen, um diese später aus dem Kot der Gossen zusammenzusuchen und diese Plunden nun zu „allerley Papier umzuschaffen“. Stattdessen sollte diesem Produktionszweig ein unabhängiger, direkter und eigener Rohstoff in Form von Primärfasern, „unmittelbar aus dem Pflanzenreich“, verfügbar gemacht werden. Es bedurfte also der Auffindung neuer, geeigneter Materialien, wonach seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in wissenschaftlichen Kreisen zunehmend und auf vielfältige Weise geforscht wurde.

Von großer Bedeutung sollte sich ein Hinweis des französischen Naturforschers und Physikers Rene-Antoine Ferchault de Réaumur (nach ihm ist auch die Réaumur-Temperaturskala benannt) erweisen. Er war Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften in Paris, und er hatte – auch als Insektenkundler – schon 1719 geschrieben: „Die amerikanischen Wespen bilden (für ihre Nester) ein sehr feines Papier, ähnlich dem unsrigen. Sie lehren uns, dass es möglich ist, Papier aus Pflanzenfasern herzustellen, ohne Hadern oder Leinen zu brauchen; sie scheinen uns geradezu aufzufordern zu versuchen, ebenfalls ein feines und gutes Papier aus gewissen Hölzern herzustellen. Wenn wir Holzarten ähnlich denen besäßen, welche die amerikanischen Wespen zu ihrer Papierherstellung benutzen, so könnten wir das weißeste Papier herstellen.“ Dieser Hinweis wurde keineswegs so gleich aufgegriffen, sollte jedoch letztlich zur Problemlösung führen.

Schon 1712 hatte der deutsche Forschungsreisende, Arzt und Botaniker Engelbert Kämpfer aus Lemgo über die Papierherstellung in Japan geschrieben und pflanzliche Materialien vorgeschlagen. Albert Seba, ein flämischer Apotheker und Naturforscher, nannte 1734 als Lumpenersatz gewisse Algenarten, Seetang und Meergras. Auch hat er Erfahrungen mit Palmenarten und deren Bast- u. Rindenbereichen sowie mit einigen Früchten tropischer Gewächse wie der Kokosnuss, weshalb er „gemuthmaßet“: „Es scheint mir, daß es unsern Ländern nicht an Bäumen fehlt, die geschickt wären, Papier daraus zu machen ...“ Die Schweden G. Westbeck und Lingquist regten 1744 und 1745 Versuche an, aus Baumblättern und Sägespänen Papier herzustellen, und der Belgier Dodon schlug Rohrkolben vor. Auch weitere Stoffe wurden eingeführt. Aber all das waren nur Vorschläge von Gelehrten, keine Versuche.

Joh. Gottlieb Gleditsch, ein Berliner Botaniker und Arzt glaubte, es „liesse sich noch aus anderen Gewächsen im Lande Papier machen, die keine zubereitete Rinden-Fasern des Leines und Hanfes sind.“ Er experimentierte u.a. mit Binsen-Seide 1746-49. Schäffer spricht von dessen „Anfang“. Jean-Étienne Guettard zu Etampes, ein Schüler Réaumurs, schlug seit 1741 einige Gewächse für die Papierbereitung vor, so die Fasern von Fadenalgen. Er experimentierte 1751 bis 1754 mit Hanf, Wollgewächsen, Disteln und Raupennestern – die gestampft wurden und unterschiedliche Ergebnisse erbrachten und 1754 gar mit Holz (s.w.u.). Um diese Zeit (vor Schäffer) fertigten die Engländer Papier aus Nessel, Rüben, Pastinaken (Doldenblüter/Wiesenpflanze), Kohlblättern und Wolle. Und hinsichtlich des Holzpapiers setzte auch Stakel, der „Factor der Papiermühle bey Oestanae“ in Hälsingland, ein Ausrufezeichen (s.w.u.). Dieser machte seine Versuche 1744/45 und legte 1755 der königl. Schwedischen Akademie Proben von grauem Papier aus Baumblättern vor ..., und zugleich ein weiteres Papier, welches der Art und Steife nach dem schwedischen Kartenpapier („Carduspapper“) am nächsten zu kommen scheint, das aus „wirklichen Sägespänen“ gemacht war (Wehrs, 446, 542). Die Akademie zeigte sich erfreut und urteilte, dass diese Papiere „... mit Vortheile fast zu allem dem Gebrauche können angewandt werden, wozu das gewöhnliche graue (und stärkere) Kartenpapier diene ...“

In Russland gelingt es W. Wyrodov 1760 aus Tang Papier herzustellen.

Im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, unter dem als Wirtschaftsförderer bekannten Herzog Carl I., war man in vielerlei Hinsicht bemerkenswert fortschrittlich, wie sich auch zu unserem Thema zeigen wird.

Einen, wenn auch heute skurril anmutenden Beitrag zur Problemlösung lieferte zunächst der Arzt Franziscus Ernst Brückmann zu Wolfenbüttel, der sich vornehmlich mit „Erdgewächsen und Mineralien“ befasst hatte. Entsprechend schlug er als Material Asbestpapier vor und ließ 1727 zu Braunschweig einige Exemplare seines Werkes „Historiam naturalem curiosam lapidis ...“ oder kurz „Historia naturalis de asbesto“ auf Asbestpapier abdrucken. Das Buch enthielt auf diesen unverbrennlichen Bogen auch sein eigenes Konterfei – um „unsterblich“ zu werden. Es gab Vorgänger, wie den Deutschen Athanasius Kircher, und zahlreiche

Nachfolger auf dieser Materialbasis (auch Schäffer), bis es gelang, „unverbrennliches Papier“ ähnlich dem „Papier“ aus dem recht raren Asbeststein herzustellen. Doch aus heute verständlichen Gründen war der Hinweis des französischen Naturforschers Réaumur entscheidender.

3.1 Der Braunschweiger Forst- und Oberjägermeister und seine frühe „Holz-Papier-Mühle“

Frühe Versuche hinsichtlich des Holzpapiers aber wurden im Lande Braunschweig-Wolfenbüttel, und sogleich solche in gewerbsmäßiger Größenordnung, durch den vielseitig genialen braunschweigischen Forst- und Oberjägermeister Johann Georg von Langen (Abb. 2) unternommen. Dieser ist, neben seiner herausragenden forstamtlichen und landesplanerischen Tätigkeit, durch seine Aufsicht über zahlreiche Gewerbebetriebe, darunter mehrere Glashütten, die Gründung der Glas- und Spiegelglasmanufaktur Grünenplan bei Alfeld (1744), durch die Gründung eines Eisenwerkes 1745 in Holzminden, der Carlshütte in Delligsen, der Reorganisation der Porzellanmanufaktur Fürstenberg an der Weser (1747 – hier hatte er seinen Wohnsitz im Schloss), sowie durch die Einführung der „Erdäpfel“ bzw. des Kartoffelanbaus bei Braunlage am Harz (1747) etc., zu überregionaler Bekanntheit gelangt.

Bei all der Vielzahl der von ihm geplanten und durchgeführten landeskulturellen Maßnahmen ging es dem Forstmann v. Langen um die Hebung der gesamten Volkswirtschaft, und doch vorzugsweise basierend auf dem bis dahin vernachlässigten oder sinnlos vergeudeten Rohstoff Holz (vgl. NDB). Dabei ist weniger bekannt, dass er auch hinsichtlich der Papierverfertigung mit großen Taten aufwartete. Sein diesbezügliches wirtschaftliches Engagement war im Juni 1753 – unter Verweis auf ältere Berichte – so weit gediehen, dass er Rechenschaft gegenüber seinem Landesherrn, dem Braunschweiger Herzog Carl I., von einer am „Holzminder Bach erbauten Reibe-Mühle“ ablegte, „mit Vorstellung des Gebrauchs, so künftig von solcher Mühle zu machen“ sei. Auf dieser Mühle „Porcelain-Masse“ zu mahlen hatte sich gerade zerschlagen, weshalb v. Langen vorschlug, es könne „diese Mühle mit wenig Kosten, durch Anlegung eines nöthigen Stampf- oder Hammer-Werks dahin vorgerichtet werden, daß selbe in Zukunft mit zu Verfertigung des Pack- und anderen Papiers, so aus Holz gemacht wird, gebraucht werden kann“. Entsprechend hielt er um die herzogliche Konzessionierung an und vermerkte, dass sich „solche ... Holz-Papier-Mühle ... durch Verfertigung einer so gemein nützigen Kauffmanns Waare nicht allein verinteressieren“ (wegen der Neuartigkeit dieser Technologie), sondern mit der Zeit auch völlig bezahlt machen würde. Denn er habe „eine neue Art Papier von Holz Materie erfunden“, sodass um 1760/61 die Aussicht bestand, der Lumpenbedarf werde mit der Zeit spürbar vermindert werden können. Hierbei dürfte es sich um die weltweit frühesten Nachrichten zur Erfindung von Holzpapier handeln!

Der Oberjägermeister und Chef der Forsten des braunschweigischen Weserdistrikts v. Langen hatte natürlich vor Augen, dass Holz in großen Mengen und somit gerade auch als wertvoller Rohstoff für Industrieunternehmungen günstig verfügbar war. Aber er hatte sich durchaus auch mit anderen vegetabilischen Stoffen als möglichen Faserstoffen für die



Abb. 3 links: Jacob Christian Schäffer (1718-1790).
Schabkunstbl. v. J. E. Haid,
1774.

Abb. 4 rechte Seite: Räkker
Zierrandpapier (1785). In den
Eckblumen des Doppelbogens
die Initialen I, E, S, R =
Johann Ernst Scharschmidt,
Räbke. Hzgl. Monogramme W
und Carl I. Quelle: Nieders.
Landesarchiv Wolfenbüttel
(NLA WO), 2 Alt, Nr. 9861,
S. 38/43. Abzeichnung von
Joachim Lehmann.

Papierherstellung befasst, wie 1756 etwa mit der Verwendung von „Rohr“, wie es sich „an sumpfigen Örthern findet ... zum Papiermachen“, bzw. „Rohr zum Packpapier“.

Chronologisch sind hier, wie zuvor erwähnt, der Franzose Guettard und der Schwede Stakel einzuordnen, auf die zurückzukommen ist.

3.2 Die zur Berühmtheit gelangten Schäfferschen Versuche

1762 kam die deutsche Übersetzung eines Buchs von der „Französischen Academie“ heraus: Die Kunst, Papier zu machen, nach dem Text von Joseph Jerome Francois de la Lande, übersetzt von Johann Heinrich Gottlob von Justi, welches auch ein Kapitel enthielt: „Von verschiedenen Materien, welche zum Papiermachen gebraucht werden könnten“, also von angedachten Hadern-Ersatzstoffen.

Bis dahin beinahe nur Vorschläge, verwunderte sich der aus Querfurt am Harz stammende Regensburger Pastor und angesehene vielseitige Erfinder und Forscher Jacob Christian Schäffer (Abb. 3), der es auch unbegreiflich fand, dass selbst Réaumur nie eigene Versuche durchführte. „Diese ... zu bedauernde Vernachlässigung ... ermunterte mich ... vor drey Jahren, an dieselben mit allem Eifer Hand zu legen.“ Mit beachtlichem Aufwand hatte er nun (seit 1762) Experimente durchgeführt, um Papier aus Pflanzenfasern, auch Holz, zu gewinnen. Er brachte es auf 81 Versuche, die er in sechs publizierten Bänden beschrieb: „Versuche und Muster, ohne alle Lumpen oder doch mit einem geringen Zusatze derselben, Papier zu machen“ und heftete diesen seine Papierproben bei. Ab 1765-1771 hatte er seine Musterbücher der staunenden Öffentlichkeit vorgelegt. Bemerkenswert ist, dass er sich dabei sogleich auf die Wespenaussage Réaumurs

bezog, mit welchem ein Schriftwechsel belegt ist. Er war der Überzeugung, dass jenes Papier, welches diese „unvernünftigen Thiere ... mit ihren Zähnen“ produzieren, ebenso vom vernunftbegabten Menschen herstellbar sein müsse. Gleichwohl arbeitete er bei seinen Experimenten auch noch mit den sonderbarsten Stoffen. Seine Verfahren zur Papierherstellung aus Pappelwolle, Moos, Flechten, Hopfenranken, Weinreben, Bohnenblättern, Stroh, Rohrkolben, Blaukohlstunken, Graswolle, Maiglöckchen, Tulpenblättern, Kartoffelpflanzen, „Bayerischem und Hannöverischem Torfe“, Waldreben, Tannenzapfen, Weiden- und Espenholz sowie Sägespänen und alten Dachschildeln, und natürlich auch aus Wespennestern etc. ergaben jedoch kein qualitativ hochwertiges Papier, wenngleich Verbesserungsmöglichkeiten auch für ihn auf der Hand lagen. Die Proben wurden deshalb von den etablierten Papiermüllern abgelehnt. Sie sperrten sich – wohl auch angesichts seiner aschgrauen, gelben, braunen und selbst grünen Schöpfungen. Genauso wenig wie man aus Eisen Gold machen könne, sei es auch unmöglich, aus Holz Papier herzustellen, lautete es aus den Reihen der Fabrikanten, die sich nicht einmal durch staatliche Prämien umstimmen ließen. Gift und Galle sollen sie über Schäffer ausgeschüttet haben.

Beispielhaft fragte sich sehr zeitnah (1766) der führende Kopf der deutschen Papiermacher, der durch seine fachschriftstellerische Tätigkeit zur Berühmtheit gelangte Leiter der preußischen Ausnahme-Papiermühle zu Kröllwitz bei Halle, Georg Christoph Keferstein: „Was gewinnt nun die Welt, wenn sie weiß, daß sich auch dürre Blätter zermahlen und in eine Art untaugliche Maculatur verwandeln lassen?“ Und es fällt ihm sogleich „ein lustiger Kopf am Harz“ ein, der „vor länger als 40 Jahren eine Art Maculatur von Moos und

Pferdeäpfeln“ verfertigte. Eine neue „Invention, die ihm den Untergang zuzog, denn kein Kaufmann wollte künftig von diesen neuen Papierarten kaufen“. Nach dem Urteil Kefersteins würden diese neuen Papierarten Schäffers folglich nicht in „Consideration“ kommen. „Wir werden also wohl beim Alten bleiben und bloß aus Lumpen Papier verfertigen“.

3.3 Auch Rábke besetzt einen vordersten Platz in der Forschung nach Holzpapier

Ganz anders im braunschweigischen Rábke! Hier, in „Niedersachsens altem Papiermacherdorf“, welches im Begriff war, sich zu einem der bedeutenden Papierstandorte in „Niedersachsen“ und gar in Preußen zu entwickeln, teilten die hiesigen Papierer zwar allemal die vorangehend geschilderte Einschätzung Kefersteins (dessen Tochter Marie Judith übrigens mit dem Rábker Papierfabrikanten der dortigen Obermühle, Johann Christian Borchers, verehelicht war). Dennoch fanden die Schäfferschen Versuche, für die sich zu Regensburg auch Goethe interessierte, in Rábke sogleich ihre Neuauflage, denn hier wurden ohnehin gerade eine Vielzahl von Untersuchungen zur „Hebung der inländischen Papierfabrikation“ durchgeführt, mithin die üblichen Widerstände gegenüber allen Neuerungen gebrochen, wobei auch das bei Schäffer angeführte Buch der Französischen Akademie von De la Lande/Justi eine Arbeitsgrundlage darstellte. Und wie die Braunschweigische Landesregierung die mittlere Rábker Papiermanufaktur des Johann Ernst Scharschmidt (Abb. 4) aufgrund ihrer Leistungsfähigkeit sogar gegenüber der großen eigenen Herzoglichen Mühle in Oker am Harz bevorzugte, um besser hier die dazu erforderlichen technischen Experimente durchzuführen, so verhielt es sich hinsichtlich des regierungsseitigen Bestrebens auf der Suche nach einem geeigneten Lumpensurrogat (-ersatzstoff), um dem erwähnten drückendsten Problem der alten Bütten-Papierer, der allgemeinen „Lumpennoht“ Herr zu werden. Nach den 1766 unter Anleitung des braunschweigischen Professors Justus Friedrich Wilhelm Zachariae (Abb. 5) vorausgegangenen Experimenten zur Verfahrenstechnik und Produktentwicklung, wie wir es heute nennen würden, fällt nun die im Jahre 1767 in Rábke betriebene Grundlagenforschung ins Auge. Zachariae, vom Collegium Carolinum in Braunschweig (Vorläufer der Technischen Universität), hatte auch die Aufsicht über die große fürstliche Waisenhaus-Buch-

druckerei (zur Finanzierung des Waisenhauses), den Verlag und die Buchhandlung und zeichnete sich folglich einschlägig durch die damit verbundenen weitreichenden Beziehungen und Kenntnisse zum Druck- und Papiergewerbe aus. Entsprechend war er es, der jetzt darauf drang, Experimente mit anderen „vegetabilischen“ Stoffen als den bisher unentbehrlichen weißen Leinen-Lumpen vorzunehmen. Er führte dabei die in der Papiergeschichte zur Berühmtheit gelangte Regensburger Publikation Schäffers an, welche er samt den Papierproben gleich mitgebracht hatte.

Wenn man seitens der Braunschweigischen Landesregierung – im Gegensatz zu offenbar allen anderen Regionen Deutschlands, wo ja diese Versuche auf strikte Ablehnung stießen – sofort im Sinne Schäffers und noch gleichzeitig zu seinen Veröffentlichungen Versuchsreihen aufnahm, dann war dies nicht nur der natürlich auch hier herrschenden Lumpennot geschuldet, sondern man war wohl auch entsprechend sensibilisiert, denn dieses spontane Verhalten könnte gut der Nachhall auf die als positiv wahrgenommenen und noch nicht allzu lange zurückliegenden von Langenschen papier-technischen Forschungsarbeiten gewesen sein.

In Rábke erfolgten diese Versuche jedoch nicht unreflektiert und labormäßig wie in Regensburg, sondern hier wurden nun von Fachleuten, speziell dem Papierfabrikanten Scharschmidt, der vom Professor als einer der „führnehmsten Papiermacher“ des Landes ja eigens auserkoren war, Erprobungen im gewerblichen Maßstab mit durchaus aussichtsreichen Materialien wie der Wilden Karde (Weberdistel), Flachs, Hanf, Baumwolle und schließlich gar mit „Pappelweide“ bzw. dem „gemeinen Weidenbaum“ professionell durchgeführt – also auch mit Holzarten, und zwar weichen Holzarten ohne Harzanteilen, wie gerade diese sich hinsichtlich des späteren Holzschliffs als vorteilhaft erwiesen haben!

Da war man in Rábke wieder einmal, diesmal aufgrund der Initiative der Landesregierung, außerordentlich fortschrittlich und innovativ (während dieselbe dereinst noch, um diese Konkurrenz klein zu halten und damit ihre eigene dortige Amts-Papiermühle zu fördern, die Anlegung des ersten Papier-Holländers Niedersachsens in eben dieser privaten Rábker Papierproduktionsstätte massiv behinderte). Denn diese Stoffe waren zukunftsweisend und haben gerade auch heute ihren Stellenwert in der Papierproduktion. Das kleine Rábke – ein allerdings bedeutender Papier-Standort – besetzt damit gar einen vordersten Platz in der großen Geschichte der weltweiten Papierhistorie auf dem Weg zum Holzpapier!

4. Chronologie und technologische Anmerkungen zu den weltweit ersten Holzpapier-Kreationen

4.1 Von Langen – Erfinder des Holzpapiers, wohl auch des Holzschliffs

Vorangestellt sei daran erinnert, dass der Hof-Forstmeister von Langen in erheblichem Maße gewerbliche Betriebe jeder Art förderte, wobei es ihm ein besonderes Anliegen war, dabei möglichst Holz als Rohstoff zu verwerten. Diese Inwertsetzung von dem reichlich und kostengünstig vorhandenen Holz für die gesamte Volkswirtschaft geschah durch ihn in einer bis dahin kaum bekannten Vollkommenheit

(vgl. NDB). In diesen gedanklichen Hintergrund passt naturgemäß bestens seine neue Erfindung des „Papiers von Holtz-Materie“.

Möglicherweise ist der Grund für von Langens positive Beurteilung seiner diesbezüglichen Erzeugnisse in dessen angewandter Technologie zu sehen. Der Hinweis auf die robuste Reibemühle, zur Produktion der Porzellan-Masse, die er ja „mit wenig Kosten“ kaum umgebaut haben wird, gibt Anlass zu großen Hoffnungen, und selbst dann noch, wenn wir erfahren, dass er bei seinem Herzog um die Anlegung eines Stampf- oder Hammerwerks anhält. Denn mit einiger Wahrscheinlichkeit wird er das noch grobe „Halbzeug“ (Papier-teig) aus dem Stampfgeschirr in die robuste „Reibe-Mühle“ verbracht haben, zumal von einem Papier-Holländer zur Verfertigung des „Ganzeugs“ ja keine Rede ist, und war damit naturgemäß dicht dran an Friedrich Gottlob Kellers später erfundenem Holzschliff! Letzterer hatte zunächst auch nur mit einem per Handkurbel betriebenen „gewöhnlichen Schleifstein“ laboriert und schon damit seinen großen Wurf für die Papierindustrie getätigt. Bezüglich unseres Forstman-nes aber, mit diesem spezifischen Hintergrund des Industrie-förderers und HolzverwerTERS ist es ja kaum vorstellbar, dass er nicht auch einmal ein paar Holzstücke in seine Reibemüh-le geworfen haben wird! Und zur Produktion der hierzu not-wendigen vorzerkleinerten Holzstücke benötigte er das Hammerwerk oder Stampfgeschirr. Somit gehört wohl nicht gar so viel Mut zu der These, dass von Langen bereits mit Holzschliff gearbeitet und damit das neuzeitliche Papier fabriziert haben wird – ca. 90 Jahre vor Keller!

Auch das bei der Porzellanherstellung übliche Sieben und die so erzielte Verfeinerung des – übrigens nassen – Stein-Mahlguts (Feldspat, Kaolin, Quarz) dürfte sich im Falle des erzeugten „Holzstoffs“, ganz unabhängig von dessen Herstellung, im Ergebnis als zuträglich erweisen. Das Resul-tat ist eine Masse milchig-faseriger Konsistenz, die sich als weiße Papierschicht ablagert und in herkömmlicher Weise – auch ganz ohne Lumpen – verarbeiten lässt. Und selbst der Gedanke, das Holzmahlgut noch weiß einzufärben, war in der Papierverfertigung zunehmend üblich und liegt geradezu nahe, wenn man weiße Steine zu weißer Porzellan-Masse zu mahlen gewohnt ist und nun möglichst weißes Papier zu er-zeugen beabsichtigt ... Berücksichtigt man den ungewöhnli-chen Weitblick dieses Mannes gerade in der Planung von Industrieprojekten aller Art, dann muss man ihm das unbe-dingt zutrauen.

Doch all das ist natürlich ein Stück weit Spekulation, und wir müssen auf dem Boden der überlieferten Tatsachen bleiben. V. Langens ursprüngliche Zielsetzung war aufgrund einer Sondersituation vermutlich eine andere. Schließlich war er mit seiner Erfindung von „Holtz-Papier“ zur „Verfertigung des Pack- und anderen Papiers“ ganz offenbar zufrieden, und so könnte es ihm zunächst hauptsächlich um Papier als Verpackungsmaterial gegangen sein, nämlich für seine im Hintergrund stehenden Glas-, Spiegelglas- und Porzellan-fabriken. Also darum, angesichts der seinerzeitigen Wege- und Transportverhältnisse erforderliches Verpackungsmaterial zu beschaffen, für oftmals filigrane, empfindliche und zerbrech-

liche Produkte – neben Flach- und Hohlglas aller Art und Gebrauchsgeschirr auch dünnwandige, geschliffene, ge-schnittene und bemalte, oft kostbare Gläser, Glaspokale, teils mit Emaille- und Gold-Bemalung etc. Und gerade be-züglich der Porzellanmanufaktur, mit ihren fragilen und hochwertigen Kunstobjekten, setzten seit etwa 1754 erhöhte Verkaufszahlen ein.

Und dennoch sah von Langen seine neue Erfindung mit dem Erzeugnis Packpapier längst nicht als ausgereizt an. Für ihn gab es ganz offensichtlich über das Packpapier hinausge-hend noch einiges Potenzial, wie jene Begebenheit um das Jahr 1760/61 herum veranschaulicht. Um diese Zeit suchte sich nämlich, wie Dr. Tacke in IPH-Info berichtet, der Pa-piermacher Franks in Delligsen, Kreis Holzminden, neu zu etablieren und wurde von den hier ansässigen Papierma-chern sogleich angefeindet, die mit dieser Neuansiedlung na-türlich einen Entzug ihrer Lumpenpründe verbanden. Franks jedoch suchte, deren Argumente mit dem Hinweis des Herrn Oberjägermeisters von Langen zu entkräften, der ihn dazu ermuntert habe, von seiner neuen Erfindung des Holzpapiers Gebrauch zu machen, wozu es dann der Lum-pen ja kaum noch bedurft haben würde. Leider wirkte sich jetzt aber auch hier der Siebenjährige Krieg mit Unruhen und mehrfachen Plünderungen aus – Zeiten, die dem Auf-blühen derartiger neuer Anlagen wenig förderlich gewesen sein dürften. So hat von Langen seine Papierprojekte nicht allzu lange weiter verfolgen können, sondern musste statt-dessen schließlich „selbst weichen und 1760 nach dem Harze flüchten“ (ADB). Seit dem Frühjahr 1763 hielt er sich gar er-neut in Dänemark auf.

Da bleiben Fragen offen. Doch der Braunschweiger Forst- und Oberjägermeister hält gleichwohl die Priorität in der weltweiten Erfindung des Holzpapiers.



*Abb. 5: Justus Friedrich Wilhelm Zachariae (1726-1777).
Kupferstich von Friedrich Kauke, 1759.*

4.2 Auch anderenorts wurde in Europa weiter geforscht. Der Franzose Jean-Étienne Guettard zu Etampes war ein Schüler Réaumurs und machte 1754 Versuche, aus Holz Papier herzustellen (s. vor). Laut Schäffer waren dies unzureichende Versuche, die misslungen waren.

4.3 Der Schwede Stakel

Etwa zeitgleich zu Guettard entstand jenes Holzpapier (Spielkarten) aus gemahlenen Sägespänen Stakels (s. vor), das wohl eher als eine Art graue Pappe anzusprechen ist. Von einem Qualitätspapier ist folglich nicht die Rede. Um 1810 hatte man fein gemahlene Sägespäne dem Lumpenpapier beigemischt und ein rohes Papier erhalten, das sich nur zum Verpacken und für Tapeten eignete.¹ Seitens der Papiermacher wird diese Erfindung auf keine große Gegenliebe gestoßen sein, denn sie argumentierten stets, dass man genügend Lumpen für mindere Papierqualitäten wie graue Pappen, grobes Pack- und Konzeptpapier etc. habe, allein der Mangel herrsche bei den feinen weißen Leinenlumpen zur Herstellung der besseren Papiersorten ...

4.4 Schäffer

Auch der Regensburger Forscher hat – in Begleitung eines Papiermachergesellen – die harten Holzteile mit dem Stampfgeschirr, doch zumeist gar nur mittels einer kleinen handbetriebenen Labor-Stampfmühle, der „Stampfmühle im Kleinen“, traktiert und auf diese Weise nur recht unzureichend zerkleinert. Er erstampfte damit auch lediglich die Papiermasse, die von der Fachwelt als „Halbzeug“ bezeichnet wurde und ließ es dabei bewenden. Somit verzichtete er zumeist auf den Papier-Holländer (welcher auch in Rábke zum Standard zählte), mit welchem sich aber das feinere „Ganzzeug“ für eine feinere Papierqualität hätte fertigen lassen. Mit der Waschung des Stoffs verhält es sich ähnlich, zumal der ständige Wasserdurchfluss im professionellen Stampfgeschirr, der für eine fortwährende Waschung und damit verbesserte Weiße (wie in Rábke) gesorgt haben würde, in Schäffers Labormühle per Handpumpe ebenfalls nur unzureichend gegeben war.

4.5 Rábke

Damit dürften für die Versuche in Rábke (wenn nicht schon bei v. Langen), wo die Professionalität im Großen in jeder Hinsicht gegeben war, die bis dahin besten Voraussetzungen vorhanden gewesen sein. Doch „fein holländisch Postpapier“ vor Augen war der Weg noch weit, und von Langen konnte man nicht mehr befragen. So fanden in der Folgezeit in Mitteleuropa zahlreiche weitere Versuche und Entwicklungsschritte mit allen denkbaren Materialien und Verfahren statt. Speziell Holz betreffend z. B. 1784 durch den französischen Papiermacher L. Déglise, 1788 in London von Thomas Graeves mittels Weidenholz und 1801 ebendort durch Matthias Koops mit Weiden- und Eschenholz etc.

Dennoch mussten zur großtechnischen Erzeugung von Qualitätspapieren aus reinem Stammholz noch Jahrzehnte ins Land gehen – bis die Erfindung des Holzschliffs 1843 durch den Sachsen Friedrich Gottlob Keller im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts den Durchbruch für eine industrielle Anwendung in großem Stil erbrachte, und dann der chemische Holzaufschluss zum Natron- oder Sulfitzellstoff seit den 50er

und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, womit sich die Lumpennot ein für allemal erledigt hatte. Immerhin wird man zu Rábke durch Zugabe obiger Materialien, also auch solcher von Holz-Materie, „den Zeug“ gestreckt haben, was die Rohstoffbasis verbreiterte und die Lumpennot linderte.

5. Eine Nachbetrachtung – zu einer der größten Erfindungen der Menschheit

Der zweifellos verdienstvolle Schäffer, Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften und Akademien, wurde rasch zu einer Berühmtheit und wird bis heute vielfach mit Ehrungen aller Art überschüttet. Kaiser Josef II. z. B. ehrte ihn 1766 durch die Verleihung einer goldenen Gnadenkette mit daran „herabhängenden Allerhöchstdero Bildnisse“. Der dänische König machte ihn zum Ehrenprofessor in Altona und zum außerordentlichen Geheimrat etc. Ein Schwerpunkt seines Wirkens, welches ihn weltbekannt machte, wurde gerade hinsichtlich des neuartigen Papiers, vor allem auf Holzbasis gesehen. Entsprechend findet dies seinen Niederschlag in einem umfangreichen Bestand an Literatur (durchaus Fachliteratur) und selbst an ja jederzeit leicht aktualisierbaren Webseiten (mehrere Wikipedia-Seiten², von dessen Geburtsstadt Querfurt etc.), die Schäffer nicht selten als Erfinder des Holzpapiers feiern, mit – sicher auch aufgrund seiner zahlreichen anderen Leistungen – erwähnten Ehrungen und Auszeichnungen, wie gesagt selbst durch Kaiser und König, Gedenktafeln und Straßenbenennung³, Ausstellungen etc.

Und das Thema ist auch keineswegs trivial, zumal es sich beim Papier (als dessen Erfinder die Chinesen gelten), und erst recht im Falle des Holzpapiers, um den bedeutendsten Kulturträger überhaupt handelt. Folglich gilt diese Erfindung als eine der größten in der Geschichte der Menschheit.

Schnell wird man bei der Suche nach dessen Erfinder auch zu Friedrich Gottlob Keller geleitet, dessen große Leistung zur Kulturgeschichte der hochtalentierten Johann Georg von Langen ja auch in Teilen vorweggenommen zu haben scheint. Doch wie im Falle der meisten bedeutenden Erfindungen gab es zu diesen weniger bedeutend anmutende Vorläufer bzw. Frühformen und spätere oft in ihrer Dimension ungeahnte Weiterentwicklungen. Man denke etwa an die Erfindung der hölzernen Laufmaschine des Freiherrn von Drais, die auch nur entfernt an ein heutiges Fahrrad mit Pneus und Kettentrieb erinnert, oder an jene Raketenversuche des Wernher von Braun zu Peenemünde, die zur Raumfahrt führen sollten.

Durchaus vergleichbar verhält es sich mit den separat erfolgten frühen Erfindungen des Holzpapiers. Denn es haben „die Menschen in verschiedenen Ländern ... keine Pflanzen gesucht, die von denenjenigen, die schon in Gebrauch waren, in der Ähnlichkeit weit entfernt waren“. (De la Lande/Justi, 1762) Und wie geradezu unreal sich diese Erfindung in der Fachwelt ihrer Zeit darstellte, das klang ja schon aus dem Munde der Papierfabrikanten an, als sie diese mit der alchemistischen Tätigkeit von Goldmachern verglichen. Hier ist ferner zu berücksichtigen, dass die Papiermacher bei ihrer „Kunst“ gemäß ihrer zunftartigen „Gebräuche“ stets und lange noch schwören mussten, „beym alten Herkommen“ zu

bleiben und nichts Neues anzuschaffen. Schäffer machte eben diese Erfahrungen: „Blos mit Worten läßt sich der Handwerker von neuen Vortheilen bei seinem Metier nicht überzeugen. Alle Schlüsse sind bei ihm ohne Wirkung, er bleibt bei seiner alten Weise. Mancher Papierfabrikant wird lieber seine Mühle feiern lassen, als das er selbst daran denken sollte, aus etwas anderm, als aus Lumpen, Papier zu machen.“ Sie glauben, laut Schäffer, „in unsern erleuchteten Zeiten“ das Erlernte „als eine ewige Wahrheit und unwandelbares Gesetz der Nothwendigkeit, daß nichts Anders, als eben Lumpen, zum Papiere tauglich seyn“.

Von den dahinterstehenden „Zunftzwängen“ losgelöst hat Schäffer eine weit freiere Sicht auf die physikalischen Sachzusammenhänge. So kann wohl niemand die erforderliche Geistesleistung besser schildern als ein Erfinder einer solchen Spezies, nämlich wie dies Schäffer im ersten Band seiner Proben von 1765 tut: „Die Wespennester sind der wahre Grund von der Wahrheit des, wie es scheint, sich widersprechenden Satzes: hölzernes Papier. Vielleicht, und ich glaube es gewis, wäre ich und kein sterblicher Mensch je auf die Gedanken kommen, daß sich aus Holze Papier machen lasse, wenn es keine Wespennester gäbe.“

Entsprechend klingt sein Nachruhm: „Wenn wir die Entwicklung unserer Beschreibstoffe ... überblicken, darf wohl gesagt werden, daß Jacob Christian Schäffer einer der bedeutendsten Wegbereiter aus diesem jahrtausendealten Verlauf (der Papiererzeugung) gewesen ist.“ Er „bleibt der große Anreger, ohne dessen Ideen das Papier aus Holzfasern wohl nicht erfunden worden wäre“ (A. Renker – in Gutenberg-Jahrbuch). Nach derselben Quelle wird er damit zum grundlegenden Erfinder des aus der Holzfaser bestehenden Papiers.

Nun sollen die Leistungen Schäffers, die auch von der „Neuen Deutschen Biographie“ (2005) als Meilensteine in der Papiertechnologie sowie als „bedeutende Leistung in der Kulturgeschichte“ gewürdigt werden, und der durchaus zurecht als ein Wegbereiter des modernen Holzpapiers gilt, keineswegs geschmälert werden. Gleichwohl ist in diesem Punkt die große Geschichte der weltweiten Papierfabrikation zu ergänzen und zurechtzurücken, denn die Priorität in der Herstellung von Holzpapier gebührt nicht dem dieserhalb berühmten Herrn Schäffer, sondern dem Braunschweiger Oberjägermeister v. Langen.

Dieser erzeugte (wohl anfangs auch noch mit Hadernzusatz, wie er nach mikroskopischen Untersuchungen „in beträchtlichem Maße“ in Schäffers Proben gefunden wurde) einen hölzernen Faserstoff, der ihn vom Ergebnis her so zuversichtlich stimmte. Doch sind seine Erfindungen und Verdienste wieder in Vergessenheit geraten.

Und es sind auch weitere frühe und oft zukunftsweisende Taten braunschweigischer Pioniere bisher unbeachtet geblieben, die sich auf dem Weg zum Holzpapier verdient gemacht haben. Allein von Langens Leistungen wurden zweieinhalb Jahrhunderte lang übersehen, verkannt und blieben unberücksichtigt – erstaunlicherweise bis in die Jetztzeit. Entsprechend ist es – vierzig Jahre nach der Publikation Dr. Tackes und auch 23 Jahre nach jener des Verfassers (worin v. Langens papiergeschichtliche Großtat ebenfalls thematisiert wurde) an der Zeit, die weltweit herausragenden Leistungen der braunschweigischen Pioniere des Papierfachs ins rechte Licht zu rücken und diese endlich in das Bewusstsein von Öffentlichkeit und Wissenschaft zu stellen.

Quellen

Tacke, Eberhard: Die Erfindung einer „neuen Art Papier von Holtzmaterie“ durch Joh. Georg v. Langen um 1760.

In: IPH-Info (= Internationale Papierhistoriker Info), 1977, Jg. 11, Nr. 2/77, S. 41.

Lehrmann, Joachim: Die Frühgeschichte des Buchhandels und Verlagswesens in der alten Universitätsstadt Helmstedt sowie die Geschichte der in diesem Zusammenhang von Helmstedter Patriziern gegründeten ehemals bedeutenden Papiermühlen zu Rábke am Elm und Salzdaßum. – Hämelerwald, 1994, S. 283ff. ISBN 978-3-9803642-0-1.

Lehrmann, Joachim: Rábke, Niedersachsens altes Papiermacherdorf. Einst Standort bedeutender Papiermühlen. – Lehrte 2014.

Nieders. Landesarchiv Wolfenbüttel (NLA WO), 2 Alt, Nr. 9853: Die Prüfung der Rechnungen über den unter Leitung des Hoffjägermeisters von Langen erfolgten Bau einer Reibemühle für Porzellanherstellung an der Holzminde und Umwandlung der Mühle zur Herstellung von Holzpapier (1753).

Nieders. Landesarchiv Wolfenbüttel (NLA WO), 2 Alt, Nr. 12433: Plan zur Anlegung einer Papiermühle in Eschershausen (1752-1756).

Schäffer, Jacob Christian: Versuche und Muster ohne alle Lumpen oder doch mit einem geringen Zusatz derselben Papier zu machen. Erster Band. – Regensburg, 1765.

Renker, Armin: Jacob Christian Schäffer in der Geschichte der Papierherstellung – in Gutenberg-Jahrbuch.

– Bd. 33, Jg. 1958, S. 30-36.

Justi, Johann Heinrich Gottlob von: Die Kunst, Papier zu machen, nach dem Text von Joseph Jerome Francois de la Lande. – Berlin, Stettin und Leipzig, 1762.

Wehrs, Georg Friedrich: Vom Papier, und den vor der Erfindung desselben üblichen Schreibmassen. – Hannover 1788.

Weiß, Wiso: Zeittafel zur Papiergeschichte. – Leipzig, 1983.

Allgem. Dt. Biografie (ADB – v. Langen u. Schäffer)

Neue Deutsche Biografie (NDB – v. Langen u. Schäffer)

Anmerkungen

¹ <http://www.uni-kiel.de/anorg/lagaby/group/klausSchiver/Tilghman.pdf> (15.06.2017 – S. 14).

² Die Wikipedia-Seite Schäffers, die ihn bisher als den Erfinder des Holzpapiers darstellte, wurde (nach anfänglichen Widerständen) zum 1. Mai 2017 als Folge der Intervention des Verfassers korrigiert, wie auch die wichtige und entsprechend stark frequentierte Wiki-Seite „Papier“, Kap. Industrialisierung, in die richtige Chronologie (v. Langen, Schäffer, Rábke) gebracht wurde. Ebenso wurde bei Joh. G. von Langen erst kürzlich die papiergeschichtliche Notiz vom Verfasser hinzugefügt.

³ Gedenktafeln und Benennungen: Gedenktafel und Erinnerungstafel an seinem Geburtshaus in Querfurt, als „Begründer der Pilzkunde und Erfinder des Holzpapiers“. Gedenktafel am Evangelischen Dekanat in Regensburg. In Querfurt ist eine Gasse nach ihm benannt.

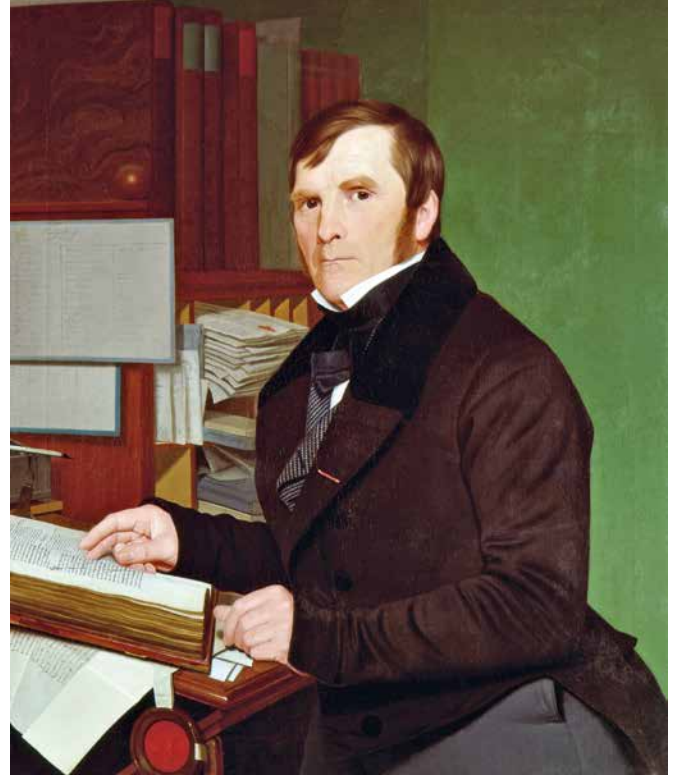
Vom Pfarrhaus ins Rathaus – Magistratsdirektor Wilhelm Bode

Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel
Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig

In der Dauerausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums befindet sich ein Gemälde aus der Zeit um 1835, das Wilhelm Bode (1779-1854) beim Urkunden- und Aktenstudium an seinem Schreibtisch zeigt. Die Schreibtischplatte ist zum besseren Lesen leicht schräg auf gestellt und mit Urkunden und Büchern gefüllt. Dieser Schreibtisch von Wilhelm Bode konnte vor einigen Jahren ebenfalls erworben werden und stellt eine wichtige Ergänzung nicht nur der Möbelsammlung des Museums dar. Er belegt auch den privaten Arbeitsplatz seines ehemaligen Besitzers, der nicht nur bleibende Verdienste als Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig erworben hatte, sondern zugleich als Archivar und Heimatforscher.

Georg Wilhelm Julius Bode wurde am 18. Mai 1779 in Königslutter geboren. Seine Eltern waren der Superintendent Georg Heinrich Bode und dessen zweite Ehefrau Dorothea Johanne Antoinette, geb. Pöppermöller. Zunächst wurde er vom Vater unterrichtet, ehe er 1794 an das Katharineum in Braunschweig wechselte. Nach seinem Jurastudium in Helmstedt und Göttingen arbeitete Bode als Verwaltungsjurist in mehreren kleinen Orten des Herzogtums Braunschweig.

Eine besondere Arbeitslast brachte ihm der im Spätsommer 1806 begonnene Krieg Preußens gegen Napoleon. Schon beim Aufmarsch der preußischen Armee lag Königslutter an einer Militärstraße und wurde sehr stark mit Einquartierungen belastet, deren Ordnung Bode hauptsächlich oblag und die an sein Organisationstalent und an seine Entschlusskraft nicht geringe Anforderungen stellte. Schrecklich aber waren die Tage nach der Niederlage der preußischen Truppen in der Schlacht bei Jena und Auerstedt/Hassenhausen (14.10.1806). Bode erinnert sich: „Die einzelnen Überbleibsel der preußischen Regimenter durchzogen die Stadt, bunt zusammengewürfelt, bei Tage und bei Nacht. An die Stelle eines empörenden Übermuts und prahlender, die äußere Unwissenheit verratender Äußerungen war Kleinmut getreten. Dieselben Herren, die Napoleon und dessen Armee mit ihrem Husarenregimente überreiten wollten, erkundigten sich nun demütig, wo ein Schlupfwinkel, um vor der auf Magdeburg ziehenden französischen Armee in das Preußische zu gelangen, noch offen stehe ... Einige Tage nach der Schlacht stand das nicht zur Aktion gezogene Korps des Herzogs von Weimar in Königslutter. Es wurde nach damaliger Weise eine so übertriebne Masse von Fourage und zwar binnen 12 Stunden zu liefern gefordert, daß ich mich genötigt sah, von nachmittags bis morgens um vier Uhr eine Reise von 9 Meilen zu machen, um in den Gemeinden und



auf den Ämtern die Fourageanfuhr zu ordnen. Nachts um 1 Uhr ritt ich von Warberg nach Schöninggen durch einen Teil des Elms und übersah, auf dem Berge über Warberg angelangt, die Straße, welche die französische Armee in größerer Ferne nahm, in gräßlich schöner Pracht. Feuersäulen bezeichneten die Linie, und der Horizont stand im feurigen Scheine vor mir. Wie kalt die Nacht, und wie eilig ich auch war, so hielt ich doch unwillkürlich an, um den großartigen Anblick länger zu genießen, und meinen Gedanken über eine Begebenheit Raum zu geben, die sich hier auf schauerlich erhabene Weise an des Himmels Höhen verkündigte und die das Höchste hier, als auf sein Zulassen geschehen, warnend zu bezeichnen schien.“

Am 6. September 1825 wurde Wilhelm Bode zum Magistratsdirektor (Oberbürgermeister) in Braunschweig gewählt. Besondere Verdienste um die Ordnung in der Stadt Braunschweig hatte er sich bei den Unruhen 1830 ebenso erworben, wie er maßgeblich an der Thronübernahme von Herzog Wilhelm mitgewirkt hat. Erfolgreich setzte sich Bode bei der neuen Regierung für die Rechte der Stadt ein, sodass Braunschweig zunächst eine jährliche Ausgleichszahlung von 36.000 Taler vom Staat erhielt, außerdem die Armenkasse einen Zuschuss von jährlich 7.000 Talern. Er nutzte das Geld, um die städtischen Armen- und Bildungsanstalten zu sanieren und auszubauen. Wilhelm Bode konnte auf eine erfolgreiche Tätigkeit als Magistratsdirektor zurückblicken, als er 1848 sein Amt niederlegte. In allen Jahren hatte sich Wilhelm Bode auch als Historiker und Archivar ausgezeichnet und insbesondere das Stadtarchiv gerettet und neu geordnet sowie zahlreiche historische Werke veröffentlicht. Am 20. April 1854 starb Wilhelm Bode in Braunschweig, hoch geachtet und als eine der führenden politischen Persönlichkeiten des Vormärz in Braunschweig.

Abb.: Portrait Wilhelm Bode von Christian Tunica, Öl auf Leinwand, um 1835, (Inv. Nr. LMB 21832). Repro Braunschweigisches Landesmuseum, I. Döring.

Braunschweigische Heimat Digital

Die Universitätsbibliothek Braunschweig digitalisiert die Braunschweigische Heimat

Dipl.-Ing. Carsten Elsner

„Was früher nur mühsam beschafft werden konnte, ist heute mit einem Mausklick erreichbar. Viele alte Bücher, Zeitschriften und Zeitungen sind mittlerweile frei im Internet verfügbar. Nun hat die Universitätsbibliothek der Technischen Universität Braunschweig ihrer digitalen Braunschweig-Sammlung, den sogenannten Brunsvicensien, (...) die „Braunschweigische Heimat“ hinzugefügt. Insgesamt wurden 12.000 Seiten der über 100 Jahrgänge des heimatkundlichen Schrifttums digitalisiert und auf dem Publikationsserver der TU Braunschweig veröffentlicht. So kann die Zeitschrift nun online gelesen oder heruntergeladen werden.“¹

Der Weg von der Print- zur digitalisierten Ausgabe der Braunschweigischen Heimat begann Ende Mai 2016, als die Herren Rolf Ahlers und Klaus Hermann Kontakt zur Universitätsbibliothek Braunschweig aufnahmen, um über die Möglichkeiten einer digitalen Veröffentlichung der Braunschweigischen Heimat auf der Digitalen Bibliothek, dem Publikationsserver der Technischen Universität Braunschweig² zu sprechen. (Abb. 1)

Schnell wurde klar, dass eine Zusammenarbeit für beide Seiten von Gewinn ist: Aus Sicht des Vereins sorgt die digitale Ausgabe der Braunschweigischen Heimat, die für alle historisch Interessierte jederzeit weltweit verfügbar ist, für eine größere Verbreitung der Texte, während die Volltexterkennung die Recherchemöglichkeiten deutlich erweitert. Aus Sicht der Universitätsbibliothek, die seit vielen Jahren die Digitalisierung von gedruckten Zeugnissen zur Geschichte

der Stadt und des Landes Braunschweig vorantreibt, wird die digitale Sammlung von Brunsvicensien um eine weitere Facette ergänzt. Zudem dient die Benutzung der digitalen Fassung auch der Schonung und Erhaltung früherer und seltener gedruckter Ausgaben.

Auf der Basis einer grundsätzlichen Übereinkunft galt es nun, die Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Kooperation zu schaffen. So bedurfte es für eine Veröffentlichung der Digitalisate in der Digitalen Bibliothek z. B. der Übertragung eines einfachen, unbefristeten Nutzungsrechts seitens des Landesvereins an die Universitätsbibliothek Braunschweig. Weiterhin mussten Umfang und Aufwand für den Digitalisierungsworkflow abgeschätzt werden, um einen Zeitplan für das Projekt zu entwickeln. Dazu musste auch abgeklärt werden, welche Einrichtungen oder Personen die nicht an der Universitätsbibliothek vorhandenen gedruckten Jahrgänge für die Digitalisierung zur Verfügung stellen könnten. Im Herbst 2016 präsentierte die Universitätsbibliothek dem Verein den neuen Publikationsserver der TU Braunschweig, der wenig später den altbewährten ablösen und den Nutzer/innen mehr Funktionalitäten und weitere Features bieten sollte.

Mit der schriftlichen Einwilligung zur Veröffentlichung der Braunschweigischen Heimat auf dem Publikationsserver konnte das Projekt Mitte November 2016 starten. Die Zeitplanung sah vor, die Arbeitsschritte Digitalisierung, Strukturdatenerfassung, Katalogisierung und Veröffentlichung bis Ende Februar 2017 abzuschließen.

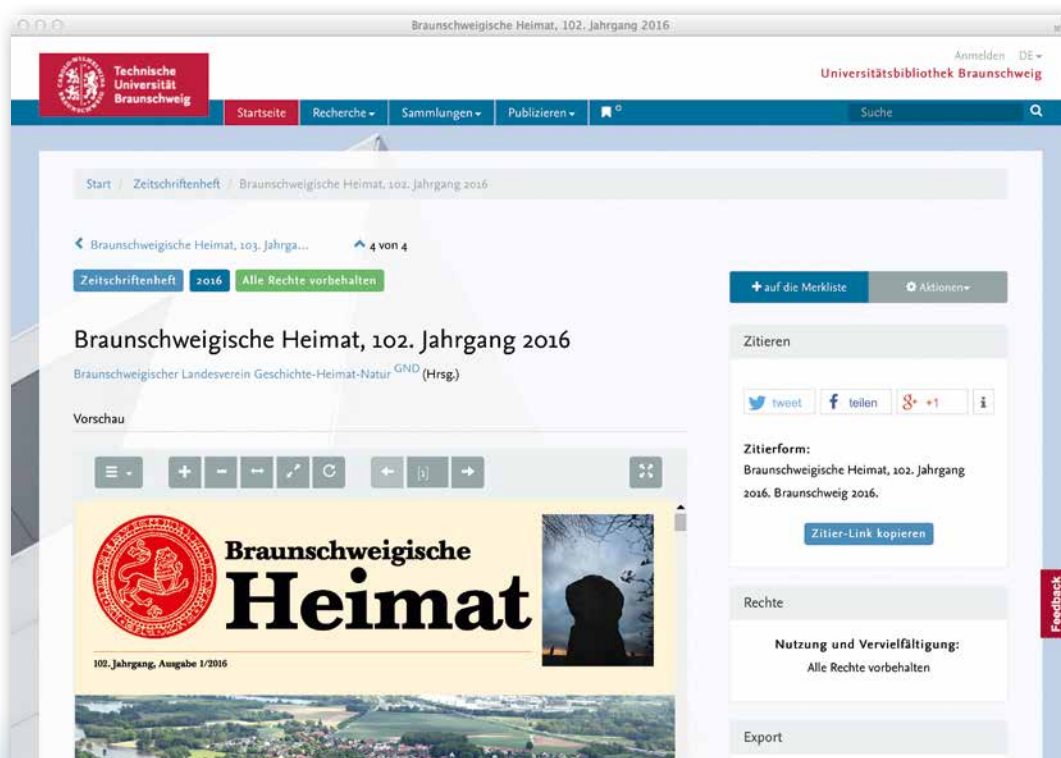


Abb. 1: Die Braunschweigische Heimat Digital.

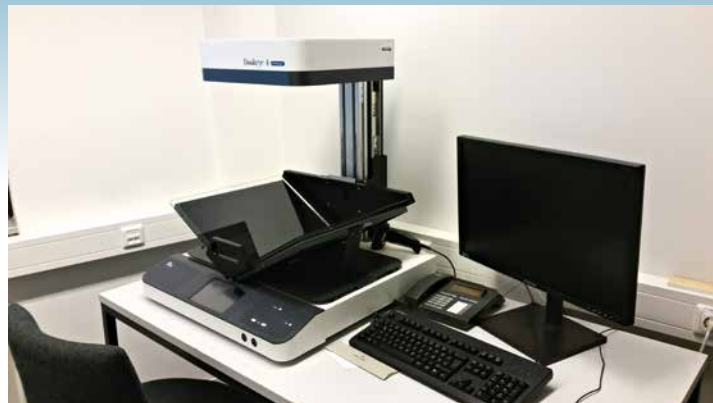
Abbildungsnachweis:
Universitätsbibliothek
Braunschweig.

Der Gesamtumfang der Braunschweigischen Heimat umfasst 102 Jahrgänge mit ca. 12.000 Seiten, die bis auf wenige Ausnahmen im Bestand der Universitätsbibliothek vorhanden sind. Für die Digitalisierung der an der Universitätsbibliothek fehlenden Jahrgänge konnte dankenswerterweise auf Bände der Stadtbibliothek Braunschweig zurückgegriffen werden.

Die Digitalisierung der gedruckten Bände erfolgte Jahrgangsweise. In weiteren Arbeitsschritten wurden sogenannte Strukturdaten erfasst, die die Navigation in der digitalen Ausgabe erleichtern, und die elektronischen Ausgaben katalogisiert, bevor die Digitalisate schlussendlich auf dem Publikationsserver veröffentlicht wurden.

Dank der sehr guten technischen Infrastruktur (Abb. 2) und dem Know-how der Mitarbeiter/innen des Teams Digitale Bibliothek und Publikationsservices der Universitätsbibliothek schritten die Arbeiten zügig voran. Mitte Januar 2017 war bereits ein Großteil der Braunschweigischen Heimat digitalisiert, sodass den Vertretern des Vereinsvorstands ein erster Eindruck der zukünftigen Online-Präsentation (Abb. 1) präsentiert werden konnte. Bis zum avisierten Termin Ende Februar 2017 wurden Strukturdatenerfassung, Katalogisierung und Publikation abgeschlossen.

Die Mitte März 2017 in der Projektabschlussbesprechung angesprochenen Details und kleineren Korrekturwünsche waren schnell umgesetzt, sodass nach ca. drei Monaten Projektlaufzeit die Braunschweigische Heimat Digital nunmehr vollständig auf dem Publikationsserver der TU Braunschweig³ verfügbar ist. Die Ergebnisse der Kooperation zwischen Verein und Universitätsbibliothek wurden am 30. März 2017 in der Mitgliederversammlung des Landesvereins vorgestellt. Mit ihrer digitalen Ausgabe ist die Braunschweigische Heimat nun sowohl für die Forschung als auch für die breite, interessierte Öffentlichkeit weltweit zugänglich. Verbunden mit den technischen Möglichkeiten eines zeitgemäßen Publikationsservers wie Navigationsmenü, Volltextsuche, Hervorhebung von Suchbegriffen und pdf-Generierung (Abb. 3) bieten sich den Nutzer/innen umfassende Recherche- und



Nutzungsmöglichkeiten, wodurch diese wertvolle historische Quelle für die stadtgeschichtliche Forschung an Bedeutung gewinnt.

Mit dem Abschluss des Digitalisierungsprojekts startete zugleich der Regelbetrieb für die Braunschweigische Heimat Digital, da die Sammlung im Jahresrhythmus kontinuierlich ausgebaut wird. Zudem werden auch die technischen Möglichkeiten des Publikationsservers stetig erweitert und verbessert, sodass zukünftig auch die Digitalisate mit Text in Frakturschrift im Volltext recherchierbar sein werden. Mit der Digitalisierung der Braunschweigischen Heimat geht die Universitätsbibliothek wie für all ihre digitalisierten Bestände die Verpflichtung ein, die Langzeitarchivierung dieser Digitalisate zu gewährleisten. Diese Aufgabe erfüllt sie in Kooperation mit der Technischen Informationsbibliothek Hannover, in deren Langzeitarchivierungssystem die Digitalisate eingespeist werden.

Anmerkungen

¹ Offizielle Pressemitteilung der TU Braunschweig vom 02.05.2017 [Auszug] <https://magazin.tu-braunschweig.de/pi-post/ueber-100-jahre-heimatwissen/>

² Brunsvicensien-Sammlung des Publikationsservers der TU Braunschweig: <https://publikationsserver.tu-braunschweig.de/content/collections/brunsvicensien.xml>

³ <https://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/64191>

Abb. 2 oben: Digitalisierungsplatz in der Universitätsbibliothek.

Abb. 3 unten: Navigationsmenü (als Ergebnis der Strukturdatenerfassung) und Volltextsuche.





Zweckverband/ Regionalverband „Großraum Braunschweig“ – 25 erfolgreiche Jahre

Rolf Ahlers

Ein großer Erfolg traf die Interessen der Bevölkerung direkt, es ist der seit dem 01.11.1998 geltende Verbundtarif für den ÖPNV. Damit stiegen die Fahrgastzahlen erheblich, auf inzwischen etwa 100 Millionen Fahrgäste im Jahr. Mit einem Ticket, es gilt für Busse, Bahnen und Anrufliniertaxis, können sie beispielsweise von Wittingen nach Braunlage zu fahren. Wichtig war auch die „Vertaktung“, so wurden an Umsteigepunkten die Ankunfts-/Abfahrtszeiten aufeinander abgestimmt. Im Interesse einer wirtschaftlichen Auslastung der (Schul-)Busse war es an einzelnen Orten geboten, die Schulanfangs- und Schlusszeiten anzupassen. Im Verbandsgebiet befinden sich 427 km Eisenbahnstrecken mit 47 Bahnhaltepunkten. Es gibt etwa 3500 Haltestellen, rund 250 lokale Buslinien und die 40 Linien der RegioBusse, diese verkehren schnell und direkt, sie verbinden Punkte mit erhöhter Mobilität. Die modernen, verbandseigenen Züge mit dem Schriftzug „enno“ (= Elektro-Netz Niedersachsen-Ost) befahren die Strecken Wolfsburg-Braunschweig-Hildesheim und Wolfsburg-Hannover, sie sind schnell unterwegs und bei den Fahrgästen beliebt. (Abb. 1)

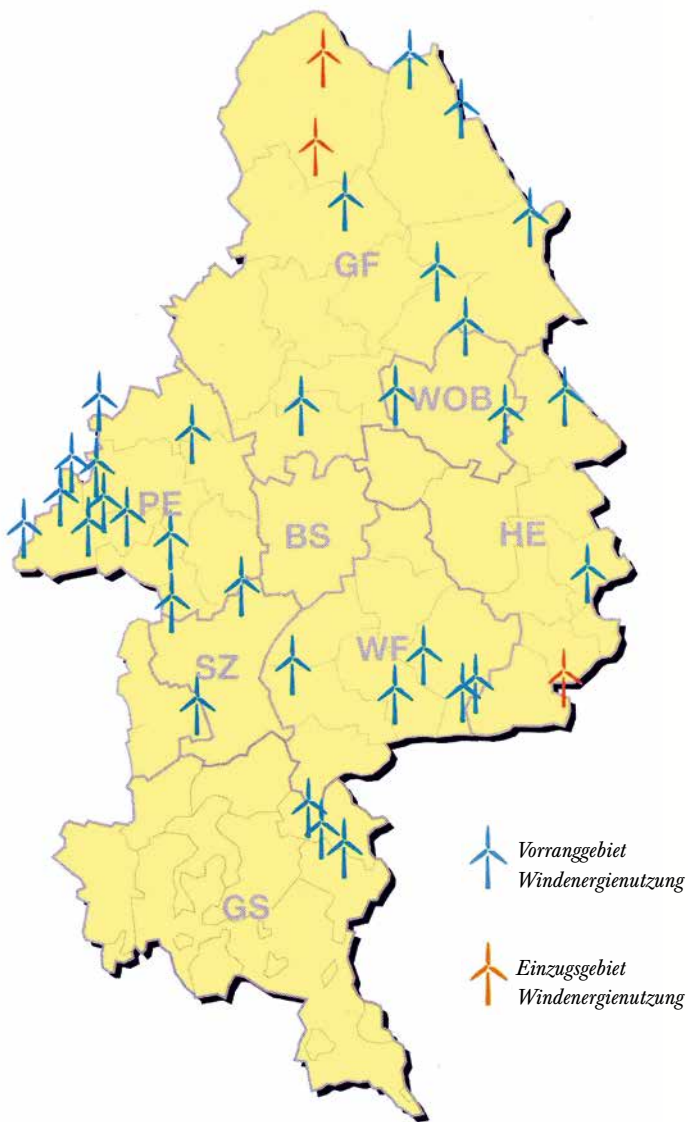
Die Regionalplanung befasste sich mit Großprojekten, wie den Forschungsflughafen Braunschweig-Wolfsburg, die Erweiterung des Autobahnnetzes, große Einzelhandelsobjekte (z. B. Schlosscenter Braunschweig, Factory-Outlet-Center Wolfsburg) und die Ansiedlung des VW-Logistikzentrums in Wendeburg-Harvesse. Im Allgemeinen geht es um Beeinflussung der Siedlungsentwicklung, beispielsweise mit dem Regionalen Einzelhandelskonzept zur Sicherstellung der Grundversorgung in der Region, wobei die Bauleitplanung weiterhin die Aufgabe der Kommunen ist.

Abb. 1 oben: Fahrkarte für den Verkehrsverbund Region Braunschweig, verwendet von Kerstin Schäfer.

Es begann mit dem Gesetz über die Bildung des Zweckverbandes „Großraum Braunschweig“ (ZGB) vom 27.11.1991, in Kraft ab 01.11.1991. Verbandsglieder: Die kreisfreien Städte Braunschweig, Salzgitter, Wolfsburg und die Landkreise Gifhorn, Helmstedt, Peine, Wolfenbüttel. Aufgaben in den Bereichen: Regionalplanung/Raumordnung und Öffentlicher Personennahverkehr (ÖPNV). Mit Änderungsgesetz vom 12. 09.1996, in Kraft ab 01.11.1996, kam der Landkreis Goslar als Verbandsglied hinzu. Laut Gesetz zur institutionellen Weiterentwicklung des Zweckverbandes „Großraum Braunschweig“ vom 02.03.2017, in Kraft ab 22.03.2017, heißt es nunmehr Regionalverband „Großraum Braunschweig“ und weitere Aufgaben kamen hinzu, z. B.: Verkehrsentwicklungsplanung und Hochwasser-

schutz. Im Verbandsgebiet mit über 5.000 km² Fläche wohnen etwa 1,1 Mio. Personen.

Die Verbandsversammlung als politisches Gremium – mit 59 Abgeordneten, die von den Stadträten bzw. Kreistagen der Verbandsglieder bestimmt wurden, ab 2021 findet die Direktwahl statt – wählte aus ihrer Mitte die/den Verbandsvorsitzende/n (Helmut Kuhlmann 1991-1996 und 2006-2011, Ulrike Block-von Schwartz 1996-2001, Detlef Tanke 2001-2006 und seit 2011) als repräsentative/n Vertreter/in sowie den Verbandsdirektor (Dr. Martin Kleemeyer 1992-2009, Hennig Brandes seit 2010) als Leiter der Verwaltung. Die Verbandsfinanzierung geschieht aus Landeszuschüssen zum ÖPNV und der von den Verbandsgliedern erhobenen Verbandsumlage.



Die übergeordneten öffentlichen Ansprüche an den Raum auf regionaler Ebene sind zu sichern und zu ordnen. Daher war als zentrale Aufgabe der Regionalplanung das Regionale Raumordnungsprogramm (RROP) aufzustellen. Fortschreibungen berücksichtigen neuere Entwicklungen und Anforderungen. Das RROP legt die angestrebte räumliche Entwicklung für die Region fest: Es weist beispielsweise Orte aus, auf die sich die Siedlungsentwicklung konzentrieren soll, macht Aussagen zur Entwicklung von Wohn-, Gewerbe- und Industrieflächen oder benennt Bereiche, in denen Natur und Landschaft Vorrang haben. Auf dieser Basis erfolgte die Ausweisung von Vorrangflächen für Windenergieanlagen (Abb. 2) oder auch für den Rohstoff-Abbau: Gesteine, Kies – Ausgleich zwischen wirtschaftlichen Interessen bzw. Notwendigkeiten und dem gewünschten Mehrwert für die Menschen, den Arten- und Biotopschutz. Für den Hochwasserschutz – „alle paar Jahre“ treten Flüsse über die Ufer und hinterlassen Schäden – gibt es nunmehr umfangreiche Hinweise ebenso wie beispielsweise auch zu einem „alltagstauglichen“ Radwegenetz und zu touristisch schönsten Sehenswürdigkeiten der Region, in der es sich gut leben lässt.

Der „Abend der Region“ fand es mehrere Jahre als Abendveranstaltung auf der „Regionalmesse Harz + Heide“ in Braunschweig statt. Nach einem Fachvortrag, einmal von Bernd Peter Pischetsrieder (VW-Vorstandsvorsitzender), war es ein Forum für Gespräche und Begegnungen auf regionaler Ebene. (Abb. 3)

Quellen: Niedersächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt, ZGB-Tätigkeitsberichte und Webseite des Regionalverbandes.



Abb. 2 oben: Landkarte zur Windenergienutzung.

Abb. 3 unten: 2006 wurde das moderne Schienenfahrzeug „Coradia Lint 27“ präsentiert.

Der Braunschweiger Chemiker Friedrich Ludwig Knapp

*und die Erinnerungen seines Sohnes
Georg Friedrich und seiner Enkelin Elly*

*Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel
Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte
an der TU Braunschweig*



Bei Justus von Liebig promovierte 1837 der in Michelstadt im Odenwald 1814 geborene Friedrich Ludwig Knapp (1814-1904). Knapp heiratete auch Liebig's Schwester und war Großvater von Elly Heuss-Knapp, der Frau des ersten deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss. Friedrich Ludwig Knapp übernahm 1863 den neu geschaffenen Lehrstuhl für chemische Technologie an der Technischen Hochschule Braunschweig. Aufgrund seiner Verdienste um den Ausbau dieser Forschungsrichtung wurde Knapp 1900 der erste Dr.-Ing. e.h. der Technischen Hochschule Braunschweig, nachdem gerade erst das Promotionsrecht an die Technische Hochschule verliehen worden war. Sein Sohn, Georg Friedrich Knapp (1842-1926), der den Wechsel von München nach Braunschweig nicht unmittelbar mitmachen musste, erinnerte sich später an diese „Braunschweiger Phase“ seiner Kindheit und Jugend: „Ende September (1863) kam ich zum ersten Male nach Braunschweig. Meine Eltern wohnten in der „Neuen Straße“ in einer sehr unbequemen Wohnung, weil keine andere frei war. Die alte niederdeutsche Stadt gefiel mir sehr.“

Besondere Beziehungen pflegte die Familie Knapp damals zu den Verlegern Vieweg und Westermann. Im Vieweg-Verlag erschienen nicht nur die Hauptwerke Liebig's, sondern auch die wichtigsten Publikationen von Friedrich Ludwig Knapp. Sehr bald bezog die Familie Knapp eine repräsentative Wohnung im Vieweghaus am Burgplatz, wo der bekannte Chemiker schließlich über 40 Jahre wohnen blieb. Die Verlegerfamilie Vieweg hatte im gesellschaftlichen Leben Braunschweigs eine bedeutende Stellung und insbesondere Eduard Vieweg stand im Mittelpunkt der Familie: „Patriarchalisch herrschend: ein gewaltiger Herrscher, mit der hohen Oberlippe an einen Engländer erinnernd; fast wie ein englischer Seemann sah er aus“, erinnert sich Georg Friedrich Knapp in seinen Aufzeichnungen. Einblicke in das Leben und die Besonderheiten der Braunschweiger Familien gewann der junge Knapp besonders bei den Spielen in dem legendären riesigen Garten der Familie Vieweg, den einst Joachim Heinrich Campe angelegt hatte und von dem heute nur noch ein kümmerlicher Rest gegenüber dem Hauptbahnhof vorhanden ist.

*Abb. oben: Friedrich Ludwig Knapp um 1875.
Quelle unbekannt, Universität Braunschweig.*

Der Vater Friedrich Ludwig Knapp, der seit 1853 an der Universität München wirkte und gleichzeitig Leiter der königlichen Porzellanmanufaktur Nymphenburg war, gelangte kaum aus dem Schatten seines Schwagers Justus von Liebig und drohte in München beruflich zu scheitern. So kam 1863 der Ruf aus Braunschweig gerade zur rechten Zeit, gleichzeitig war das Fach technische Chemie erstmals in Braunschweig mit einem Ordinarius vertreten. Es war dies die Zeit, da eine heftige Diskussion um die Chemieausbildung insgesamt einsetzte. Die chemische Industrie forderte eine praxisnahe Ausbildung hin zum Spezialisten. Die Vertreter der chemischen Technologie vertraten gegenüber den Ansprüchen der Industrie den Standpunkt, dass die Studenten eine breit gefächerte Fachausbildung durchlaufen sollten. Diesem Grundsatz blieb die Technische Hochschule auch am Ende des 19. Jahrhunderts im Fach Chemie treu, obwohl sich der Schwerpunkt der Hochschule auf Maschinenbau und Bauwissenschaften verlagerte. Den regionalen Wirtschaftsstrukturen sahen sich allerdings auch die Chemiker der Gründerzeitperiode verpflichtet, um in der Verbindung mit der regionalen Wirtschaft zum einen Finanzmittel einzuwerben und zum anderen die Industrie vor Ort mit gut ausgebildeten Fachkräften zu versorgen. Daher richtete man in Braunschweig ein Zentrum für Zuckertechnologie ein, das 1890 den Lehrbetrieb aufnahm. Allerdings war dies auf Dauer keine glückliche Entscheidung, hatte man doch letztlich entgegen den realen Anforderungen des Marktes geplant.

Für die Familie Knapp aber sollte sich der Wechsel von München nach Braunschweig als erfolgreich und zufriedenstellend erweisen, sodass der Sohn abschließend urteilen konnte: „Das Carolinum, das sich zu einer polytechnischen Schule entwickeln sollte, war noch ganz unbedeutend, aber es schien mir doch, als wäre die volle Stellung, die mein Vater als Professor der technischen Chemie dort einnahm, ein Vorzug gegenüber der Stellung in München.“ Der Forschungsstandort Braunschweig nahm also schon am Ende des 19. Jahrhunderts eine herausragende Stellung ein, selbst im Vergleich mit München. Der Sohn jedoch blieb nicht in Braunschweig, sondern studierte in München und Berlin, wurde ein berühmter Nationalökonom an der neu gegründeten Universität in Straßburg. Er war mit Lydia von Karganow verheiratet und die Tochter Elly Knapp wurde 1881 in Straßburg als „Bürgerin zweier Welten“ geboren, für

die allerdings Braunschweig der wichtigste Ort ihrer Kindheit werden sollte.

Elly Heuss-Knapp und ihre Kindheit in Braunschweig

„Bürgerin zweier Welten“, so ist eine Biographie in Briefen und Aufzeichnungen benannt, die das Leben von Elly Heuss-Knapp, der Ehefrau des ersten Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Theodor Heuss, beschreibt. Wohlbehütete Professorentochter, politisch engagierte Sozialreformerin, Repräsentantin des Staates und Gründerin des Müttergenesungswerkes, dies sind nur vier Aspekte, die Elly Heuss-Knapp charakterisierten und für ihre Generation unvergesslich in Deutschland werden ließen.

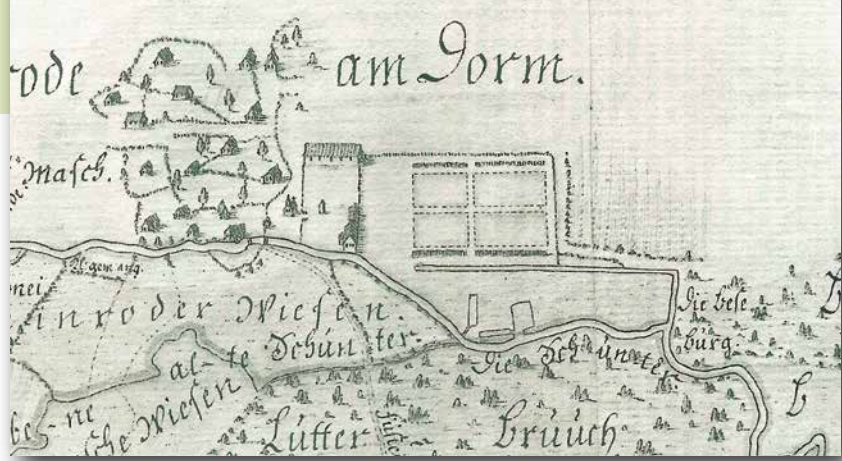
Am 25. Januar 1881 wurde Elisabeth Eleonora Anna Justine Knapp in Straßburg geboren. Ihr Vater war als Professor der Nationalökonomie an der neu gegründeten Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg tätig, ihre Mutter Lydia, geborene von Karganow, stammte aus dem Kaukasus. Gerade in ihrer Kindheit besaß Elly Knapp auch enge Beziehungen zu Braunschweig, an das sie in ihren späteren autobiographischen Erinnerungen stets gerne zurückdachte. Elly Knapp verehrte ihren Großvater sehr und entsprechend eng waren die Bindungen nach Braunschweig. Wegen einer schweren Erkrankung der Mutter gleich nach der Geburt von Elly kam das Kleinkind bereits im Mai 1881 für fast zwei Jahre zu den Großeltern nach Braunschweig. Hier im Braunschweiger Dom fand 1881 auch die Taufe von Elly Knapp statt. Gleich gegenüber, im Hause des Verlegers Vieweg, in dessen Verlag auch die meisten der Werke von Liebig und Knapp erschienen sind, wohnte der geliebte Großvater. Elly Heuss-Knapp erinnerte sich in ihren späteren Aufzeichnungen „Ausblick vom Münsterturm“ an die Braunschweiger Zeit:

„Häufig besuchte ich den Großvater – er wurde 91 Jahre alt – in Braunschweig. Das Viewegsche Haus, in dem er wohnte, war ein herrlicher klassizistischer Bau gegenüber dem Dom. Die Seitenstraßen der Kliner zeigen uralte Fachwerkhäuser kunstgeschichtlicher Berühmtheiten. Aber hier wohnte das Proletariat in luftloser Enge, und hier sah ich in einer sozialdemokratischen Buchhandlung die ersten Agitationsbroschüren. Eine davon hieß „Die Kirche im Dienst des Unternehmertums“. Nach langem Zögern kaufte ich sie. Der Eindruck war so niederschmetternd, dass ich jedes Mal, wenn die Domglocke zu Mittag vier schwere Schläge tat [...] an die Versöhnung des Proletariats mit der Kirche mich mahnen ließ. Das eröffnete ein neues Verständnis für Naumanns Gedanken, für die auch mein Großvater gewonnen wurde.“

Es war dies ein Werk aus dem Verlag und der Buchhandlung von Wilhelm Bracke (1842-1880), das Elly Knapp mit Gedanken jener Sozialreformen vertraut werden ließ, für die sie sich später selbst als junge Frau und bekannte Rednerin im Kreise von Friedrich Naumann und Theodor Heuss einen Namen machte. Als der Großvater 1904 in Braunschweig verstarb, verlor Elly Knapp, die 1908 den politischen Journalisten Theodor Heuss heiratete und zunächst in Berlin lebte, den unmittelbaren Kontakt zu Braunschweig. In ihrer Erinnerung aber blieb die Stadt, in der sie weitgehend ihre Kindheit verbracht hatte, stets lebendig und vor allem das prachtvolle Vieweghaus, in dem der Großvater über 40 Jahre bis zu seinem Tod am 8. Juni 1904 gewohnt hatte. Elly Heuss-Knapp zählt so zu denjenigen Prominenten in Deutschland, die persönlich eine enge Bindung zu Braunschweig besaßen hatten, ohne dass dies in der Chronik unserer Stadt besonders bekannt geworden ist.

Abb.: Das Vieweg-Haus, 2017. Foto Uwe Krebs.





Park des Rittergutes Beienrode (Königsutter)

Die Parkanlage des Rittergutes wirkt heute wie ein verwundenes grünes Kleinod an der Schunter. Von der einstigen Parkgestaltung zeugen viele alte Bäume. Im Frühjahr leuchten tausende Buschwindröschen aus den Waldbereichen heraus. Dann folgen Bärlauch und Wiesenschaumkraut und färben Wald und Wiesen weiß. Die extensive Parkpflege lässt der Natur viel Raum und der stimmungsvolle Weg entlang der Schunter gestattet einen wahrlich erhabenen Blick über die Wiesen des Naturschutzgebietes Lutterlandbruch. Auch wenn nur wenige Zeugnisse aus der Geschichte des Parks vorliegen, ein Besuch der restaurierten Gutsanlage und Spaziergänge unter den knorrigen Bäumen sind zu jeder Jahreszeit ein Natur- und Kulturerlebnis.

Beienrode ist seit seinen Anfängen stark von der adeligen Grundherrschaft geprägt. Ein „Bauerndorf“ ist es nie richtig gewesen, es blieb immer ein Gutshof. So bestanden im 18. Jahrhundert neben der Gutsanlage nur 7 Kotsassenstellen, die zusammen 11 Morgen Land bewirtschafteten. Ein Auskommen war damit nicht zu erzielen; große Höfe fehlten ganz.

Mit einer Urkunde aus dem Jahr 980 tritt Beienrode in die schriftliche Überlieferung ein. Kaiser Otto II. übertrug auf Veranlassung des Markgrafen Dietrich von Haldensleben villa Bodenrod einem Grafen namens „Mamecho“ erb- und eigentümlich. 1373 wird ein Jordene von Boyenrode als Eigentümer genannt. 1402 geben die von Hondelage die Hälfte des Zehnten an das Kloster Riddagshausen.

342 Jahre von Veltheim

Das Adelsgeschlecht von Veltheim übernahm 1411 das Rittergut und lenkte dann für fast 400 Jahre die Geschicke des Dorfes. Bauliche Hinterlassenschaften aus dieser Zeit sind die Kapelle (um 1433) und zum Teil der Gutshof. Georg Phillip von Veltheim (1703-1758) begann im Jahr 1735 mit der Umgestaltung der Anlage. Von den davor bestehenden Gebäuden ist nichts erhalten geblieben, eventuell ist noch die Mauer entlang der Steinumer Straße ein Überbleibsel des ursprünglichen Gutshofes. Georg Philipp stellt 1753 den Weiterbau ein, verkaufte das Gut und zog nach Destedt. Willecke (1925) schreibt, dass das Wohnhaus zu diesem Zeitpunkt noch nicht fertiggestellt war und es auch nie werden sollte. Vermutlich sollte es gegenüber der Toreinfahrt seinen Platz finden. Das jetzige Wohngebäude war ursprünglich ein Stall. Die Schmuckseite des prächtigen Gebäudes mit dem wunderbaren Altan liegt direkt an der Schunter. Normalerweise wäre es zur Gartenseite ausgerichtet.

Auf einer Grenzkarte aus dem Jahr 1726 (Abb. 1) sind die auf Georg Philipp von Veltheim zurückgehenden Gebäude noch nicht zu sehen. An der Stelle des heutigen Parks ist eine Gartenanlage eingezeichnet. Auf der Karte ist noch der ursprüngliche, sich durch die Wiesen schlängelnde Verlauf der Schunter zu sehen, aber auch schon der kanalartige Graben entlang des Parks, der wenig später zum noch heute existierenden Verlauf wurde. An Georg Philipp von Veltheim und seine Frau Charlotte Katharina von Lindheim (1704-1784) erinnern die beiden Wappen über der Einfahrt im Torhaus des Gutes.

Abb. 1 oben: Ausschnitt aus einer Grenzkarte des Jahres 1726 (aus: Kretzschmar, 1975).

Abb. 2 unten: Eingang zum Erbbegräbnis. Foto: Klaus Hermann.

Abb. 3 rechte Seite oben: Preußische Landesaufnahme. Parkzustand ca. 1900.

Abb. 4 rechte Seite unten: Deutsche Grundkarte 1:5.000 (ca. 1970) mit eingezeichnetem Schunterverlauf aus der Grenzkarte von 1726 (aus: Kretzschmar, 1975).



100 Jahre wechselnde Besitzer

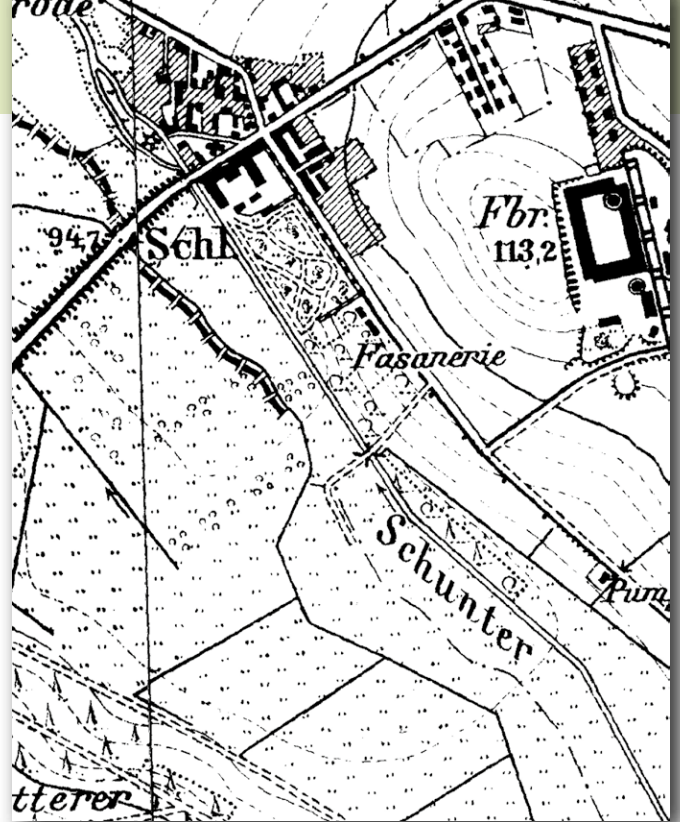
Das Gut Beienrode wurde 1753 an den Berghauptmann Georg Gottfried von Bülow verkauft. Nach dessen Tode ging das Gut an seinen Sohn, den Hofjagdjunker, späteren Oberforstmeister und Drost von Johann Julius Karl Franz von Bülow über, der mit Elisabeth Auguste von Veltheim (*05.12.1742), einer Tochter Georg Philipps von Veltheim, verheiratet war. Von diesem erwarben es der Major, spätere Generalleutnant Johann August v. Veltheim und dessen Gattin Amalie Philippine, geborene von Hugo-Sulz. Amalie Philippine hatte als Bevollmächtigte ihres Ehemannes schon 1813 die Landwirtschaft an Hauptmann von Horn in Uhry verpachtet. Die Eigentumswechsel wurden nun immer kurzfristiger: 1829 Karl Georg von Garben, 1840 Ludwig Thedel Georg von Cramm, 1849 Gutsbesitzer B. Kuntzen.

1860-1936: Freiherren Knigge

1860 hatte Oberstleutnant Otto Freiherr Knigge (1808-1885) das Rittergut erworben. Er war der Vater von Leo Freiherr Knigge (1848-1906), Vizeoberjägermeister des Herzogs von Braunschweig. Leo ließ im Park das Erbbegräbnis anlegen und wurde dort als erster im Alter von 58 Jahren begraben. (Abb. 2) Seine Söhne Odal und Norwin fielen im Ersten Weltkrieg und wurden ebenso wie ihre Mutter, geborene Freiin Hildegard von Cramm im Parkfriedhof beerdigt.

Berühmter Vorfahre war Adolph Freiherr Knigge (1752-1796), Schriftsteller der deutschen Aufklärung und Verehrer der Französischen Revolution. Berühmt wurde er mit seinem Buch „Über den Umgang mit Menschen“, ein soziologisch ausgerichtetes Werk der Aufklärung und kein Benimmratgeber, für das es allgemein gehalten wird. Er legte das „von“ im Namen ab.

Die Freiherren Knigge waren das letzte Adelsgeschlecht in Beienrode. Durch den frühen Tod der männlichen Erben fiel das Rittergut als Majoratsbesitz an den in Hannover wohnenden Kurt Freiherr Knigge.



1936-1952: Prof. Herbert Gericke.

1936 verkaufte Kurt Freiherr Knigge das Rittergut an Prof. Herbert Gericke. Gericke war Zeichenlehrer an der Unterichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums in Berlin und Mitarbeiter im preußischen Kultusministerium. Herbert Gericke übernahm 1929 die Direktion der deutschen Kunstakademie „Villa Massimo“ in Rom. Aus Anlass des Hitlerbesuches in Rom 1938 wurde er aufgrund seiner Verbindungen zur jüdischen Stifterfamilie des Gründers der Akademie, Eduard Arnhold, aus dem Amt entlassen. Nach dem 2. Weltkrieg wurde 1956 auf der Grundlage eines bilateralen deutsch-italienischen Kulturabkommens die Villa Massimo an Deutschland zurückgegeben und als Kunstakademie wiederer-

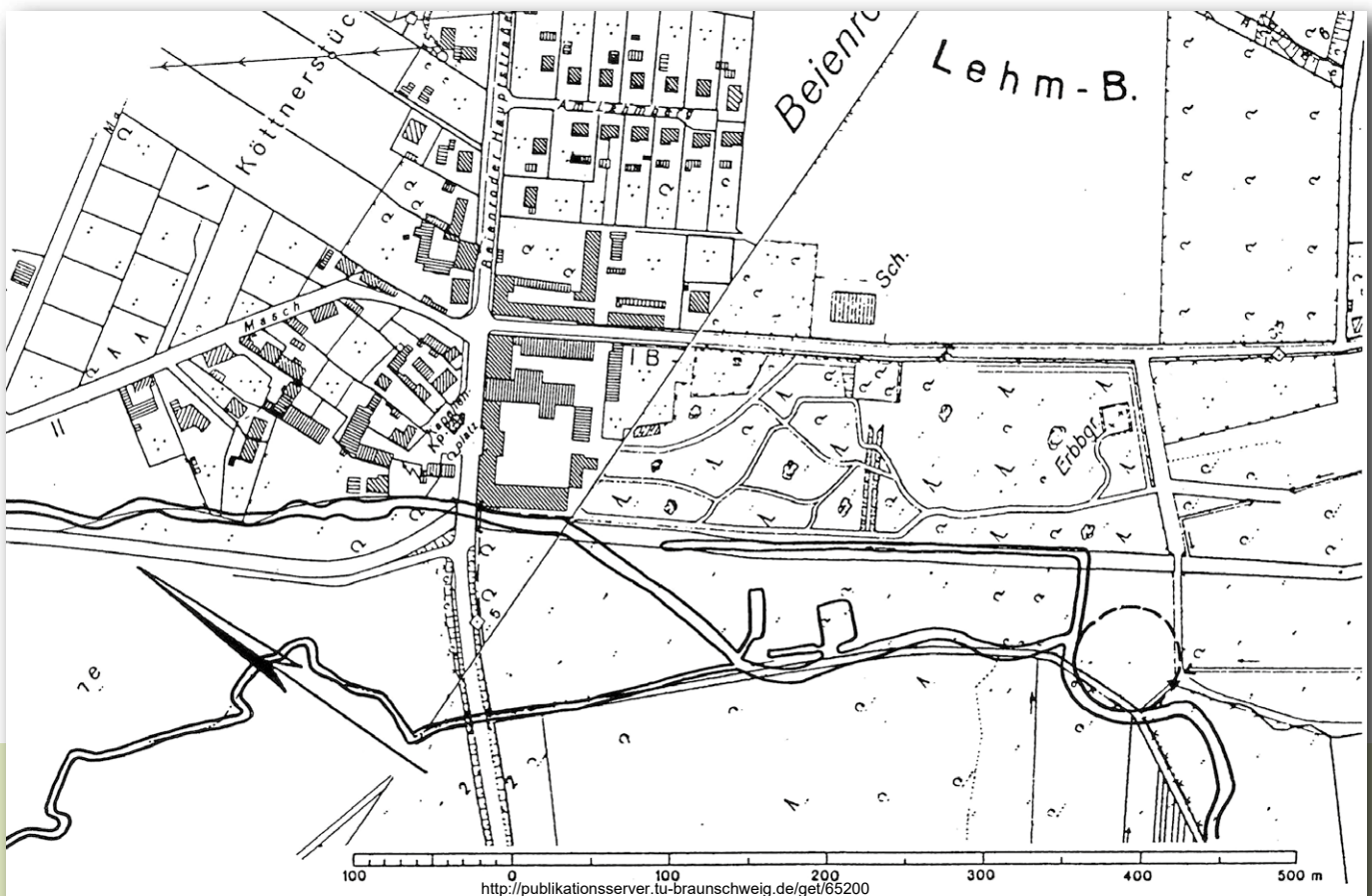




Abb. 5: Treppe zur Schunter vor dem Altan des Herrenhauses.
Foto: Sammlung Christa Hertel.

öffnet. Ihr Leiter wurde bis 1965 wieder Herbert Gericke. In Beienrode ließ Gericke umfangreiche Umbauten im Herrenhaus vornehmen.

1952 bis heute: Flüchtlingsselbsthilfewerk und Haus der helfenden Hände.

Das Rittergut ging 1952 in den Besitz des Flüchtlingsselbsthilfewerks des Hilfskomitees der evangelischen Deutschen aus Ostpreußen und wurde zur Heimat für ostpreußische Pfarrwitwen und -waisen. Im letzten Drittel des letzten 20. Jahrhunderts war das ehemalige Gut Ort der Pfingsttreffen der Friedensbewegung und der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. 2001 wurde das Rittergut umfassend saniert und wird heute als Alten- und Pflegeheim durch die gemeinnützige „Haus der helfenden Hände GmbH“, deren Gesellschafter die Evangelische Stiftung Neuerkerode und die Maria-Stehmann-Haus-Stiftung ist, betrieben. Die zum Rittergut gehörenden Ländereien sind seit 1975 verpachtet.

Die Parkanlage

Um die Geschichte der Parkanlage aufzuhellen, reichen die Literaturquellen nicht aus. Nur durch intensive Archivarbeit kann vielleicht die frühere Nutzung und Gestaltung nachvollzogen werden. Die Karte von 1726 (Abb. 3) zeigt an der Stelle des heutigen Parks eine Gartenanlage. Dabei wird es sich vermutlich nicht um eine barocke Anlage gehandelt haben, sondern eher um einen Küchengarten. Aber auch dieser Nutzgarten kann neben Gemüse- und Obstanlagen auch Zierelemente enthalten haben. Der sich heute als eine einheitliche Grünfläche darstellende Park besteht historisch aus zwei Teilen. Die eigentliche Parkanlage ist der Bereich zwischen Rittergut, Schunter und Steinumer Straße gelegene Teil, der entlang der Straße von der Natursteinmauer eingefasst ist. Der südlich davon befindliche Teil, der bis an den Feldweg heranreicht, ist erst später dazugekommen.

Als von Cramm das Rittergut 1840 kaufte, wurde ein Inventar aufgestellt, in dem auch der Garten aufgeführt ist: „... ein circa 7 Morgen großer, mit verschiedenen Lustparthien, namentlich einem Boskett (= „Gehölz“ oder „Dickicht“, ein „Lustwäldchen“), einer Terrasse und einer großen Allee von Kastanienbäumen, geschmückter landschaftlicher und ein etwa 1 1/2 Morgen großer Garten für den Pächter ...“. Leider

existieren keine Gehölzlisten, Pläne oder Abbildungen, die die Veränderungen und Entwicklungen des Parks dokumentieren.

Die nächste bildliche Darstellung des Parks erhalten wir mit der Preußischen Landesaufnahme (Abb. 4). Das „Urmess-tischblatt“, die erste Karte im Maßstab 1:25.000, zeigt den Zustand um 1900. Hier ist mit genauer Wegeführung ein landschaftlich gestalteter Park eingezeichnet. Die an der Steinumer Straße verlaufende Natursteinmauer schloss den Park nach Norden hin ab. Diese Abgrenzung ist heute nicht mehr vorhanden. Interessant ist, dass der südlich angrenzende Teil schon einen großen Waldanteil aufgewiesen haben muss. Ferner sind zwei Gebäude und zwei Freiflächen zu erkennen, die Nutzflächen gewesen sein könnten. Über diesen Parkteil ist der Schriftzug „Fasanerie“ gelegt. Der Eigentümer zurzeit der Erstellung des Messtischblattes war Leo Freiherr Knigge (1848-1906). Er war Vizeoberjägermeister des Herzogs von Braunschweig. Es wird sich hier eine größere Aufzuchtanlage für Jagdfasane befunden haben.

Bemerkenswert ist ferner der Eiskeller in der südöstlichen Ecke des ursprünglichen Parks. Er stellt sich heute als bewaldeter Hügel dar und ist noch begehbar. Über sein Alter ist nichts bekannt. Er lässt aber darauf schließen, dass der alte Parkteil und eventuell auch der südlich angrenzende früher als Nutzgarten betrieben wurden.

Ein bedeutendes Element im Beienroder Gutspark ist das Familienbegräbnis der Freiherren Knigge. Von einer hohen Mauer umgeben und mit einem schmiedeeisernen Tor abgeschlossen, ist er auch heute noch Begräbnisplatz und ein Ort der stillen Einkehr.

Den alten herrschaftlichen Glanz lässt heute noch die dem Altan des Herrenhauses vorgelagerte Treppe zur Schunter (Abb. 5) erkennen; auch wenn nur noch eine Steinkugel auf den Brüstungen vorhanden ist. Der Zugang zum Park erfolgte von hier aus entlang der Schunter zu einer Kastanienallee. An dem heute hier verlaufenden Rasenweg stehen noch immer einige alte Kastanien. Nachgepflanzte Bäume erhalten das stimmungsvolle Schattenspiel zwischen den Gehölzen, der Wiesen im Naturschutzgebiet Lutterlandbruch und der Schunter.

Der Beienroder Gutspark ist über das Rittergut oder den südlich angrenzenden Feldweg frei zugänglich.

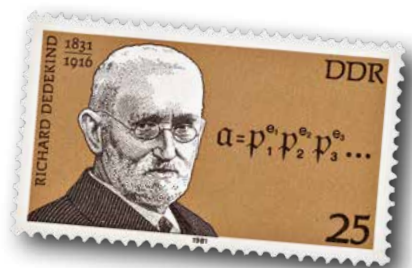
Literatur:

- Spengemann, Wilhelm Cornelius: *Chronik der Gemeinde Beienrode*. 1980. <http://beienrode.de/index.php?item=7>, abgerufen 17.05.2014,
Bornstedt, Wilhelm (1980): *Beienrode am Dorm bei Königslutter und Beienrode am Wohld bei Flechtorf und die Urkunde Kaiser Otto II. vom Jahre 980. Eine geschichtliche und siedlungsgeographische Untersuchung*. Braunschweigisches Jahrbuch, Band 61, S. 127-134.
Hundertmark, Edeltraut (1975): *Der Landkreis Gifhorn*.
Kretzschmar, Lars: *Die Schunterburgen. Beiheft zum Braunschweigischen Jahrbuch*. Selbstverlag des Braunschweigischen Geschichtsvereins. 1975.
Weber, Friedrich: *Hans-Joachim Iwand und das Haus der helfenden Hände in Beienrode*. In: *Braunschweigischer Kalender 2011*, S. 34-38.
Willeke, Georg: *Beiträge zur Geschichte des Kirchspiels Ochsendorf*. Gesammelt und bearbeitet in den Jahren 1913 bis 1925. Braunschweig, 1925.
Windholz, Angela: *Zur Geschichte der Deutschen Akademie in Rom*. <http://www.villamassimo.de/de/geschichte/geschichte-der-villa-massimo>, abgerufen 17.05.2014.

Der Mathematiker Richard Dedekind

Prof. Dr.h.c. Gerd Biegel

Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig



Beim 50-jährigen Doktorjubiläum von Richard Dedekind in der Preußischen Akademie am 10. April 1902 meinte der Festredner: „Wenn wir unsere Absicht nicht verfehlen wollen: Ihnen durch unseren Versuch einer Würdigung Ihrer hohen Verdienste um die Entwicklung der Mathematik in den verflossenen fünfzig Jahren eine Freude zu bereiten, so müssen wir uns bei Ihrem bescheidenen und schlichten Sinn möglicher Zurückhaltung und Kürze befehligen.“ Damit charakterisierte er Leistung und Person des Braunschweiger Mathematikers sehr zutreffend, denn nach seinem Lehrer Gauß gilt Dedekind als wichtigster Mathematiker des 19. Jahrhunderts und auch für die Entwicklung der Braunschweiger Hochschule war er von großer Bedeutung.

Richard Dedekind wurde am 6. Oktober 1831 in Braunschweig geboren. Vater und Großvater waren berühmte Professoren am Collegium Carolinum und Richard wuchs im Haus des Collegiums am Bohlweg auf. Nach dem Besuch von Martino-Katharineum und Collegium Carolinum (1848-1850) studierte Dedekind in Göttingen Mathematik und Physik. 1852 promovierte er in Göttingen, wo er auch zwei Jahre später habilitierte und bis 1858 als Privatdozent lehrte. Dedekind war einer der letzten Schüler und Habilitanten von Carl Friedrich Gauß. Die nächsten vier Jahre hat er als Professor am Polytechnikum in Zürich gelehrt, ehe er – nicht zuletzt auf Wunsch der Familie – nach Braunschweig zurückkehrte.

Richard Dedekind war von 1862 bis 1894 als Professor für Mathematik an der Hochschule (Collegium Carolinum, Polytechnikum, TH) in Braunschweig, der heutigen Technischen Universität, tätig. In vielfältigen Bereichen der Mathematik hatte Dedekind mit seinen Forschungen wichtige Grundlagen geschaffen, die teilweise noch immer von Bedeutung sind. Sein kleines Werk von 1888 „Was sind und was sollen die Zahlen?“ ist bis heute ein Klassiker der Ma-

thematik. Mit seiner Antwort, dass die Zahlen „freie Schöpfungen des menschlichen Geistes“ seien und sich »aus der menschlichen Fähigkeit, Dinge auf Dinge zu beziehen« erst ergeben, erweist sich Dedekind als Mitbegründer der modernen Mathematik und wird als „einer der größten und originellsten Mathematiker Deutschlands“ bezeichnet. Sein eigentliches Lebenswerk galt jedoch der algebraischen Zahlentheorie, wo er den Begriff des mathematischen „Ideals“ entwickelte. Trotz zahlreicher Rufe blieb Richard Dedekind in Braunschweig, was wohl auch auf den Einfluss der Familie, insbesondere von Mutter und Schwester Julie, zurückzuführen war. Julie, eine längst vergessene Schriftstellerin, führte den Haushalt des Bruders in der gemeinsamen Wohnung in der Jasperallee.

Dedekind hat sich große Verdienste um den Ruf und die Weiterentwicklung der Technischen Hochschule Braunschweig im 19. Jahrhundert erworben. Von 1872 bis 1875 war er Direktor der Hochschule und von 1877 bis 1881 hatte er das Amt des Vorstandes der Abteilung für allgemeine bildende Wissenschaften und Künste inne. In dieser Zeit fand der Wandel des Polytechnikums in eine „Technische Hochschule“ (1878) statt. Erfolgreich hatte sich Dedekind um eine zeitgemäße Umstrukturierung und Reform hin zur wissenschaftlichen Hochschule bemüht. Noch entscheidender war sein Einsatz für den Neubau des Polytechnikums. Dedekind war als Direktor der Lehranstalt zugleich Vorsitzender der Baukommission und hatte es verstanden, die immer neuen Schwierigkeiten bei der Planung und dem Bau weitgehend auszuräumen.

Am 16. Oktober 1877 konnte Dedekinds Nachfolger diesen Neubau einweihen. Für seine Verdienste war Richard Dedekind als Ehrendoktor der Universität Christiania (1902), der ETH Zürich (1909) und der TH Braunschweig (1915) geehrt worden. Zahlreiche Auszeichnungen und Akademiemitgliedschaften unterstreichen das hohe wissenschaftliche Ansehen des Braunschweiger Mathematikers. Richard Dedekind verstarb am 12. Februar 1916 in seiner Heimatstadt Braunschweig, die er trotz ehrenvoller Berufungen an andere Hochschulen, aus – wie es offiziell heißt – „Anhänglichkeit an Stadt und Land“ nicht mehr verlassen hatte.



Abb. oben: Richard Dedekind auf einer DDR Briefmarke von 1981, die in der Darstellung an seinen Satz von der eindeutigen Zerlegbarkeit der Ideale in Primideale im Ring der ganzen Zahlen eines algebraischen Zahlkörpers erinnert.

Abb. unten: Relief von Richard Dedekind am TU-Gebäude Pockelsstraße 4, gestaltet von Jürgen Weber. Foto Uwe Krebs.

Libellen – Räuber der Lüfte mit schillernden Flügeln



Horst Günter Meier

Viel länger als Säugetiere und Vögel gibt es Libellen, bereits seit über 300 Millionen Jahren sind sie nachgewiesen. In der germanischen Mythologie sind sie der Göttin Freya als heilig zugeordnet. Die heidnische Verehrung wurde von Missionaren verteuelt und sie bezeichneten die interessanten Tiere dann als „Augenstecher“, „Teufelsbolzen“ oder Teufelsnadeln“, auch die Bezeichnungen „Wasserjungfer“ und „Schleifer“ sind bekannt. Das langgestreckte Hinterteil mag wie ein bedrohlicher Stachel aussehen, aber sie stechen nicht, können allerdings kräftig beißen.

Die Libellen zeichnen sich durch ihren außergewöhnlichen Körperbau aus. Zwei Flügelpaare, die voneinander unabhängig bewegbar sind, gestatten ungewöhnliche Flugbewegungen, denn die Flügel sind auch einzeln verstellbar. Es gibt den „Stillstand“ in der Luft mit rüttelnden Bewegungen und es gibt Maximalgeschwindigkeiten bis 50 km/h. Die Flügel – einige Arten können auch rückwärts fliegen – haben durch abrupte Richtungsänderungen oft einen überraschenden Verlauf. Insgesamt sind die Flugkünste sehr beeindruckend. Libellen sind Jäger, sie erbeuten Fliegen, Mücken und weitere Insekten mit den Beinen ausschließlich im Flug und verzehren sie meistens auch sogleich. Um so fliegen und jagen zu können, hilft ihnen ihr hervorragendes Sehvermögen. Die doch riesigen vorgewölbten Augen der Großlibellen bestehen aus bis zu 30.000 Einzelaugen.

Es gibt etwa 80 Arten an heimischen Libellen, ihre Larven leben ein bis fünf Jahre in Gewässern. Während dieser langen Entwicklungszeit sind sie in Bächen, Flüssen und Teichen durch Einleitung von Abwässern, Einschwemmen von Düngemitteln und Pestiziden stark gefährdet. Im privaten

Gartenteich ist die auf der Roten Liste stehende Wasserpflanze „Krebsschere“ angesiedelt. Sie spielt bei der extrem seltenen Libellenart „Grüne Mosaikjungfer“ eine entscheidende Rolle, denn sie legt ihre Eier ausschließlich an dieser Pflanze ab.



Abb. 1 mitte: Keilfleck-Mosaikjungfer.

Abb. 2 oben: Gebänderte Prachtlibelle.

Abb. 3 unten links: Paarungsrad vom Großen Blaupfeil.

Abb. 4 unten mitte links: Große Königslibelle bei der Eiablage.

Abb. 5 unten mitte rechts: Vierfleck.

Abb. 6 unten rechts: Gemeine Keiljungfer.

Abbildungsnachweis: Autor.

